
Buchdruckerei H. Nuez u. Ko.,
Riga,
Domplatz Nr. 5.

Tartu Ülikooli Raamatukogu



Wenn man von der Chaussee abbiegt und etwa zwanzig Werst auf der Landstraße zurücklegt, dann sieht man schon aus der Ferne die roten Dächer von Meschwalden, die aus dem Laube alter Eichen und Linden hervorschimern. Dort, wo die Landstraße anzusteigen beginnt, fängt die berühmte Meschwaldensche Eichenallee, oder vielmehr eine der berühmten Meschwaldenschen Eichenalleen an, die sämtliche vom Gutshofe führenden Wege, und es sind deren nicht wenige, einrahmen. Die meisten dieser wunderbar schattigen Alleen sind ebenso wie der in der ganzen Umgegend berühmte Englische Garten von dem Landrat, dem Großvater des jetzigen Besitzers, angelegt und von den Nachfahren sorgfältig gepflegt und wo nötig ergänzt worden. Die Äste der schlanken Eichen stoßen über der Straße zusammen: sie bilden im Sommer ein grünes Gewölbe, unter dem man in angenehmer Kühle wandeln kann. Hart am Wege, gegenüber der großen Dreschschneue, befindet sich ein mit bemooften Feldsteinen ausgelegter Ziehbrunnen, aus dem in heißen Sommertagen so mancher Wanderer einen kühlen Trunk nimmt, auf der Steinbank rastet und den Blick über die im Sonnenglast flimmernden Felder schweifen läßt, die ringsum bis an den blauenden Wald wogen.

Alle nach Meschwalden führenden Straßen steigen sanft an, denn das Gut liegt, wie die meisten alten livländischen Güter, auf einer Anhöhe und beherrscht nicht nur die eigentliche Feldmark, sondern auch einen Teil des zu ihm gehörigen „Gebietes“, des Bauernlandes. Damals, als man den Hof als „festes Hans“ anlegte und Ordensritter und Mönche das wüste Land zu bebauen begannen, waren für diese Art der Anlage nicht nur wirtschaft-

liche, sondern auch taktische Gründe maßgebend. Das Land war mit Wald bestanden und von Sümpfen durchzogen, der Boden naß und kalt, da empfahl es sich, einen Gutshof auf einer Anhöhe anzulegen und sich auf diese Weise eine Vorflut zu schaffen. Noch wichtiger aber, als diese Erwägung, war der Umstand, daß die Lage fester Häuser auf Anhöhen den Inassen die Möglichkeit gab, wenigstens das von Wald befreite und unter den Pflug genommene Gelände überschauen und auf etwa nahende Feinde, mit denen man im Laufe von Jahrhunderten unablässig zu rechnen hatte, überwachen zu können.

Der einst beschränkte Umfang solcher Siedelungen erweiterte sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr; der militärische Zweck der livländischen festen Häuser trat allmählich so weit in den Hintergrund, daß er schließlich nicht mehr zu erkennen war. Heute handelt es sich nicht mehr um ein kleines Zentrum, auf dessen Gebiet nebenbei zu Zwecken der Ernährung der Besatzung des festen Hauses auch Landwirtschaft getrieben wurde, sondern der „Hof“ ist der Mittelpunkt eines ausgedehnten Besitzes, der aus der vom Hofe bearbeiteten Feldmark nebst Hoflagen und dem „Gebiete“, dem Bauernlande, besteht, das sich je nach der Größe des betreffenden Gutes aus einer größeren oder kleineren Anzahl von Bauernhöfen zusammensetzt; es gibt Güter, die einige Quadratwerst, und solche, die viele Quadratmeilen umfassen und in ihrem Umfange Herzogtümern gleichkommen.

Meschwalden ist eines von den mittelgroßen Gütern, das aus dem Hofe, einigen Hoflagen, dreiunddreißig Gesinden, einigen Krügen und ausgedehnten Wäldern besteht; sein Areal beträgt nach schwedischem Maß 32 Haken, 18 Thaler und 35 Groschen.

Wer heute auf dem oberen Balkon des Meschwaldenschen Hauses steht, erblickt, soweit das Auge reicht, nur Kulturland: die großen Wälder, die hier einst gestanden haben, sind im Laufe der Jahrhunderte spurlos verschwunden; man findet von ihnen, als von den Zeugen der Urzeit des Landes, nur noch zahlreiche mächtige Eichenstämme im Flußbette der Dumschupe, die in unzähligen Windungen durch das Meschwaldensche Gebiet fließt.

Soweit das Auge reicht, sieht man nur noch Kulturland: Felder, Wiesen, Weide, doch ermüdet das Auge nicht am Anblicke

einer fabrikmäßig betriebenen Landwirtschaft, die jedes Fleckchen Erde ausnützt, — so weit sind wir in Livland, Gott sei Dank, noch nicht; wir legen Wert auf einzelne kleine in das Kulturland eingesprengte Baumbestände, die für die livländische Landschaft so charakteristischen Birsen oder Altangen, von denen die meisten andeuten, daß hier eine Brandkultur getrieben wurde, d. h. daß man Wald abholzte, Rodung machte und den auf solche Weise gewonnenen Boden so lange bearbeitete, als die Düngkraft der Asche vorhielt; war diese Kraft erschöpft, dann überließ man das abgetriebene Land dem wohlthätigen Einfluß der Natur, die es bald wieder in Wald verwandelte, wonach wieder gerodet werden konnte. Heute ist diese primitive Wirtschaftsform verschwunden; wenn man Rodung macht, so geschieht das nur auf Waldböden, auf denen neue Gesinde fundiert werden, — solches Land wird also nun in dauernde landwirtschaftliche Nutzung genommen.

Die zahlreichen Birsen, die Meschwalden umkränzen, sind kleineren oder größeren Umfanges; sie bestehen zumeist aus Birken und Fichten, nur selten findet man einzelne eingesprengte Kiefern, desto häufiger aber Eichen, die im allgemeinen in unserem Lande selten zu werden beginnen. Was einst an gradschäftigen Eichen vorhanden gewesen ist, ist im Laufe der Zeit für schweres Geld von den Rigaschen Kaufherren erworben und für noch schwereres Geld ins Ausland zu Zwecken des Schiffsbaues verkauft worden. Stehengeblieben sind nur uralte knorrige Niesen, um die sich die Sagen des Volkes ranken und in deren Schatten noch so manches heimliche Opfer verschollenen Göttern dargebracht wird.

Diese Verbindung von Kulturland und Wald, die zur Erhöhung der Schönheit des landschaftlichen Bildes dient, ist es, die unserem Lande das charakteristische Gepräge gibt. Der Livländer mag sich befinden, wo er wolle, er mag alle begnadeten Schönheiten fremder Länder durstig in sich aufnehmen, — wenn er wieder in sein Land heimkehrt und Felder, Wiesen und Birsen schaut, wenn er hinter dem Horizonte, an dem der Wald in Dunstschleiern blaut, neue Wiesen, Felder und Gesinde weiß, dann geht ihm das Herz auf und er fühlt, daß das schönste Land auf Erden,

daß Gott geschaffen und der Mensch im Schweiß seines Angesichts bearbeitet, Livland ist.

So liegt Meschwalden als echtes livländisches Gut inmitten einer echten, livländischen Landschaft. Die Landstraße schwingt in weitem Bogen um den mit viel Raumverschwendung angelegten Gutshof; sie führt hart an der Rückseite von Wirtschaftsgebäuden und an dem Lattenzaune vorüber, der den Hof im Halbkreis umschließt. Alte Leute entsinnen sich noch der Zeit, da es keinen Lattenzaun in gemauerten und verputzten Steinpfosten gab, sondern der Hof von einem recht wüßt aussehenden Sprickelzaun, von dem sich noch Reste hinter dem Pfahllande erhalten haben, umgeben war. Damals, d. h. zu Zeiten des Landrats und seines Sohnes, des Rittmeisters, war auch das mit Blumenrabatten geschmückte Rondel vor der Anfahrt nicht vorhanden gewesen, sondern auf dem wilden Rasen vor der Anfahrt hatten nur die Eichen und Tannen gestanden, die noch jetzt dort zu sehen sind. Sowohl der Landrat, als auch sein Nachfolger, der Rittmeister, der den Krieg im Jahre 1812 mitgemacht hatte, hielten die Betäden scharf beieinander, lebten schlicht und sparten.

Der Landrat, der Meschwalden von einem entfernten Verwandten gekauft hatte, hatte den größten Teil seines Lebens in Riga verbracht und war nur selten nach Meschwalden, das von einem bewährten Verwalter bewirtschaftet wurde, gekommen. Er hatte sich auf seinem Gute nur wenige Jahre vor seinem Tode niedergelassen und sich um den Betrieb nur soweit gekümmert, als er die leibeigenen Bauern in strenger Zucht gehalten und es zu großem Reichtum gebracht hatte. Als er starb, hinterließ Georg Ferdinand Baron von Walden das Andenken an einen sehr klugen, etwas abwegigen und vornehmen Mann, der in sich verschlossen gewesen war und wenig Wert auf freundschaftlichen Verkehr gelegt hatte. Er hatte die letzten Jahre seines Lebens in der umfangreichen Bibliothek verbracht, die er angelegt und bis zu seinem Todestage ergänzt hatte. Die Hartknoch'sche Buchhandlung in Riga hatte ihn zu ihren besten Kunden gezählt. Das waren aber auch die einzigen Ausgaben, die er

sich gestattet hatte, — die Ausgaben für Bücher und schöne, ja sogar kostbare Einbände.

Ein Mann ganz anderer Artung war sein Sohn Paul Georg von Walden, der Rittmeister, gewesen. Als er nach langen Kriegsdiensten aus dem Napoleonischen Kriege heimgekehrt war und das väterliche Gut übernommen hatte, verstand er von der Landwirtschaft nicht viel; war er doch mit fünfzehn Jahren als Standardjunker in eines der Gardehusarenregimenter eingetreten und hatte sein Leben in Petersburg und im Felde verbracht. Als er seinen Abschied genommen hatte, war er der Heimat recht entfremdet und konnte sich nur schwer in die Aufgaben eines Gutsbesizers hineinfinden. Anfänglich beschränkte er sich im wesentlichen darauf, bei gelegentlichen Ritten und Gängen über seine Felder darauf zu achten, daß beim Ackern die Furchen schnurgerade gezogen wurden, — fand er irgendwo krumme Furchen, dann sprang er vom Pferde und applizierte dem Schuldigen eigenhändig eine wohlabgemessene Tracht Prügel, die er mit einer eindringlichen Rede in einem absonderlichen Gemisch von russischen und lettischen Kraftworten zu unterstützen pflegte. Gar bald arbeitete sich die Praxis heraus, daß der Rittmeister bei seinen Ausflügen auf die Felder nur noch unbemannte Gespanne sah, — die Pflüger hatten sich, wenn sie ihn erblickten, rechtzeitig in die Buschfaden gedrückt.

Man prophezeite dem Rittmeister, der ebenso wie sein Vater mit der Nachbarschaft wenig verkehrte, daß er bei den von ihm angewandten Wirtschaftsmethoden bald über den Kopf gehen würde, denn abgesehen von seiner vollständigen Unvertrautheit mit landwirtschaftlichen Dingen, hatte er aus seinem Kriegsleben einige Gewohnheiten mitgebracht, die Kopfschütteln hervorriefen. Erstens war es nicht ganz in der Ordnung, daß er unbeweibt blieb, wenn gleich sein Name und sein Reichthum ihn zu einem sehr erwünschten Freier gemacht hätten, zweitens aber bekam er es fertig, mitten in der Heuzeit auf Wochen und Monate zu verschwinden, und zwar hielt er sich dann in Petersburg oder in Riga auf. Was er in Petersburg trieb, blieb verborgen, doch Gutes konnte es wohl nicht sein, dagegen konnten seine Rigaschen Vergnügungen kein Geheimnis bleiben und es schien auch keiner Wert darauf zu

legen, daß sie verborgen blieben, er zechte und hasardierte dort mit einer Ausdauer und Unbekümmertheit, die als Folge eines wilden Soldatenlebens wohl verstanden, aber dennoch nicht gebilligt werden konnten.

Wenn der Rittmeister diese turbulente und kostspielige Periode seines Lebens finanziell mit einem blauen Auge überstanden hatte, so hatte er das nur dem alten Verwalter Drauding zu verdanken, der das oft gefährdete wirtschaftliche Schifflein mit fester Hand durch zahlreiche Klippen, die zwischen Riga und Petersburg lagen, steuerte und die Genugtuung erlebte, daß der Rittmeister schließlich nicht nur vernünftig, sondern sogar allzu vernünftig wurde. An seine tolle Zeit erinnerten zuletzt nur noch die recht zahlreichen, überaus stattlichen, jungen Buschwächter, Diener, Kutscher und sonstiges Gefinde mit kühn geschnittenen Gesichtern und strahlenden blauen Augen, die so hart und verwegen blicken konnten, wie es sich für solche Leute eigentlich ganz und gar nicht schickt.

Der Rittmeister heiratete in recht vorgerückten Jahren ein stilles, sanftes Mädchen und aus dem wilden Kriegsmanne wurde ein vortrefflicher Haushalter, der das Seinige nicht nur zusammenhielt, sondern es allezeit mehrte, wobei er von dem alten Drauding und dann von dessen Sohn, dem Dritten in der Meschwaldenschen Verwalterdynastie der Draudings, redlich und mit Sachkenntnis unterstützt wurde.

Der Rittmeister vergrößerte den Englischen Garten, pflanzte zu den Eichenalleen des Landrats noch einige, aber vor allen Dingen gestaltete er den ganzen Hof Meschwalden bauulich vollständig um. Zunächst wurde das bauwürdige hölzerne Wohnhaus abgebrochen und an seiner Stelle entstand das schöne massive Gebäude mit dem Empirefronton, den Säulen der Veranda, der Auffahrt und der ausgedehnten Zimmerflucht, die allmählich möbliert wurde. Das Hauptgebäude erhielt später die beiden niedrigen Flügel, in denen die herrschaftliche Küche, die Dienstuben usw. untergebracht sind. Der Rittmeister erbaute ferner den massiven Pfahlwand, die mächtige Kleeze, die Brennerei, die Mälzerei, die Bierbrauerei, das Gebäude für die Göpelmühle, die Dreschriege und schließlich umgab er den Garten mit dem mäch-

tigen Zaun aus Feldsteinen, der ihn vor den Ueberfällen der Jugend aus den Reichtshäusern wenigstens bis zu einem gewissen Grade schützt.

Auch der Fahrstall nebst Wagenhaus und der typischen Arkade ist ein Werk des Rittmeisters, der als alter Kavallerist diesem Bau ganz besondere Aufmerksamkeit zuwandte, hatte er doch die weitaus besten Fahrpferde in der ganzen Umgegend; einer der blauäugigen jungen Kerle war bei einem Bereiter in Petersburg in der höheren Fahrkunst ausgebildet worden; es war daher jedesmal ein bildhafter Eindruck, wenn der Rittmeister, was freilich nur selten geschah, mit seiner Gattin in der Nachbarschaft viereläng vorfuhr und Jurka wie aus Stahl gemeißelt auf dem Boche saß und im Vollgefühl seiner Kunst sein Geierprofil in die Luft reckte.

Freilich kriegte der Rittmeister, bei dem sich im Alter eine burleske Ader herausgebildet hatte, es fertig, auch mit Achten vorzufahren; zu diesem Behufe ließ er, wenn der Geist über ihn kam, vier säugende Stuten, die von ebenso viel Füllen begleitet wurden, anspannen, und zwar vor einen aus dem Nachlasse des Landrats stammenden Wosok, dessen Verdeck aus Matten bestand und an dem kein einziges Stückchen Eisen zu finden war, sogar die Schienen unter den eschenen Rufen waren nicht aus Eisen, sondern aus Eichenholz.

Wenn man anfänglich über die Baumut des Rittmeisters gelächelt und ihm wieder einmal prophezeit hatte, daß er über den Kopf gehen werde, so hatte man nicht recht bedacht, daß der Rittmeister eigentlich außerordentlich wohlfeil baute, denn die Anfuhr der Feldsteine kostete ebenso wenig, wie der Bau, denn das eine wie das andere wurde auf dem Wege des Gehorchs besorgt, und was die Bauern des Gebiets, die den Gehorck zu leisten hatten, nicht besorgten, war Obliegenheit der Hofshandwerker, die alle Branchen des Handwerks, angefangen vom Schneider bis zum Maurer vertraten. Meschwalden besaß sogar einen ganz ausgezeichneten Möbeltischler, an dessen Kunst noch heute die schön profilierten, polierten Türen und Türständer aus Eschen, Rüstler und Ahornholz im Herrschaftshause erinnern.

Der Rittmeister baute also sehr billig; die Hauptsache aber war, daß er zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, — die Feldsteine, von denen tausende Fuhren verbaut wurden, stammten von den Feldern und Wiesen des Gutes, auf denen nach dem Tode des Rittmeisters nicht einmal soviel gefunden werden konnte, um damit einen Hund zu schmeißen, dagegen standen diese Felder, dank dem Mühen dreier aufeinander folgender Draudings, in hoher Kultur.

Als der Rittmeister in hohem Alter starb, hatte er nicht nur alle Scharren ausgekehrt, die er in seiner Jugend Maienblüte dem väterlichen Erbe beigebracht, sondern er hinterließ seinem einzigen Sohne ein wohlausgebautes Gut und ein Kapital, das beträchtlich größer war, als einst die Hinterlassenschaft des Landrats.

Der gegenwärtige Besitzer von Meschwalden, Theophil Eberhard von Walden, der Assessor, ist ein Mann in den besten Jahren, der seinerzeit in Dorpat und im Auslande studiert, einige Jahre im Landesdienste gestanden und aus diesem den Titel „Assessor“ mitgebracht hat. Er hat früh geheiratet und sich der Bewirtschaftung seines Gutes gewidmet; im Verlaufe unserer Schilderung werden wir sehen, wess Geistes Kind der nunmehrige „Meschwaldensche“ ist. Vorab sei nur gesagt, daß er in Dorpat, wo er dem Studium der Rechtswissenschaft obgelegen, als Livländer nicht nur eine gefürchtete Klinge geführt hatte, sondern auch als brillanter Pistolenschütze bekannt gewesen war. An die Dorpater Zeit erinnern im Arbeitszimmer des Meschwaldenschen verblüehene bunte Deckel mit ungeheueren Schirmen, ein polierter Pistolenkasten mit ausgezeichneten Küchenreuterschen Pistolen, sowie eine Anzahl von Tabakspfeifen aller Kaliber und zahlreiche Aquarellbildnisse junger, buntbemützter Herren, bei denen der Künstler mehr Wert auf die Wiedergabe der Korpsfarben, als auf die Individualisierung der dargestellten Person gelegt hat.

Von den vulkanischen Eigenschaften seines Vaters hat der Meschwaldensche so gut wie gar nichts geerbt, wohl aber ist er ein guter Haushalter, der bemüht ist, sich den Behungen einer neuen Zeit anzupassen.

Sobiel zur Charakteristik der Besitzer von Meschwalden, und nun wollen wir uns auf dem Hofe Meschwalden umschauen, wengleich jeder Mensch die Anlage eines livländischen Gutshofes kennen müßte, denn die Grundlinien hierfür sind in Jahrhunderten festgelegt worden und man weicht bei uns auch in dieser Beziehung nicht gern von bewährten Traditionen ab. Diese Grundlinien, die natürlich je nach Größe des Gutes und Vermögens oder Liebhabereien des Besitzers in einzelnen Details sich verschieben und variieren können, sind so typisch, daß ein landfremder Dieb, der einmal in eine Gutskleete eingebrochen war oder einem Kälberstall seinen Besuch abstattete, diese Etablissements auf jedem anderen Gute selbst in finsterner Nacht mit untrüglicher Sicherheit auffinden und bearbeiten könnte. Da haben wir also das in seinem Aeußeren bereits flüchtig geschilderte Herrschaftshaus mit seiner mit Kopfsteinen gepflasterten und daher etwas geräuschvollen Auffahrt und der breit ausladenden Veranda, auf der bei festlichen Gelegenheiten einige sechzig Personen bequem Platz finden können. Vor dem Herrschaftshause befindet sich das mit einigen Blumenrabatten geschmückte, von einem niedrigen Lattenzaun umhegte, Rondel, auf dem zu allen Zeiten ein paar Pfauen ihr prunkendes Wesen treiben und etliche Jagdhunde sich tummeln. Links vom Herrschaftshause liegt die Kornkleete, etwas abseits einige andere Wirtschaftsgebäude, wie etwa die Handkleete, die alte, nun nicht mehr benutzte Tretmühle, eine kleine Scheune usw. Gegenüber dem Herrschaftshause liegt das einstöckige Verwalterhaus, in dem früher auch der Förster wohnte. Heute wohnt dort nur Drauding der Vierte. Die vierte Seite des Hofes bildet der Fahrstall, an den ein Stall für die Fohlen angebaut worden ist. Der Stall wird, wie sich das gehört, von drei uralten Linden beschattet. Dank dieser Anlage des Hofes kann der Besitzer einen nicht unwesentlichen Teil des Betriebes überblicken. Wenn er auf der Veranda steht, kann er sehen, was im Pfahlwand, der in einem mächtigen Viereck die Düngerstätte umschließt, geschieht, d. h. er hat einen Einblick in das Getriebe des Vieh-, Schweine-, Schaf- und Kälberstalles, die um die Düngerstätte gelagert sind. Er sieht, wie die Fuhren mit Heu, Stroh und Klee über die Auffahrten auf die Stallböden gebracht werden; er sieht die Mädchen die ermolkene

Milch zum Eiskeller tragen, wo die Wirtin waltet. Er kann auch den Arbeitsstall überblicken, in dem vierzig Arbeitspferde vom Stallmeister betreut werden. Im weiteren Umkreis, um den eigentlichen Hofraum liegen Brennerie, Brauerei, Mälzerei, der Ochsenstall und verschiedene andere Wirtschaftsgebäude, wie etwa die Schmiede, die Stellmacherei und die Knechtswohnungen mit ihren Ställen und Gärten.

So sieht Meschwalden aus. Hinzuzufügen wäre noch, daß zwischen den verschiedenen Gebäuden kleine, aus Faulbaum, Preisbeeren, Wildrosen, Jasmin und Syringen bestehende Boskets stehen, die in den Augen sämtlicher Wirtinnen, die in Meschwalden je gewirkt haben, ein Greuel sind, denn in diesen Boskets werden in linden Sommernächten die Fäden fester geknüpft, die sich während des Winters zwischen den Ställen und Gärtnerwohnungen und den Mädchenstuben gesponnen haben und mitunter zu Heiraten Hals über Kopf, oder andernfalls zur Degradation aus der näheren Umgebung der Herrschaft in den Vieh- oder Hühnerhof führen.

Auf dem Hofe von Meschwalden erstirbt das Leben nie; die Stimme Draudings hallt mächtig über den Hof und in den Ställen; Waggar, Borarbeiter und Staraste trompeten nicht viel leiser als ihr direkter Vorgesetzter; Pferde wiehern, Wagen rasseln, Hunde bellen, und wenn um die Mittagszeit Tiere und Menschen der Ruhe pflegen, dann spreizen die Pfauen auf der Brüstung der Veranda ihr schimmerndes Gefieder und stoßen hochmütiges Geschrei aus. In der Nacht schreitet der alte Nachtwächter Anschin in Begleitung seines ebenso alten Hundes Lahzit den Hof ab und schlägt mächtige Wirbel auf einer Trommel aus der Schwedenzeit. In kalten Winternächten hockt der wachsame Anschin mit Lahzit im warmen Misthaufen hinter dem Fahrstall und er verläßt diesen Schlupfwinkel nur von Zeit zu Zeit, um vor der Veranda zu wirbeln und damit zu dokumentieren, daß das herrschaftliche Gut treu bewacht wird. So tut jeder seine Pflicht in Meschwalden und alle sind zufrieden und haben ihren warmen Winkel und ihr Stückchen Brot, wenngleich es auch hier oft Kummer und Sorgen gibt, wie überall in der Welt.

Das Leben in Meschwalden geht seinen geregelten Gang, der von den landwirtschaftlichen Arbeiten bestimmt wird: es kann da nur kleine Aberrationen geben, die entweder von den Elementen oder vom Assessor nach vorhergehender Beratung mit Verwalter Drauding bestimmt werden. Alle müssen gründlich herhalten, denn die Felder müssen so und so viel tragen, es muß so und so viel herausgearbeitet werden, um alle hundert von Mäulern zu stopfen, die in Meschwalden um die Mittagszeit zur Schüssel eilen, wenn der dröhnende Schall des Klopfbrettes diese wichtigste Cäsur des Arbeitstages verkündet.

Wenn die Deuteböchin das Klopfbrett mit den Holzhämmern bearbeitet und virtuose Wirbel erschallen läßt, dann antworten bald aus Nah und Fern die Klopfbretter der umliegenden Gefinde. Sollten die Arbeiter einmal im Eifer des Scharwerkens die rufenden Töne überhören, dann würden die Pferde sie darauf aufmerksam machen, daß es Zeit ist zu mahlzeiten, — sie erlauschen die Töne selbst dann, wenn sie dem Menschen unhörbar sind, — sie spitzen die Ohren und wiehern ungeduldig, wenn man sie nicht sofort ausspannt.

Hundert nicht nur arbeitende, sondern auch pensionierte Fäuste schwingen in Meschwalden zu den Mahlzeiten den Holzlöffel. Neben den Hofsjungen und -Mädchen, sowie den herrschaftlichen Domestiken gibt es da die Halbinvaliden, die noch leichte Arbeit verrichten können, wie die Holzspalter, die Weber, die Wächter, Kohlenbrenner und Teerschweler, Hühnerweiber, Hundewärter, Bienenaufseher und andere Funktionäre, und dann die ganz Alten, die in kleinen Herbergen leben, dort ihr Gnadenbrot essen und auf den Tag warten, da man sie hinaustragen wird aus diesem mühseligen Leben zur letzten Ruhe. Und tagtäglich sind gelegentliche Esser zufriedenzustellen, wie etwa die Buchwächter, die Wild, Pilze oder Beeren auf den Hof gebracht haben, oder ein Bauer, der Fische abgeliefert hat, ein Händler oder auch städtischer Handwerker, wengleich man solche nicht gern beschäftigt, denn man hat ja seine eigenen Leute, zumeist handelt es sich nur um Spezialisten, wie Tapezierer, Dekorateurs, Maler usw. Die Zeiten sind doch anders geworden, als etwa in der Epoche des Landrats, da es auf einigen Gütern Maler

gab, die sogar nicht üble Bildnisse malten. Am besten gelangen diesen Künstlern freilich Orden, Ringe und andere Accessoirs, während man für die Anerkennung der Porträtähnlichkeit dann doch viel guten Willen aufbringen mußte.

Das Leben in Meschwalden geht seinen Gang. Die Felder tragen reiche Frucht, die Wiesen blühen und die Ställe gedeihen. In den Gärten reifen die Äpfel, die Pflaumen und Morellen, die Bienen summen und die Rosen blühen auf der Terrasse. Die Eichen in den Alleen und im Englischen Garten setzen gemächlich Jahresringe an: die Menschen werden grau und weiß, und wenn man sie eines Tages hinausträgt auf den Gottesacker, dann treten neue an ihre Stelle, die mit den Traditionen des Gutes ebenso fest verwachsen sind, wie es die Alten waren.

St. Georgi, der 23. April, ist einer der wichtigsten Tage im Kreislaufe des ländlichen Lebens, denn an diesem Tage beginnt das ökonomische Jahr; die Kontrakte und Abmachungen laufen in Livland von Georgi bis Georgi. An diesem Tage wechselt, seit in Livland die Freizügigkeit besteht, das Gesinde sein Dienstverhältnis, laufen Pachtverträge ab und beginnen neue.

Auf den Landstraßen und den Gesindewegen herrscht ungewöhnlich lebhafter Verkehr, denn die Wirte bringen nicht nur die Habe neu angeworbener Dienstleute in ihre Gesinde, sondern es finden auch Umzüge der Wirte aus einem Gesinde in das andere und sogar aus einer Gemeinde und aus einem Kirchspiel in das andere statt. Auf Schritt und Tritt begegnet man kleinen Knechts- oder Mädchenfuhren und ganzen Transporten eines in ein neugepachtetes Gesinde ziehenden Wirts. Aus der Größe des Transports und der Anzahl des Viehs, das blökend des Weges zieht, kann man auf den Wohlstand des betreffenden Wirts schließen: freilich kann man sich in dieser Beziehung mitunter täuschen, denn es ist von jeher Ehrensache gewesen, zum Georgitage Vieh und Pferde in guten Zustand zu versehen, damit man nicht zum Gespött der Leute wird. Die Kühe, die zumeist recht kümmerlich durch den Winter gekommen sind, — sie spielen ja kaum eine wesentlichere Rolle in der bäuerlichen Wirtschaft, als Düngerproduzenten zu sein, — sind sauber abgerieben worden und sie haben am Morgen eine tüchtige Portion Heu und Mehltrank bekommen, so daß den Tieren die Bäuche kludern. Immerhin kann es sich ereignen, daß das eine oder andere Stück, das man nach Winter am Schwanz aufgehoben hat, nicht mehr weiter kann, sondern trotz allen Zuredens und mehr oder weniger energischer Behandlung mit dem Weidenstecken unter der Obhut des Hüterjungen zurückbleiben und später im Wagen abgeholt werden muß, — ein derartiges Vorkommnis ist immer recht peinlich und

der Wirt sieht sich veranlaßt aus der Flasche, die am Georgitage eine sehr bedeutende Rolle spielt, einen tiefen Zug zu tun und über die verdammten Weiber zu wettern, die reinweg zu nichts nütze sind und nicht einmal das Vieh in Ordnung zu halten vermögen. Die Wirtin versteht natürlich nicht darauf hinzuweisen, daß sie ohne Futter das Vieh nicht durch den Winter bringen könne, daß die Beschaffung des Futters jedoch Sache der Männer sei. Weitere Dimensionen nehmen derartige Streitigkeiten freilich nicht an, denn man hat Wichtigeres im Kopfe, als solche nichtige Dinge des Alltags, zieht man doch auf eine neue Stelle; man hat einen Pachtkontrakt auf sechs Jahre abgeschlossen und nun steht alles in Gottes Hand, sowohl Gedeihen, als auch Verderb. Die Felder scheinen ja gut zu sein, aber wie es mit den Wiesen ist, das ist nicht ganz klar. Alle Hoffnung steht nun beim Hofe, es kommt alles darauf an, wie sich der Hof zu den Bauern stellt. Der Hof ist aber eine ungemein komplizierte Größe, besteht er doch in erster Reihe aus dem „Leelskungs“, der das Seinige zusammenhält, mit dem man aber in Fällen der Not reden kann, namentlich, wenn man das Glück gehabt hat, sich der Fürsprache der weichherzigen „Leelmahte“ zu versichern. Schwieriger steht schon die Sache mit Drauding, dem Verwalter, dem man absolut gar nichts vorschwindeln kann, weil er, weiß Gott woher, stets haargenau weiß, was ein Gefinde an Geldpacht und Gehorch leisten kann und was über seine Kräfte hinausgeht. Drauding verfügt in dieser Beziehung ganz entschieden über ganz besondere Kräfte, sagt man doch, daß seine Großmutter eine Zigeunerin gewesen sei. Ein ganz schlimmer ist aber der Förster, das ist nämlich ein Deutscher, mit dem man sich nur schwer verständigen kann und der ein hartes Herz hat. Wenn es einmal mit dem Verwalter nicht stimmt, dann haut Drauding einem eine um die Ohren, oder er greift in schwierigen Fällen zu seinem Rohrstoß, den er jährlich gleich nach Georgi zu erneuern pfllegt, und die Sache ist damit erledigt; das tut der Deutsche, der Förster, nie: wenn er einen einmal im Walde, der doch vom lieben Gott nicht für die Barone, sondern für alle Menschen geschaffen worden ist, beim Abhauen einer Zaunstange oder beim Bastreißen ertappt, dann muß man unbedingt zum Gemeindegerecht und dann heißt

es: zahlen. Mit dem Förster wäre es überhaupt sehr schlimm, wenn die Buschwächter nicht ein Einsehen hätten und beim Anweisen von Pergelholz, Bast und Baubalken nicht einmal alle fünf gerade sein ließen, freilich müssen die Bauern sich den Buschwächtern bei Begegnungen in der Hofschänke erkenntlich erweisen, sonst können auch sie sehr ekelig werden.

Aber letzten Endes ist man doch guten Muts, denn das Sonnchen wärmt und die Lerchen trillern. An den Grabenrändern blühen gelbe Butterblumen und blaue Mehlprimeln. Auf den Wiesen gaukeln bunte Falter, sprießt das erste grüne Gras, dem das Vieh sehnsüchtig entgegenschnuppert. In den Gefinden am Wege stehen die Leute am Zaune und schauen den vorüberziehenden Menschen nach, dem Kleinen weinenden Hüterjungen, der zum ersten Male in die Fremde hinaus muß, dem Mädchen, das im Sonntagsstaate auf seiner bunten Lade sitzt, und dem Jungen, der die Mühe keck aufs Ohr gerückt hat, und zuversichtlich zu einem neuen Wirt zieht. Die umziehenden Wirte halten wohl vor einem oder anderem Gefinde, wo befreundete Leute wohnen, um die Pferde zu verschmaufen und dem Vieh eine kleine Erholung zu gönnen. Dann bellen sich die Köter an, brüllen die Kühe und grunzen die mageren Schweine, während die Menschen einige Worte wechseln und dann weiterziehen, denn man will doch vor Nacht an Ort und Stelle sein.

So bunt ist das Leben auf der Landstraße am Georgitage, aber man glaube nicht, daß nur die Umzügler ihre Sorgen und Kümmernisse haben, — auch Verwalter Drauding hat sein Sorgenpäckchen zu tragen. Freilich braucht er sich wegen der Anwerbung von Knechten keine grauen Haare wachsen zu lassen, denn die drängen sich zum Hofe in einer Weise, daß man sie kaum abwehren kann, — das ist auch ganz verständlich, denn die Hofsjungen sind ja von der Ableistung der Militärpflicht befreit, da sind die Jungen gern bereit, auch um geringen Lohn zu arbeiten, denn wer möchte wohl auf fünfzehn lange Jahre zu den „Russen“, von wo man zumeist entweder als Krüppel oder als Säuser zurückkommt, wenn man nicht im Kriege totgeschlagen wird. Wer also kann, verdingt sich auf den Hof, während die Gemeinde zu

den „Russen“ die Taugenichtse, Diebe, Gesindel oder im Notfalle ganz arme Jungen stellt. Wegen der verheirateten Deputatknecchte, von denen zwölf in zwei zu Knechtsetablissemments umgewandelten Gefinden wohnen, braucht Berwalter Drauding sich vollends keine Sorgen zu machen, denn wer einmal in Meschwalden Deputatkneccht ist, gibt seine Stelle nicht auf, es sei denn, daß er wegen Untauglichkeit entlassen werden würde, was jedoch seit Menschengedenken nicht geschehen ist. Die Stellen erben sich durch Generationen fort, bis eine der Knechtfamilien soviel erspart hat, daß sie ein Gefinde pachten kann und damit auf eine höhere soziale Stufe gelangt. Das geschieht des öfteren, denn die Meschwaldenschen Deputatknecchte haben Garten und Kartoffelland, sie können zwei Kühe halten, erhalten auskömmliches Deputat und jährlich dreißig Rubel bar. Die Weiber müssen hundert Tage leisten, für die sie fünfzehn Kopeken täglich erhalten. Die Meschwaldenschen Knechte sind demnach weit und breit die wohlsituiertesten, und sie sind nicht wenig stolz darauf. Personalsorgen plagten also den wackern Drauding nicht, aber er hat gleich am frühen Morgen Merger gehabt. Am Georgitage klappt es nie so, wie es eigentlich klappen soll; die Leute lügen den ganzen Tag nach den Vorüberziehenden aus, und kaum hat der Waggar den Rücken gewendet, da sind auch schon Gespräche im Gange, während die Arbeit auf den Mägeln brennt, denn man hat infolge schlechter Witterung ohnehin spät beginnen können.

Drauding ist ärgerlich. Mit den Hofsjungen ist es reinweg nicht mehr zum Aushalten, es ist keine Disziplin in den Kerlen, sie nehmen sich allerhand heraus. Das ist kein Wunder, denn die Zeiten sind leider dahin, da man den Jungchen aufreißen lassen konnte; man gab da dem Schuldigen so eine kleine Federmarke, auf die eine Ziffer geprägt war, 10, 20, oder 25. Mit dieser Marke begab sich der Straffällige auf den Hof zum lahmen Jäschka, der nun als Invalide neben dem Faselhof lebt und Jäschka besorgte das Uebrige. Er hatte in einem Eimer einige Bündel Birkenruten, frisch und geschmeidig, mit denen er die Markeninhaber bearbeitete. Wenn der Delinquent einen Ferding opferie, dann berührten die Ruten die entsprechenden Körperteile nur sanft; trotzdem mußte der Geprügelte, als Zeugnis dafür, daß er seine

Strafe rite erhält, ein jämmerliches Geschrei ertönen lassen. Das gab es nun nicht mehr auf Meschwalden, und Drauding trauerte insgeheim der guten, alten Zeiten nach, denn sein Rohrstock allein konnte es nicht schaffen.

Wie etwa heute Morgen! In aller Frühe wurde alter Gewohnheit gemäß das Vieh zum ersten Male auf die Weide getrieben: da mußten alle Hofsjungen und Mädchen dabei sein, damit es kein Unglück gab, denn das Vieh benahm sich ganz unbändig, es raste brüllend und blöfend daher und äußerte seine Freude über die Befreiung von der winterlichen Anhalfterung auch dadurch, daß es sich gegenseitig die Hörner in die Rippen bohrte. Es mußte scharf aufgepaßt werden, daher gab man dem Viehpfleger alle disponiblen Jungen und Mädchen zu Hilfe.

Das ist nun alles gut und schön, leider knüpft sich aber an den ersten Weidetrieb, außer dem nachherigen Traktament mit Karraßch und Butter, auch noch die Sitte des Spritzens, das heißt die Jungen und Mädchen laueru einander auf und begießen sich ausgiebig mit Wasser, so daß schließlich nicht nur der Hof, sondern auch die Leutefüße schwimmt. Da hatte es sich ereignet, daß einer der Jungen in der Hitze des Gefechts die schwarze Annin, den Liebling der Wirtin, in die Jauchgrube gestoßen hatte. Annin hatte sich bei der Wirtin beklagt und diese hatte ihrerseits Klage bei Drauding geführt, wobei sie sich nicht ganz diplomatisch ausgedrückt hatte: das hatte den Verwalter veranlaßt sehr grob zu werden, und was das bedeutet, weiß man auf fünfzig Werst im Umkreise. Die Wirtin war weinend aus dem Kontor gegangen, und Drauding hatte mehrere auf Birkenknospen abgezogene Schnäpse nehmen müssen, um seine Nerven beruhigen zu können.

Nun steht Verwalter Drauding in dicken Wankleidern, hohen Schmierstiefeln und der blauen Baronsmütze auf der kleinen Veranda vor dem Kontor und wartet auf den Baron, der alter Tradition gemäß am Georgitage die Pachten von den Bauern entgegennimmt.

Vor dem Kontor summt es, wie in einem Bienenstock: es riecht nach Wankleidern und frischgefalbten Schmierstiefeln. Das

ganze Gebiet ist versammelt; der Gemeindeälteste und der Richter haben sogar ihre „Kubel“, die Abzeichen ihrer Würde, angelegt, sie und die Grundbesitzer des Gebiets halten sich, als die Aristokratie der Bauernschaft, abseits; an ihren ernstesten und würdigen Gesprächen beteiligt sich auch der greise Kirchenvormund, der freilich nur Pächter ist, aber dank seinem Amte und seiner Wohlhabenheit in hohem Ansehen steht.

Doch auch unter den Pächtern gibt es eine Scheidung; näher zu den Grundbesitzern stehen die Pächter der alten Gesinde, zu meist wohlhabende Leute, von denen einzelne ihre Gesinde wohl kaufen könnten, wenn sie sich dazu entschließen wollten, aber damit hapert es, denn wenn man auch das Geldchen beisammen hätte, so weiß man doch nicht, wie das mit dem Gesindekauf eigentlich ist und was die Zukunft bringen mag. Die Väter sind Leibeigene gewesen, man hat selbst Gehorch geleistet und zahlt nun Pacht und leistet einen Teil der Pacht in Arbeit, und nun soll man „Besitzer“ werden, sein Gesinde zu „erb und eigen“ haben!

Der Baron ist freilich dafür, daß gekauft wird, — er will sogar den Halbgehorch abschaffen, aber wer kann das wissen, welche Absichten solch ein „Veelskungs“ eigentlich verfolgt . . . So etwas muß denn doch sehr überlegt werden; man muß zunächst abwarten, wie es denen ergehen wird, die vor drei Jahren als Erste gekauft haben und nun Tilgung und Zinsen entrichten müssen.

Von dieser Gruppe von Pächtern unterscheiden sich in Kleidung und Auftreten die Waldwirte, deren Gesinde im Großen Walde liegen. Der Große Wald ist in früheren Zeiten, als die Herren noch unbeschränkt über die Bauern und Gesinde verfügen durften, eine Art Verbannungsort gewesen; man verschickte Wirte, die sich dem Hofe irgendwie mißliebig gemacht hatten, in den Großen Wald, wo der Boden im allgemeinen schlecht ist und man von der übrigen Gemeinde isoliert leben muß. An den Waldwirten werden also sozusagen die Sünden der Väter heimgesucht. Einzelne von ihnen sind Nachkommen von Wirten, deren Gesinde vom Rittmeister „gelegt“ worden, das heißt in Hoflagen verwandelt worden sind. In diesen Leuten schwelt dumpfer Groll wegen er-

littenen Unrechts, doch hüten sie sich wohl diesem Groll Ausdruck zu geben, bis auf einen unter ihnen, von dem die Rede sein wird.

Trotz aller Mühen können diese Leute nicht recht vorwärtskommen; sie können weder Stiefel noch auch bunte Halstücher anschaffen, sondern sie gehen in Bastshuhen und haben den Hals mit den Kopftüchern ihrer Frauen umwickelt. Es gibt unter ihnen tüchtige Menschen, doch auch solche, die mit der Pacht im Rückstande bleiben, und das ist eine schlimme Sache, denn so gut und gerecht der Leeskungs auch sonst ist, so ist er doch in bezug auf Zahlungen von eiserner Strenge. Er sagt, daß die Pachten nicht hoch bemessen seien, andererseits aber vertritt er den Standpunkt, daß man die Leute erziehen und sie nicht verschludern lassen dürfe, der Bauer müsse kurz gehalten werden, damit er zu etwas kommt und nicht verlumpt. Das hat der Leeskungs mehr als einmal dem Verwalter auseinandergesetzt, und dieser hat es dem Gemeindeältesten erzählt. In dieser Beziehung ist also mit dem Leeskungs nicht zu spaßen. Das weiß man, daher entringt sich mancher Brust ein schwerer Seufzer, denn das Pachtgeld ist nicht voll beieinander, da wird es denn ein Donnerwetter geben. Man wäre froh, wenn alles schon vorüber wäre und man in der Hoffhänke säße, wo der Georgitag altem Herkommen gemäß beschlossen wird.

Unter den Waldwirten spielt der Resniswirt eine gewisse Führerrolle; er ist einer von denen, dessen Gefinde einst „gelagt“ worden ist. Wenngleich er ebenso, wie die anderen Waldwirte, schlicht gekleidet ist und Basteln trägt, so hat er doch ein paar Winter die Schule besucht; er liest sogar eine Zeitung, aus der er verschiedene Dinge erfährt. Er ist einer der Verbreiter des immer wieder auftauchenden Gerüchts von der Zuteilung von Seelenland, das schon seit einem Jahrzehnt immer wieder auftaucht und in einigen Gemeinden bereits zu sehr unliebsamen Ereignissen, wie etwa zu dem sogenannten Bewershöflichen Krieg geführt hat. Auch heute weiß Resnis davon zu erzählen, daß man nun bald Seelenland erhalten werde, er habe davon in der Stadt gehört; in Estland habe der Kaiser den Edelleuten bereits das Land fortgenommen und es den Bauern gegeben, in Livland aber seien die Herren noch zu stark, der Kaiser könne nicht gegen

sie auffommen, denn der deutsche König stehe auf ihrer Seite; doch habe sich der Kaiser an den französischen König gewendet und nun werde man die Herren bald klein kriegen.

Solche Reden hören die Waldwirte gern; sie drängen sich um den Resnis, der seine Weisheit auskramt, aber da mischt sich der Gemeindeälteste in das Gespräch und fährt dem Resnis über das Maul.

-- Halt deine Zunge hinter den Zähnen, -- sagt der Gemeindeälteste gewichtig und er rückt seinen Kubel zurecht, -- du weißt, daß das, was du erzählst, Unsinn ist. Wie oft hat man von dem Seelenlande schon gehört, und doch ist nie etwas daraus geworden und wird auch nie etwas werden, wohl aber sind verschiedene Leute, die solche Dinge geredet und verbreitet haben, ins Loch gekommen, oder sie haben in Riga beim Ordnungsgericht ihre fünfzig aufgetachtelt bekommen. Das kann auch dir blühen, -- schließt der Gemeindeälteste seine Vermahnung und er rückt wieder den Amtsrubel auf seiner gestreiften Weste zurecht, so daß er in seinem ganzen Glanze in der Sonne glitzert.

Der Resnis macht ein abweisendes Gesicht, aber er antwortet nichts, denn gegen den Gemeindeältesten kann er natürlich nicht auffommen, aber er zwinkert seinen Freunden zu: er wird später in der Hoffschänke ganz genau berichten, was er über das Seelenland bei seiner letzten Anwesenheit in Riga erfahren hat. Jetzt darüber zu sprechen hat um so weniger Zweck, als der Verwalter eben auf die Veranda des Kontors getreten ist und dort auf und ab stampft: er qualmt aus einer kurzen Meer-schaumpfeife Schufow und spuckt über das Geländer in den Hof hinein.

Auf der Freitreppe des Herrschaftshauses erscheint der alte Diener Andrens, den noch kein Mensch anders gesehen hat, als in einem kurzschößigen schwarzen Gehrock, weißer Binde und weißen Zwirnhandschuhen. Andrens ist das Faktotum des Hauses, er erfreut sich ganz besonderen Vertrauens seiner Herrschaft; in seiner Verwahrung befinden sich das Silber, sowie die Schlüssel zum Weinkeller und Zigarrenschrank. Andrens schreitet langsam über den Hof. Er ist blauäugig, sein scharfgeschnittenes Geierprofil ragt stolz in die Luft. Die Leute fürchten den Andrens,

denn sie sagen, daß er eigentlich ein Gespenst sei, denn je älter er werde, desto ähnlicher werde er dem alten Herrn, dem Rittmeister, und dabei schaben sich die Alten, die sich des Rittmeisters erinnern, den Rücken und die Verlängerung desselben.

Endlich erscheint auch der Veelskungs. Drei Dackel und die Pointerhündin Diana bilden die Eskorte: langsamem Schrittes naht der Veelskungs dem Kontor; die Häupter entblößen sich und die Nächststehenden drängen sich an den Herrn heran, um seine Hand oder den Armel zu ergreifen und zu küssen.

— Guten Morgen, meine Lieben, — grüßt der Veelskungs freundlich und er nickt nach allen Seiten: dem Gemeindeältesten, den Richtern und dem Kirchenvormund reicht er sogar die Hand, aber sie wissen auch, was sich schickt und sie verstehen die Ehre, die ihnen erwiesen wird, zu würdigen, indem sie die dargereichte Hand vorsichtig, als ob sie aus Glas wäre, ergreifen und sich ehrerbietig auf sie herabbeugen.

Die Leute von Meschwalden haben ihren Veelskungs gern, denn wenn er auch in bezug auf Zahlungen sehr streng ist, viel strenger als andere Herren in der Nachbarschaft, so ist er doch gerecht und er ist darauf bedacht, das Gebiet vorwärtszubringen. In der That ist ihm das auch gelungen und die Meschwaldenschen sind nicht wenig stolz darauf. Es gibt unter ihnen nicht nur Grundbesitzer, sondern auch sehr wohlhabende Pächter.

Daß sie es zu etwas gebracht haben, verdanken sie eben dem Veelskungs, der keine Schlamperei duldet, sondern unverbeßerliche Lüderjahne und Faulpelze gnadenlos aus dem Gesinde hinauswirft. Wenn darüber auch so mancher um die Ecke gegangen ist, so hat sich unter dieser strengen Zucht doch das Niveau der Gemeinde gehoben und kürzlich hat der Veelskungs noch ein übriges getan, er hat auf seine Kosten ein Schulgebäude errichten lassen und es reichlich ausgestattet.

Wenn die Meschwaldenschen im Herbst Getreide oder Flachs nach Riga bringen, und andere Wegfahrer sie befragen, woher sie seien, dann heißt es immer: „Ja, ja, das sehen wir, denn so gute Pferde und so guten Anspann haben nur die Meschwaldenschen.“ Darauf sind die Meschwaldenschen besonders stolz, obwohl sie Ursache hätten auf etwas ganz anderes stolz zu sein, nämlich

auf die sittliche Hebung des Gebiets, die der Seelskungs auf die Weise bewirkt hat, daß er keinerlei Zwischenträger oder Klatsch duldet und damit eine der hervorstechendsten und abscheulichsten Seiten des lettischen Volkscharakters nach Möglichkeit zu unterdrücken bemüht ist. In dieser Beziehung unterscheidet sich der Meschwaldensche von den weitaus meisten seiner Nachbarn, die alter verwerflicher Unsitte gemäß nicht nur in der Gemeinde ihre „Ohren“ und „Augen“ haben, sondern sich sogar über ihre Verwalter, Förster und andere Beamte allerlei Klatsch und Stänkereien zutragen lassen.

Jeder Mensch in der Gemeinde weiß ganz genau, daß der Seelskungs jeden Versuch zu Zwischenträgererei damit beantwortet, daß er den Betreffenden an den Kragen faßt und ihn aus seinem Schreibzimmer hinauswirft, wo aber der Seelskungs zugreift, da fühlt man es noch drei Tage lang. Auch in dieser Beziehung ist er ein richtiger Herr.

Ebenjowenig duldet der Seelskungs Zänkereien oder gar Prozesse zwischen den Leuten, sondern er veranlaßt die Richter, den Streithähnen in der Gemeinde ins Gewissen zu reden und etwaige Streitigkeiten vor dem Gemeindegerecht zu erledigen, ohne die höheren Instanzen zu belästigen. Im übrigen haben die Leute so viel Vertrauen zu ihm, daß er in mehr als einem Falle den Schiedsrichter hat spielen müssen, kennt er doch die Gemeinde und ihre Bedürfnisse, und was er nicht weiß, das weiß Verwalter Drauding, der freilich ein harter Mann ist, aber wos Brot man iszt, des Lied muß man singen, daran ist nun nichts zu ändern. Ganz besonders dankbar sind aber die Leute dem Herrn dafür, daß er das Schulhaus erbaut hat und einen tüchtigen Lehrer besoldet, während die Seelmahte für das herrnhutische Versammlungshaus sorgt und selbst regelmäßig an den geistlichen Übungen teilnimmt.

Am Georgitage hat man nicht nur seine Zahlungen zu leisten, sondern alles vorzutragen, was man auf dem Herzen hat, und das ist nicht wenig und erfordert Zeit, denn der Bauer denkt langsam und antwortet bedächtig; er weiß ganz genau, daß die Herren ihm in jeder Beziehung überlegen sind und er in ihrer Hand ist, aber er ist auch nicht von heute und weiß sehr

gut seinen Vorteil zu wahren, — da heißt es eben auf der Hut sein, wohl überlegen und seinem Mundwerk Zügel anlegen; außerdem weiß man doch auch, was sich dem Leelskungs gegenüber schickt, man ist doch ein Mann und nicht etwa ein Weib, dessen Haare lang sind, während der Verstand an der kurzen Elle gemessen wird. Was ein Weib redet, ist doch nur Luft, während des Mannes Rede Bestand und Gewicht hat.

Freilich gibt es auch Ausnahmen, wie etwa die alte Plintene, die drei Söhne großgezogen, ihr Gesinde im vorigen Jahre zu erb und eigen gekauft hat und trotz der härtigen Söhne die Zügel des Betriebes fest in ihren knöchigen Händen hält. Die Plintene hat eben Dreimännerverstand; sie besitzt die Feuermorte, mit denen man das Feuer bannet; sie kann die Rose besprechen und Diebe festnageln, sie kämen nicht vom Fleck, wenn sie im Plintengefinde etwas grasen wollten; ihr Vieh gedeiht und ihre Felder sind die besten im ganzen Gebiet; sie pflügt, eggt und macht jede Männerarbeit, und wenn sie einmal den Söhnen oder den Schwiegertöchtern eine um die Ohren haut, dann brummt denen der Kopf noch drei Tage lang. Aber die Plintene ist eine Ausnahme. Wenn man nur ihr Maulwerk hätte, dann wäre es schon gut, dann könnte man vielleicht etwas von den Gehorchleistungen oder der Geldpacht abknapsen. Freilich sagt der Leelskungs, daß die Pachten in Meschwalden die billigsten in der ganzen Umgegend seien, zudem sei es nicht sein, sondern ihr Vorteil, wenn sie die Hälfte der Pacht in Arbeit leisten können, doch hat man es wirklich schwer und man darf doch auch dann hoffen, wenn die Aussichten auf Verwirklichung der Hoffnungen so gering sind, wie in bezug auf Herabsetzung der Geldpacht oder der Leistungen. Wenn in dieser Beziehung der Leelskungs hart ist, wie Feuerstein, so wird er hierin von dem Verwalter bestärkt. Der hat überall seine Finger und seine Nase drin, — dem mocht man kein X für ein U, freilich ist er lange nicht so schlimm, wie sein Vater gewesen war, aber die Zeiten sind eben anders geworden, als sie damals waren, als der alte Kriegsherr auf Meschwalden herrschte und der alte Drauding Verwalter war, da hatten die Gehorchsleute, — Geldpacht hatte es damals überhaupt nicht gegeben, — ganz anders herhalten müssen: da hatten die

Mädchen aus dem Gebiete in der Tretmühle tanzen müssen und die Jungen dienen auf dem Hofe beinahe um Gottes Lohn. Nun ja, die Zeiten waren gewesen und sie kommen nicht wieder. Freilich gibt es Alte, die ihnen nachseufzen, wie etwa der alte Lejas Krauklis, dessen Sohn ein Säufer ist und nun wegen einer Prügelei in Riga im Gefängnis sitzt: der alte Lejas Krauklis meint, die Jugend sei heutzutage nur deshalb so zuchtlos, weil sie auf dem Hofe nicht genügend geprügelt werde. Der Verwalter hat ja freilich seinen Stock, aber, du lieber Himmel, das ist ja gar nichts, das ist ja nur Spielerei, aber keine richtig Beschränkung, so meint der Lejas Krauklis, der schon an die achtzig ist.

Ja, dem Verwalter, dem ist es geglückt. Sein Großvater war auch schon Verwalter gewesen, aber er war noch in Pasteln gegangen, dieser ist aber schon ein ganz richtiger Deutscher geworden, er trägt am Sonntage Wichsstiefel und ein steifes Hemd, eine goldene Uhrkette und einen Rock aus feinem Tuch: mit dem Baron lebt er wie ein Bruder, nur daß er in dessen Gegenwart nicht raucht, nicht zuschlägt und nicht so fürchterlich schimpft, wie er das sonst tut. Brüllen kann er wie ein Dohle, in dieser Beziehung kommt mit ihm vielleicht nur der alte Pastor auf, der donnert, wie der Altvater um die Heuzeit.

Solche Dinge flüstern die Pächter sich auf dem Hofe zu: sie können nun ungeniert reden, denn Leelkungs und Verwalter sind in das Kontor gegangen und die Grundbesitzer, der Gemeindeälteste und die anderen großen Kadse sitzen nun auf der Veranda, wo sie ihre Pfeifen rauchen, — einige von ihnen haben sich sogar Zigarren angesteckt.

Nun ruft der Oberbuschwächter Lihzit, der in voller Ausrüstung in grünverbrämten Rock, mit Jagdtasche, Horn und Heupeitsche an der Seite, aus dem Kontor tritt, den Gemeindeältesten, der seinen Rubel zurechtrückt, die Zigarre beiseite legt und sich gemessenen Schrittes, wie es seiner Stellung entspricht, in das Kontor begibt. Im Kontor sitzen an einem mit Büchern und Birken bedeckten Tisch der Leelkungs, der Verwalter und der Schreiber, der das Geld zu zählen und die geleisteten Arbeiten zu berechnen hat. Die Arbeiten sind berechnet, dazu sind die Birken

da, von denen eine Hälfte auf dem Hofe, die andere beim Wirt bleibt, da kann es keine Irrtümer geben, die Sache ist klar, aber vergleichen muß man zu Georgi doch, das will der Leelskungs, dann kann es keine Nachrede und keine Unzufriedenheit geben.

Schreiber Legsdin, der in Riga in einem Kontor die Buchführung gelernt hat, hatte einmal die Absicht gehabt, die Birken, wie die Kerbhölzer genannt werden, abzuschaffen und an ihrer Stelle Büchelchen einzuführen, aber da hatte es beinahe eine Revolution gegeben, denn weiß der liebe Gott, was der Schreiber in das Büchelchen hineinschreiben mochte, während so 'ne Birke klar ist, wie der helle Tag. Was da hineingekerbt wird, bleibt für Zeit und Ewigkeit bestehen, es kann keine Mißverständnisse geben, man weiß haargenau, woran man ist. So dachten die Wirte und so dachte auch der Hofskleutenkerl, dessen Buchführung gleichfalls aus einigen Duzenden Haselstücken besteht, von denen er alle Daten über empfangenes und ausgegebenes Korn viel rascher ablesen kann, als der kluge Schreiber ihm mit der Feder zu folgen vermag. Es blieb also bei den Birken, die an zwei Wänden des Kontors an Bügeln aus Wacholder aufgereiht sind und zu Georgi durch neue ersetzt werden.

Mit dem Gemeindeältesten ist man bald in Ordnung, denn er hat alles im Kopfe. Er wickelt ein sauberes Tuch auf, in dem ein Päckchen Geldscheine liegt, übergibt dieses dem Schreiber, der es rasch durchzählt, die Eintragungen in den Büchern macht und der Quittung das Gutsiegel beidrückt: alles ist rasch erledigt, denn der Gemeindeälteste ist ein prompter Zahler und ein Mann von wenigen Worten.

-- Alles in Ordnung? -- fragt der Leelskungs, -- hast du einen Wunsch, Gemeindeältester?

-- Nein, gnädiger Leelskungs, -- sagt dieser, läßt dem Herrn die Hand und schiebt sich zur Thür hinaus.

Ebenso rasch werden die Grundbesitzer und die wohlhabenden Pächter erledigt; zwei von ihnen wollen ihre Gefinde kaufen, doch läßt sich das heute nicht erledigen, sie müssen an einem der nächsten Tage erscheinen, um die Vorkontrakte zu unter-

zeichnen. Einzelne wollen nicht mehr Arbeit leisten, sondern auf reine Geldpacht übergehen, — dagegen hat der Leeskungs nichts einzuwenden, doch kann der neue Modus erst nach einem Jahr angewendet werden, da das Wirtschaftsjahr bereits begonnen hat und derartige Ankündigungen ordnungsgemäß am vorhergehenden Jakobitage hätte erfolgen müssen.

Einzelne Wirte brauchen Baubalken, Ziegel, Kalk oder anderes Material, das ihnen gegen bestimmte Leistungen verabfolgt werden soll. Der Waldwirt Wehsit klagt, daß seine Wohnriege baufällig geworden sei und bittet um Material zu Remonte: doch will der Leeskungs davon nichts wissen; er will nicht, daß die Leute weiter in Riegen leben; wenn eine Riege baufällig wird, dann wird eine Herberge gebaut, so will es der Leeskungs und er gibt alles Material dazu, der Wirt hat nur die Handwerker zu bezahlen oder den Bau selbst aufzuführen. Früher lebten alle Bauern in Rauchriegen, ja, es hat in unserem Lande Zeiten gegeben, da selbst die Pastoren in Rauchriegen lebten und dort das Augenlicht verloren, denn es ist wahrlich kein leichtes Leben, wenngleich sich viele daran gewöhnt haben und sich nur schwer in das Leben in den hellen Herbergen finden können. Wie man weiß, wird in der Riege das Korn gedarrt und gedroschen. Während die Dörrkammer, in welcher es keine Glasfenster, sondern nur Lufen gibt, geheizt wird, füllt sich der schornsteinlose Raum mit Rauch, der langsam durch die Lufen, die Dunstschlote und in die Tenne abzieht. Die Familie des Bauern sitzt derweil im Loch vor dem Ofen, oder sie beschäftigt sich im Freien, oder im Stall. Die Balken der Rauchriegen glänzen von Ruß, während von dem auf den Darrhölzern aufgeschichteten Getreide die Fruchtigkeit herabtröpfelt. Die Riege wird schließlich auf Badestubentemperatur erhitzt, während durch die Lufen der kalte Wind hineinpfeift.

Das Leben im Ruß, Stank und Schmutz der Riegen ist natürlich in hohem Maße ungesund, aber der Wehsit möchte doch nicht gern an den Bau einer Herberge schreiten, er meint, der Rauch schade nicht nur nicht, sondern so ein geräuchertes Fell halte lange vor; wohl lächelt der Leeskungs zu diesen Worten, aber er bleibt unerbittlich, um so mehr, als er weiß, daß der Wehsit

wohl imstande ist, die Herberge zu bauen: also, entweder bauen, oder zum nächsten Georgi das Gefinde verlassen!

Der Wehrit schabt sich den Schädel und meint, dann werde er schon bauen, da der gnädige Leelkungs das wünsche.

Doch nicht bei allen Wirten erledigen sich die Besprechungen glatt. Ueber einige Rückständler bricht ein gewaltiges Donnerwetter los, das bis auf den Hof hinausfällt. Dem Resnis, der eine neupilberne Uhrkette zur Schau trägt und so tut, als ob er der Klügste in der ganzen Gemeinde wäre, ist sogar gekündigt worden, denn er kann nun schon den zweiten Termin nicht zahlen. Trotzdem verläßt er das Kontor erhobenen Hauptes; draußen sagt er, bis zum nächsten Georgi werde wohl schon der französische König eingegriffen und für Seelenland gesorgt haben.

Mittlerweile ist es Mittagszeit geworden; der Baron begibt sich zum Essen und Drauding desgleichen. Drauding ist „oben“ allein, nur am Sonntage speist er zusammen mit der Herrschaft, an den Werktagen verzichtet er darauf, „von wegen des Geruchs“, wie er der Baronin vor Jahr und Tag erklärt hatte. Und dabei war es denn auch geblieben, denn man kann Drauding unmöglich zumuten, daß er sich zu den Mahlzeiten umkleidet. So speist er denn allein, und läßt sich von der Wirtin und Andrews bedienen, aber seinen Schnaps nimmt er mit dem Baron zusammen, der vor dem Essen herauskommt und mit Drauding einen genehmigt.

Die Wirte lagern unterdessen auf dem Rasen vor dem Kontor und verzehren ihr Mittagsbrot. Die wohlhabenderen haben ein Stückchen Fleisch im Sack, einen Klumpen Butter in der Zibbe und sie holen aus der Hofschänke einige Flaschen Stofbier und ein Fläschchen Schnaps; die Armeren begnügen sich mit Dickmilch und Hansbutter, wozu sie aus dem Fäßchen saure Grütze trinken; dann strecken sich alle auf den Rasen und schnarchen ein Stündchen, während die Pfauen sie neugierig anäugen, hochmütig ihr blankes Gefieder aufplustern und mit schrillum Schrei davonstelzen.

Am Abend muß Verwalter Drauding einige Bitterschnäpfe nehmen, denn er hat wieder Aerger gehabt. Da haben Umzügler ihr Vieh auf den Winterroggen gelassen und ihn abgeweidet; am

Abend hat es in der Hofschänke Skandal gegeben, so daß der Krüger schließlich den Verwalter, als den Träger der gutspolizeilichen Gewalt, hat herbeiholen müssen. Den Skandal hatte natürlich kein anderer, als der Resnis veranlaßt, der geprahlt hatte, er werde dem Verlesung schon heimleuchten; er denke nicht daran, das Gesinde zu räumen, sondern er werde, wenn er nicht anders zu seinem Recht kommen könne, zum russischen Glauben übertreten, da könne ihm niemand beikommen, denn der Kronsglaube sei so stark, daß die Herren gegen ihn nichts ausrichten können.

Ueber dieses Thema war solange geredet und gejorrt worden, bis der Herrschaftskutscher Furka sich in das Gespräch gemischt und dem Resnis ein paar um die Ohren gegeben hatte. Schließlich hatte die ganze Brasse sich in den Haaren gelegen und da war denn der Krüger nach oben gelaufen und hatte den Verwalter herbeigeholt, der mit seinem Rohrstoß im Handumdrehen Ruhe und Frieden wieder hergestellt hatte.

Nachher hatte Drauding noch ein Hühnchen mit dem Krüger gepflickt. Er hatte ihm vorgeworfen, daß er den schon betrunkenen Leuten Schnaps gegeben habe, statt sie zum Tempel hinauszwerfen. Aber da war der Krüger frech geworden. Er hatte sich zunächst als deutscher Mann und Hirschenhoffscher Kolonist verbeten, daß Drauding ihn geduzt hatte und dann hatte er ihm erklärt, daß er die Pacht nicht zahle, um dem Pastor ins Handwerk zu pfuschen, sondern um sich und die Seinigen kümmerlich ernähren zu können. Das falle ihm schwer genug, denn der Hof lasse sich seinen schlechten Branntwein und das noch schlechtere Bier hoch bezahlen, es sei geradezu ein Skandal. Drauding hatte das blöde Gefasel nicht weiter angehört, sondern er hatte dem Krüger auf die Stiefel gespuckt und war davongegangen.

Darum nahm er nun am Abend die Bitterschnäpfe, wonach er allmählich die Welt wieder in einem rosigeren Lichte sah. Als er soweit war und die Schmierstiefel mit Hauschuhen vertauscht hatte, erschien der alte Fehpe, der alljährlich am Georgitage seine Bestände an Papiergeld von Drauding auf ihre Gültigkeit revidieren ließ. Es ereignete sich nämlich, daß einzelne „Silberscheine“ ungültig wurden und gegen neue Muster umgetauscht wurden und da wußte nur der Verwalter Bescheid.

Der alte Fehpe holte aus einem alten Sack einige Flaschen hervor, in denen sein Vermögen steckte. Das Geld wurde revidiert, und dann verschwand der Alte wieder auf seinen unhörbaren Bastisshuhen, um sein Geld irgendwo im Walde unter einem nur ihm bekannten Stein oder Stubben zu verbergen.

Doch nicht nur der Baron und Drauding haben am Georgitage ihre Sorge und Mühe, sondern auch auf der Baronin und der Wirtin, Mamsell Lotte Grundberg, lastet ein gerüttelt Maß von Sorgen, denn innerhalb des Hausgesindes haben verschiedene Verschiebungen stattfinden müssen. Da ist dem Stubenmädchen Emma etwas Menschliches passiert, und der Schuldige, der Reitknecht Nus, ist nicht zur Ehe zu bereden gewesen, er hat auf alle Vorhaltungen geantwortet, er sei nicht der alleinige Glückliche gewesen und wünsche nicht auch für die Sünder anderer einzustehen. Nus Emma ist nichts herauszubekommen, als ein Strom von Tränen. Der Baron hatte strikt abgelehnt, gegen Nus irgendwelche Gewaltmaßnahmen zu ergreifen, die Männer sind in dieser Beziehung bekanntlich sehr lax; so war denn nichts anderes übrig geblieben, als Emma zeitweilig auf den Hühnerhof zu verbannen, später würde sich dann schon ein Arrangement finden lassen, denn Emma ist nicht nur ein bildhübsches, sondern auch ein sehr gelehriges und tüchtiges Mädchen, das sich der besondern Gunst der Baronin erfreut. Im übrigen sollte diese Angelegenheit, wie einige verwandte, mit dem Pastor besprochen werden, wenngleich die Grundberg erklärt hatte, das würde nichts nützen, denn in den zwanzig Jahren, die sie in Meschwalden verbracht hat, sei es immer so gewesen, — in jedem Jahre passiere mindestens einem Mädchen etwas Menschliches.

Einige Personalveränderungen haben auch im Pfahllande stattgefunden. Weber Mahrzit ist nun so alt geworden, daß er nicht mehr gut sehen kann und durch einen neuen Weber ersetzt worden ist, der auf einem Nachbargute ausgebildet worden ist und ganz neue Muster für Tafelwäsche besitzt. Nun müssen den neuen Leuten ihre Obliegenheiten erklärt werden und man muß sie installieren. Die Stubenmädchen sollen Häubchen erhalten, wie die Baronin das im Auslande gesehen hat, da muß der erforderliche Stoff aus den Leimwandvorräten hervorgesucht und den

Nähterinnen übergeben werden. Das alles muß wohlbedacht werden, aber auf die Grundberg kann man sich verlassen, die kennt die Wirtschaft aus dem HZ und ihre Leute dazu. Bei der Grundberg geht nichts verloren, denn sie ist geizig wie ein Hitz, davon können die Hofsjungen ein Wort reden, die sie nur zu oft mit geräuchertem Schafffleisch füttert. Wenn Schafffleisch im Kessel ist, dann macht die Leutebäbin sich zeitig aus dem Staube, denn die Jungen bombardieren sie mit den zähen Schinken, denen selbst die Hasenhunde im Zwinger nichts anhaben können.

So hat auch die Grundberg ihre Sorgen, und nun war noch der Zusammenstoß mit Drauding gekommen, auf den sie trotz ihrer einundvierzig Jahre noch immer nicht alle Hoffnungen aufgegeben hat. Es ist doch, wie der alte Herrenhüterprediger am vorigen Sonntag so schön gesagt hatte, eine Tränenwelt!

Mamsjell Grundberg hat noch immer nicht alle Hoffnung auf Verwalter Drauding aufgegeben, wenngleich zwischen beiden auf Meschwalden so wichtigen Personen seit Jahren eine gewisse latente Spannung besteht, die unter Umständen selbst eine nichtige Veranlassung zu einem casus belli machen kann, dessen Austragung bei Mamsjell Grundberg Tränenströme entfesselt, während Drauding sich genötigt sieht die normale Dosierung Bitterschnaps zu verdoppeln.

Die Spannung zwischen Mamsjell Grundberg und Verwalter Drauding rührt seit dem Augenblicke, als Drauding die reiche Müllerstochter als Gattin heimführte und damit durch die matrimonialen Träume der jungfräulichen Grundberg einen dicken Strich machte. Das glaubte die Grundberg nicht verdient zu haben, denn sie hatte sich wirklich alle Mühe gegeben, das Herz des Verwalters zu erobern, und zwar wählte sie hierzu den bewährten Weg durch den Magen, indem sie den Verwalter mit den erlesensten Leckerbissen fütterte und auch sonst in jeder Weise um sein leibliches Wohl besorgt war. Und es hatte geschienen, als ob so viel liebevolle Aufmerksamkeit und Sorge schließlich doch zu dem erwünschten Erfolg führen würde, doch da war eine Episode dazwischengekommen, die die Berechnungen der Grundberg kläglich über den Haufen geworfen hatte. Auf Meschwalden weilte damals als Gast ein Better des Barons, ein Petersburger Husarenoffizier, der sich aus purer Langeweile an die damals jugendfrische und hübsche Grundberg herangemacht hatte. Es gibt in Meschwalden im Englischen Garten einen kleinen versteckten Pavillon, den der Rittmeister hatte errichten lassen und an den sich aus seiner Zeit ganz bestimmte Ueberlieferungen knüpfen. Diese Ueberlieferungen waren von dem Husarenleutnant und der Grundberg wieder lebendig gemacht worden. Oberbuschwächter Lihzit hatte nämlich dem Verwalter berichtet, der das Paar im Pavillon wiederholt hatte

verschwinden sehen. Die Beobachtungen Lihzits hatten Drauding zu einem raschen Entschluß getrieben; tatsächlich hatte er für die Grundberg viel übrig gehabt, denn sie war nicht nur eine treffliche Wirtin, sondern auch in bester Kondition gewesen, -- Drauding hatte sich nur nicht übereilen wollen. Nach den Mitteilungen Lihzits, die dieser mit einem heiligen Eide hatte bestärken müssen, hatte jedoch der Verwalter konstatiert, daß die Grundberg letzten Endes für ihn keine standesgemäße Partie gewesen wäre, denn wenn er auch von Bildung nicht allzu viel hielt, so haperte es damit bei der Wirtin doch recht erheblich, beschränkt sich doch ihr ganzer Bildungsgang auf ein paar Jahre „Schneiderieren“ und ein Lehrjahr in der feinen Küche beim Koch der Ressource in Riga. Solche Erwägungen waren bisher bei Verwalter Drauding nie aufgestiegen, doch nach dem Zwischenfall mit dem Husarenleutnant sah er die Sache in einem wesentlich andern Lichte. Den Teufel auch, dachte er, ich bin letzten Endes doch gewiß eine Standesperson, die ganz bestimmte Ansprüche machen darf.

Diesen Ansprüchen konnte nur Elsa, die einzige Tochter des Wassermüllers Normann, entsprechen, denn Elsa bekam nicht nur einen ordentlichen Bazen mit, sondern sie hat auch das kleine Examen gemacht.

Verwalter Drauding legte am nächsten Sonntage seinen blauen Anzug aus feinstem englischen Tuch und die broschierte Seidenweste an, umwand seinen Hemdenkragen mit einem schwarzen Seidentuche, fuhr so im höchsten Staat mit seinen beiden Schweißfächsen bei der Mühle vor und hielt um Müller-Elsas Hand an. Der Wassermüller, der zünftiger Meister ist, weiß, was sich schickt. Nachdem Drauding sein Sprüchlein hergesagt hatte, antwortete Wassermüller Normann, als ob er zum Quartal vor offener Lade säße: „Mit Gunst und Verlaub, es freut mich sehr, Herr Verwalter, aber das ist Weibersache, ich werde mit meiner Altchen sprechen.“

Das Gespräch mit der Altchen und Elsa war rasch erledigt und der Termin der Hochzeit, die natürlich nicht in die Arbeitszeit fallen durfte, festgesetzt worden. Den Beschluß von Draudings Brautfahrt bildete der Ankauf eines guten Kappens von Wassermüller Normann.

Nachdem das erledigt worden war, hatte Verwalter Drauding den Bündeljuden Pelit beauftragt, in Riga einen Liebesbriefsteller zu beschaffen, aus dem er nun an jedem Sonntage einen Brief mit wunderbar kalligraphischer Handschrift abschrieb und in die Wassermühle beförderte. Fräulein Elsa, die am Dienstag antwortete, hätte sich eigentlich die Mühe sparen können, denn sie benutzte genau denselben Briefsteller, aus dem sie die Antworten auf Draudings Ergüsse abschrieb. Drauding schenkte Elsa einen Ring mit Türkisen und Rosen, während Elsa für Drauding einen Gurt für den Reisepelz in feinsten Perlstickerei arbeitete. Man hatte dann geheiratet, der Junge war zur Welt gekommen, und drei Jahre später war die etwas zarte Frau Elsa, die gern die Gedichte Elise Polkos las, gestorben.

Seither waren die Hoffnungen der Mamsell Grundberg wieder rege geworden und sie ließen sich selbst durch den Umstand nicht unterdrücken, daß Verwalter Drauding einst in der Nachbarschaft auf die Frage, ob er nicht wieder heiraten werde, geantwortet hatte, er habe von einem Male die Nase voll. So ist aber das Frauenherz, es hofft und harret; schließlich hätte Drauding wirklich die Mamsell heiraten können, denn sie ist trotz ihrer einundvierzig eine sehr ansehnliche Dame. Knochenhauer Heß hat sie als Fachmann auf sechs Rud fünf Pfund Lebendgewicht geschätzt, und das wird wohl stimmen.

Eine stattliche Dame ist Mamsell Grundberg. Der versoffene Landmesser Schulz ist ihr kürzlich in der Dämmerung, als er aus der Hofschänke kam, in der Allee begegnet; er hatte dem Verwalter schreckensbleich berichtet, in der Allee gehe die Meischwaldensche Kirche spazieren. Das war natürlich Unsinn. Wenn Mamsell Grundberg an den Sonntagen, an denen deutscher Gottesdienst stattfindet, im Federwagen zur Kirche fährt, das Schwarzseidene anhat und ihre Ringe über den seidenen Teehandschuhen trägt, dann ist es gewiß kein Wunder, daß die Bauern an den Grabenrand treten und die Mücke ziehen.

Die ist nicht von schlechten Eltern, sagen die Bauern, die mit ihr zu tun haben, und wer hat auf fünfzig Werst im Umkreise nicht mit der Mamsell zu tun? Der eine hat Ferkel gekauft, der

andere Kälber, der dritte Enten und der vierte Gänse. Das alles ist in Meschwalden in vorzüglicher Qualität zu haben, denn der Meschwaldensche hat seinerzeit nicht nur eine schöne rotbunte Herde aus dem Auslande mitgebracht, als er zusammen mit Drauding hinausgefahren war, sondern er hatte auch Zuchtschweine und Kassegeflügel angeschafft: der Nachwuchs dieser Kassetiere verbreitete sich nun langsam aber stetig in der eigenen Gemeinde und den benachbarten Gebieten.

Drauding hatte sich damals von den Preußen keineswegs imponieren lassen, Milchertrag, Fettgehalt und dergleichen Dinge, von denen die Prussaken geschwabelt hatten, waren ihm recht gleichgültig, denn die paar Liespfund Butter, die man verkauft, spielen gar keine Rolle, — Frauenzimmersache, — aber diese großen Tiere mußten viel fressen, — so und so viel Pfund Heu, Häcksel, Mehl, Klee usw. erzählte der Preuße. „Blech,“ meinte Drauding, „wer Deimel wird denn dem Vieh das Fressen einwiegen, man schüttet vor, was eingeht und wenn man tüchtig vorschüttet, dann gibt es auch tüchtig Dung. Wer gut schmeert, der gut fährt.“ So war Draudings Rede gewesen und die Prussaken hatten gelacht, aber als es am Abend ans Grogtrinken ging, da lachten sie nicht mehr, denn Drauding trank sie samt und sonders unter den Tisch und kaufte während des Suffs für ein Spottgeld einen guten Schimmel, den er jedoch in Lanroggen wieder loschlagen mußte, weil er zu lahmen angefangen hatte.

Sechzig Stück rotbuntes Milchvieh stehen im Stalle von Meschwalden und dazu noch die beiden Bollen Pedro und Ujay, nach denen Knochenhauer Heß der Mund wässert. Er wird sie bekommen, denn alle drei Jahre werden wegen der Blutauffrischung zwei neue Bollen von Pepper aus Amalienhof bezogen. Der Stall untersteht Mamsell Grundberg, die dafür sorgt, daß das Vieh sauber gepuht und ausgiebig gefüttert wird. Sie empfängt die Milch, denn auch der Milchfeller gehört zu ihrem Ressort, das ihr genug zu schaffen macht, denn der Viehpfleger ist ein haariger Kerl, der sich mitunter besäuft und trotz seines Weibes und seiner acht lebendigen Kinder immer etwas mit den Mädchen vorhat. Aber mit Mamsell Grundberg ist nicht zu spaßen; wenn der Viehpfleger sich einmal etwas herausnimmt, dann hat er auch gleich

ein paar um die Ohren weg und dann kuschelt er sich schon und wird ganz klein.

Im Kälberstalle stehen immer zehn Stück Jungvieh und zehn Kälber zum Aufzug, was darüber ist, wird in der Wirtschaft verbraucht oder an die Bauern verkauft; drei Rubel für ein sechswöchiges Kalb ist nicht viel, aber die Bauern klöhnen selbst wegen dieser paar Rubel, wie das schon ihre Art ist. Die zehn Kopfen, die dem Viehpfleger zufallen, setzt dieser sofort in Schnaps um, oder er kauft für seine derzeitige Favoritin im Krüge Kringel und trinkt dort einen Schnaps zu drei Kopfen.

Der Schweinestall, in dem jahrein, jahraus acht Mastschweine und fünf Mutterfauen nebst einer Schar von Ferkeln grunzen und quieken, betreut Mamsell Grundberg mit dem Hofsmädchen. Mamsell Grundberg hat sich schon vor Jahren zu der Anschauung durchgerungen, daß Schwein und Schweinerei nicht Synonyme sind, sondern daß das Schwein zu den saubersten Tieren gehört: dementsprechend ist der geräumige Schweinestall blitzsauber; im Sommer beziehen die Schweine eine Sommerfrische am hinteren Teich, wo sie in einer Koppel und unter einem Abschauer leben und im Teiche nach Herzenslust fühlen und baden können.

— Wenn ihr die Schweine nicht sauber halten werdet, — sagt Mamsell Grundberg den Bauern, — dann geht lieber euer Geld gar nicht aus, die Schweine werden im Schmutz freipieren. — Diese Vorhaltungen haben bei dem einen und anderen Bauern doch Frucht getragen; daher kommt es, daß die Rigaschen Knochenhauer die Schweine aus dem Meschwaldenschen Gebiet ganz besonders schätzen und für sie hohe Preise anlegen. Es ist schon vorgekommen, daß die Knochenhauer beim Ballofschflug sich um ein Meschwaldensches Schwein in die Haare geraten sind, denn wenn man einem Ratsherrn einen Prima Schweinebraten zu liefern hat, und ein anderer einem so ein Primaschwein vor der Nase wegkaufen will, dann ist das eine Gemeinheit, die sich nur ein verfaultter Kerl gefallen lassen würde, aber unter den Rigaschen Knochenhauern gibt es keine verfaulten Kerle, daher wird neuerdings in solchen Fällen gelost, denn Gerechtigkeit muß sein.

Gleich neben dem Schweinestall befindet sich der Faselhof, den die Baronin selbst beaufsichtigt. Es schnattert, gackelt und kräht, gurrert, quarrt und ruft dort vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Kollernde Kalkuhnen marschieren neben watschelnden Gänsen und Enten, Hühner verschiedener Rassen trippeln einher, Perlhühner treiben ihr scheues Wesen; in einem besonderen Häuschen leben die Pfauen, die sich ebenso wie die Tauben unbeschränkter Freiheit erfreuen; den Oberbefehl führt hier der Kranich Jukko, der vor Jahren, bei Gelegenheit einer Jagd mit gebrochenem Flügel im Sumpfe gefunden und auf den Hof gebracht wurde, wo er heimisch geworden ist. Jukko ist Selbstherrscher; in Streitfällen entscheidet er mit raschen und energischen Schnabelhieben und dann stolziert er davon, denn auch er hat das Recht, ungehindert sich auf dem Hofe umhertreiben zu dürfen; er ist der Liebling der Herrschaft, die sich an seinem drolligen Wesen erfreut. Stundenlang hoßt Jukko auf der Ballustrade der Freitreppe, wo er sich von den Kindern füttern läßt, oder er ärgert die hochmüthigen Pfauen, indem er sie an ihren Schwanzfedern zupft; auch zupft er mitunter die Pflänzchen aus den Rabatten auf dem Rondel, die Gärtner Lehmborg gepflanzt und sorgfältig angegossen hat. In hohem Schwunge fliegt eine Pflanze nach der anderen in die Luft, und wenn das Zerstückungswerk vollendet ist, dann führt Jukko mit heiserem Gekrächz einen Kriegstanz auf, der so drollig ist, daß sogar der alte Lehmborg lachen muß und droht: „Hart, hart Teifelsjukko, ich komm son mit Tod!“

Natürlich muß Mamsell Grundberg auch in den Faselhof schauen und der alten Ilse und deren Handmädchen mit Rat und Tat zur Seite stehen. Es gilt da nicht nur den jungen Nachwuchs zu fördern, die Eier einernten und sachgemäß aufbewahren, ältere Tiere und Küchlein vom Leben zum Tode zu bringen, sondern auch die Federn einsammeln, die an den langen Winterabenden von Ilse und ihren Mädchen gereinigt, gesplissen und zu Pfählen und Rissen verarbeitet oder in großen Säcken auf dem Boden des Herrschaftshauses aufgespeichert werden. Die alte Ilse hält die Mädchen in der Zucht des Herrn, denn sie hat nicht nur ein böses Maul, sondern auch dürre Fäuste, und das ist gut so, denn zu Ilse kommen nur die Mädchen, die sich

etwas zuschulden haben kommen lassen, und wenn die Flie die Mücken nicht vertreiben kann, an der ist Hopfen und Malz verloren, die geht vor die Hunde. Hat aber eines dieser Mädchen seine schwere Stunde hinter sich, dann ist die Flie wie ausgewechselt, sie umgibt Mutter und Kind mit aller Sorgfalt und versteht es fast immer den ehescheuen Vater in Hymens Joch zu zwingen, und sei es mit Hilfe ihrer dürrn Fäuste, die ganz infam scharf in Haarschöpfe hineinfassen und Ohren zu beträchtlicher Länge zu dehnen verstehen.

Von den einstigen Schafferden, den Negrettis und Elektorals, sind einige vierzig Stück nachgeblieben, sie stehen auf einem der Beigüter, wo sie von einem ausländischen Schäfer gehütet und gepflegt werden: die Wolle dieser feinen und edlen Tiere wird versponnen und vom Weber zu Stoffen für die Herrschaft verarbeitet; an den Winterabenden wird in den Mädchenkammern getodt und gesponnen und das Gespinnst zum Weber gegeben. Dieser fertigt nicht nur Stoffe für Kleidung an, sondern er webt auch Decken, Dielenläufer, Pferdedecken und alles andere an Geweben, was man in der Wirtschaft nötig hat. In besonderen Kammern auf dem Boden lagern ganze Ballen von Herrschafts- und Leutestoffen, Decken und tausend anderen Dingen, wie Laken, Tischtüchern, Servietten, Taschentüchern, Vorhängen usw. usw., denn man hat ja nicht nur für die Wirtschaft zu sorgen, sondern auch an die Mussteuer für die jungen Barone und die kleinen Baronessen zu denken.

Mamsell Grundberg weiß ganz genau, wieviel Liespfund Flachß oder Wolle ein Mädchen im Laufe des Winters verspinnen kann, sie gibt nur das Rohmaterial heraus und kümmert sich im übrigen wenig um die Spinnstube, wo es gewöhnlich fürchterlich heiß und qualmig ist, denn in der Spinnstube brennen aus Sparsamkeitsrückichten Pergel, die entweder in den Spalten des gewaltigen Ziegelofens oder in besonderen S-förmigen Eisenklammern stecken, die ihrerseits auf beweglichen Gestellen angebracht sind. Unter den Pergeln steht ein Topf voll Wasser, in den die Kohle fällt, die von Zeit zu Zeit einer der Hüterjungen abzustößen hat.

Die Bergel hat der Nachtwächter aus gradspässigen, kienigen Kiefernklößen zu fertigen, zu trocknen und zu bündeln. Die Bergel geben ein schwaches Licht, aber viel Rauch, dessen man sich entledigt, indem man von Zeit zu Zeit die Thür öffnet und den Rauch abziehen läßt. Infolge des Rauches sind Oberlage und Wände der Spinnstube glänzend schwarz. In den Ritzen des Ofens zirpen unablässig Hunderte Heimchen und zwischen den Balken rascheln die Prussaken.

In der Spinnstube schnurren einige zehn oder fünfzehn Spinnrocken; die Mädchen singen bei der Arbeit, oder sie erzählen sich Märchen. Vom Prinzen, der durch einen Wald ritt, und ritt, und ritt, bis er zu einem Schloß gelangte, wo die wunderschöne Königstochter lebte. Oder von Sunpurns, der im Moore auf dem Goldtopfe sitzt und Feuer speit, oder die Legende von der Rose von Treiden, die ganz besonders beliebt ist. Wenn man vor der Mamsell sicher ist, erscheinen die Zungen, die ihre Pfeife rauchen. Dann gibt es eine muntere Unterhaltung; man hält ein Bäuschchen Hede über den Bergel, das Bäuschchen entzündet sich und es fliegt nun entweder in die Höhe, oder es sinkt in den Wassertopf; je nachdem es seinen Weg nimmt, werden ganz besondere Dinge mit der Person, in deren Namen man das Bäuschchen steigen ließ, geschehen, zumeist handelt es sich um derbfomische Voraussetzungen, so daß des Lachens und Rührens kein Ende ist; auch die Gestaltung der Kohle am Bergel wird verschieden gedeutet, es kann ein Freier in Aussicht stehen, einer kann betrunken werden oder eine Tracht Prügel bekommen usw. Mitunter vereinigen sich die Stimmen der Zungen und Mädchen zu einem hübschen Chorgesang; doch wenn die Uhr zehn ist, werden die Bergel gelöscht und man begibt sich zur Ruhe, denn der Tag beginnt um vier Uhr und man hat tagsüber tüchtig schaffen müssen.

Mitunter erscheint in der Spinnstube Stallmeister Bredis, doch geschieht das nur, wenn er leicht angeheitert und redselig ist. Die Mädchen und Hofsjungen lauschen respektvoll seinen Erzählungen aus Petersburg und dem Kaukasus. Im Palast des Kaisers von Petersburg sind die Zimmer so groß, daß der Kaiser eine Troika anspannen lassen muß, um zu seinem Throne zu

gelangen. Im Kaukasus sind die Berge so hoch, daß sie in die Wolken hineinragen und die Mädchen beim Wäschewaschen die Balkhölzer und anderes Gerät hinter die Wolken stecken können. Solches und anderes erzählt Stallmeister Bredis, der überall dabei gewesen ist und zu dem der Kaiser selbst einmal gesagt hat: „Sukin syn!“ Solch ein Kerl ist der Bredis!

Der ausländische Schäfer hat neben seinem direkten Beruf auch den des Hoflichtziehers auszuüben. Das Lichtziehen ist gleichfalls eine Winterarbeit, denn die langen Abende müssen nutzbringend verwertet werden; und dann kann auch der nötige Talg für die Lichtfabrikation beschafft werden. Er wird zum Teil in der eigenen Wirtschaft erzeugt, zum Teil aber von den betriebsamen Pehalitern erworben, die mit Leinwand und Talg durch das Land ziehen und mit allen möglichen anderen Dingen handeln und zu Wohlstand gelangen. Die Pehaliter sind schlanke, hübsche und gerissene Kerle, die ein freies Wesen zur Schau tragen und Haare auf den Zähnen haben: aber man muß sich bei ihnen vorsehen, denn sie verstehen es meisterlich, in die Talgklöße Wasser einzuschmelzen und auf diese Weise zu beschummeln. Aber in Meschwalden hat man alte zuverlässige Lieferanten, da kann so etwas nicht vorkommen.

Der Schäfer zieht Talg-, Stearin- und Palmlichte; für den Herrschaftsgebrauch fertigt er auch dicke Wachslichte, vier auf 8 Pfund. Die Talglichte werden auf recht primitive Weise hergestellt: man befestigt an einem langen Stabe die Dochte, die man so lange in einen Trog mit flüssigem Talg taucht, bis die Lichte die erforderliche Dicke erlangt haben: dann werden sie etwas beputzt und sie sind gebrauchsfertig. Palm-, Stearin- und Wachslichte werden dagegen in Blechformen gegossen, wobei zu dem Schafstalg noch Rindertalg hinzugefügt wird.

In den herrschaftlichen Zimmern werden nur Stearinlichte, zu Festen auch Wachskerzen und bei ganz großen Festivitäten sogar Walratkerzen angezündet. Kürzlich hat der Baron aus Niga eine Petroleumlampe mitgebracht. Das ist eine amerikanische Erfindung, hat aber ihre Schattenseiten, denn das Petroleum, wie das stinkende Zeug heißt, soll, wie das die „Nigaische Zeitung“ kürzlich meldete, die unangenehme Eigenschaft haben zu explo-

dieren. Das hat auch der Diener Andrews gelesen, denn der Baron gibt ihm sowohl die „Nigafche“ als auch die „Petersburger Zeitung“, wonach sie zu Drauding und dem Förster gelangen, die die Blätter als Material für Flintenpfropfen hochschätzen. Also die Petroleumlampe war bei Höflinger gekauft worden und mit ihr war auch eine große Kanne des teuren Petroleums eingetroffen. Man füllte das Bassin, aber niemand wagte es, das Ding anzuzünden und in Betrieb zu setzen. Schließlich rief man den Reitknecht Ans, der selbst den Gottseibeiuus nicht fürchtet. Ans zündete die Lampe an und bekam einen großen Schnaps dafür. Andrews hatte im Büfettzimmer für alle Fälle sogar einen Spann Wasser bereit gehalten, über diesen Spann stolperte Ans, so daß das Wasser sich bis in das Wohnzimmer ergossen hatte.

Wenn auch die Lampe hell und gleichmäßig brennt, so traut man doch dem Dinge nicht, ganz abgesehen davon, daß der Betrieb sich teurer stellt, als Lichte und die schönen Moderateurlampen, die im Arbeitszimmer des Barons und im Boudoir der Baronin neben Lichten verwendet und mit harmlosem Küßöl gespeist werden. Freilich werden die Moderateurlampen nur wenig benutzt, denn schließlich genügen Palmlichte für den Alltagsgebrauch. Es sitzt sich gemütlich bei dieser Beleuchtung, wenn man aufpaßt und die Lichtschere rechtzeitig in Anwendung bringt, um die Diebe und Schwänze abzuknipfen: freilich darf das nicht in der Weise geschehen, daß man zugleich mit dem verkohnten Docht auch die Flamme abschneidet, dann muß das Licht mit einem der Fidiбусse wieder angesteckt werden, die in einem besonderen Behälter sorgfältig gekniffen bereit stehen. Mit Fidiбусsen setzt der Meschwaldensche seine Pfeife in Brand: freilich beruht er auch ein chemisches Feuerzeug und Schwefelhölzer, die man in ein Fläschchen mit Säure taucht, wonach sie aufflammen, aber Fidiбусse sind schließlich doch bequemer und auch billiger. Die Leute haben Schwamm, Feuerzeug und Stahl: in der Küche muß die Leutenköchin am Abend die Herdglut unter der Asche bergen und sie am nächsten Morgen wieder anzufachen. Die wichtigsten Beleuchtungsmittel sind also nach wie vor Bergel und Lichte, die braucht man nicht aus Amerika und anderen phantastischen Ländern zu beziehen, da weiß man ganz genau, woran

man ist und man braucht nicht zu fürchten, daß man einmal in die Luft gehen wird. Die Zeitungen bringen fortlaufend Nachrichten über derartige Unfälle. Im übrigen weiß man, daß Wassermüller Normann sich gegen Rheuma mit Petroleum salbt, während man von Parochiallehrer Schwalbe erzählt, daß er das Zeug trinke, um die Stimme klar zu erhalten.

In der Schafferei lagern ganze Stapel Dichte, mit denen jedoch hausgehalten wird, — dafür sorgt schon die Mamsell. Herrgott, was ist nicht alles in dieser Schafferei, die drei große Zimmer mit unzähligen Rigolen umfaßt, aufgestapelt! Da stehen die Säcke und Tonnen voll Mehl, Grützen und Graupen, Pöfelfleisch, gedörrte Früchte, unabsehbar lange Batterien von Saftburken, von denen die meisten wegen der Dauerhaftigkeit mit feinem Birkenbast umspinnen sind, Schinken, Geflügel, Wild, Würste und in tausend Büchsen, Flaschen und Töpfen Eingemachtes aller Art, angefangen von marinirten Barawiden bis zu verzuickerten Melonenschnitten.

Das alles hat die Mamsell einzumachen, zu betreuen, auszugeben, zu revidieren und zu ergänzen. Dafür fühlt sich aber auch Mamsell Grundberg: wenn sie durch die Schafferei schreitet, dann biegt sich die Diele unter ihrer gewichtigen Person und auf den Rigolen klingeln und klirren die Geschirre aneinander. Es fehlt an nichts in Meschwalden: es ist einerlei, miewiele Gäste vorfahren: wer es auch sei, jeder kann zu jeder Zeit so aufgenommen werden, wie es in Meschwalden üblich ist, und wenn es der Gouverneur und zehn Gouverneure wären, — die übrigens doch nichts anderes sind, als nur Tschinodrallen.

Das Meschwaldensche Haus ist vom Rittmeister erbaut worden. Die Namen der Baumeister, Zimmerleute und Maurer sind an der Innenseite der aus schweren Eichenbohlen gefügten Haustür verzeichnet. Diese Tür wird mit mächtigen Riegeln und Schlössern gesichert, denn der Rittmeister war ein Kriegsmann gewesen und hatte während seiner Kriegszüge gesehen, wie man in fremden Quartieren hauste. Durch diese Tür gelangt man in das große Vorhaus, eine Art Halle, in der nicht nur die Kleiderrechen, sondern auch einige mächtige Schränke stehen. An den Wänden hängen an zackigen Elchgeweihen Gewehre, Pulverhörner und Schrotbeutel von gewaltigen Dimensionen, Jagdhörner, Hekpeitschen, Sattelzeug und Fischereigeräte. Eine breite, schöngeschwungene Treppe führt aus dem Vorhaus in das obere Stockwerk.

Die Dielen im Hause Meschwalden sind zum Teil gestrichen, zum Teil aber sind sie im Naturzustande, woher sie an jedem Sonnabend unter ungeheurer Vergeudung von Wasser, Seife und Scheuersand von einigen rüstigen Mädchen mit Schrubbürsten und Lappen so lange bearbeitet werden, bis sie schneeweiß blinken, wonach sie mit feinem weißen Sand bestreut werden, der angenehm unter den Stiefelsohlen knistert. In den Korridoren sind die Dielen abgetreten, so daß die Nester als kleine Hümpel aus den Dielen hervorragen und von Zeit zu Zeit abgemeißelt werden müssen. Trotzdem werden die Bretter noch lange vorhalten, denn damals verbaute man nicht windige Bretter, sondern man nahm ordentliche dreißöllige Planken. Als das Haus gebaut wurde, da hatte der Wald zu Streckbalken und Lagerhölzern die mächtigen Eichen seines Bestandes hergeben müssen und diese waren nicht etwa sofort eingebaut worden, sondern man hatte sie erst richtig lufttrocken werden lassen, denn erstens hatte man Zeit und zweitens baute man nicht für heute und morgen, sondern sozusagen für die Ewigkeit, die nach libländischen Maß mindestens zehn Generationen umfassen muß.

Wenn geschauert worden ist, riecht das ganze Haus nach Seife und Feuchtigkeit; eines der Stubenmädchen trägt einen heißen Bolzen durch die Zimmer und Fräulein Leokadie träufelt auf den Bolzen wohlriechenden Essig, der benimmt nicht nur den Seifengeruch, sondern ist überhaupt gesund, denn er läßt weder Grippe noch Bräune aufkommen. So meint Fräulein Leokadie, die diese sonnabendlichen Räucherungen vornimmt und sich mitunter, wenn der Essig ausgegangen ist, mit getrockneten Radikbeeren begnügen muß, aber geräuchert muß unbedingt werden, denn sonst würde Fräulein Leokadie sofort Vapeurs bekommen und unablässig die schöngestickte Sonnette in ihrem Zimmer in Bewegung setzen, denn, wenn Fräulein Leokadie Vapeurs hat, dann muß sie beständig ein Stubenmädchen um sich haben, an dem sie ihre schlechte Laune auslassen kann.

Zu des Rittmeisters Zeiten waren die Zimmer schlicht getüncht. Malermeister Hübner aus Hirschenhof hatte nicht nur die Dielen in Parkettmuster kunstvoll gestrichen, sondern auch die Wände getüncht, und er hatte noch ein Uebriges getan, — während der Rittmeister in Riga war, hatte Hübner auf einer der Wände des Vorhauses eine ägyptische Landschaft hervorgezaubert, wo man blaugrüne Affen auf knallgelben Palmen und rosenroten Minarets herumturnen sah. Dieses Kunstwerk, das Hübner als „Italienische Landschaft“ bezeichnet hatte, hatte die Wand solange geziert, als der Rittmeister lebte. Nun ist sie schon seit Jahren mit einer gestreiften Tapete überklebt und sie wird wohl kaum Auferstehung feiern.

Im übrigen sind noch nicht alle Zimmer in Meschwalden tapeziert, denn es heißt, daß Tapeten ungesund seien. Der Doktor, den man gelegentlich hierüber befragt hatte, hatte keinen bündigen Bescheid geben können, sondern sich mit „einerseits“ und „andererseits“ aus der Affäre gezogen.

Wenn die Duldung des Hübnerschen Kunstwerkes Zeugnis von dem Sinn für Humor des Rittmeisters ablegte, so zeugte eine Falltür, die aus dem Vorhause direkt in den Keller führte, von seinem und seiner Gattin wirtschaftlichen Sinn, denn in diesen Keller, in dem die Wintervorräte aufgespeichert waren, konnte man nur durch die Falltür gelangen: der Keller stand

also unter der beständigen Kontrolle der Hausfrau. Freilich hatte diese Art der Wirtschaftskontrolle insofern ihre Schattenseiten, als die Düste von gesäuertem Kohl, gesalzenen Pilzen und anderen an sich schätzbaren Dingen nicht nur das Vorhaus erfüllten, sondern das ganze Haus durchzogen, doch das rücht weder den Rittmeister noch seine Gattin an. Der gegenwärtige Besitzer von Meschwalden hatte die Falltür schon vor seiner Verheiratung vermauern lassen, wogegen Andrens, als Wahrer der Traditionen des Hauses, in aller Bescheidenheit vergeblich protestiert hatte. Damals war überhaupt ein gewaltiges Reinemachen in Meschwalden vorgenommen worden; allein aus dem Schreibzimmer des alten Herrn war fuhrenweise allerlei unnützes Gerümpel entfernt worden. Dort hatten sich im Laufe der Jahre alte Säcke, zerbrochene Maschinenteile, gepfändete Beile, Sägen und Flinten. Saatenproben, alte Seile und tausend andere Dinge aufgespeichert. die man nicht berühren durfte. Nie hatte ein Weiberfuß das Schreibzimmer betreten und nie hatte eine Weiberhand dort Ordnung und Sauberkeit geschafft. Das besorgte ein paarmal im Jahre der Rittmeister, indem er die Mitte des Zimmers von Andrens fegen ließ, während die Ecken unberührt blieben.

Wenn der Rittmeister somit eigentlich wenig Sinn für Komfort gehabt hatte, so hatte er um so mehr Wert auf gute und solide Möbel gelegt. Er hatte die von seinem Vater übernommenen Bestände an alten ererbten Rothholzsachen durch Neuanschaffungen ergänzt und von seinen Hostischlern soviel neue Sachen aus eigenem Kistern- und Ahornholz bauen lassen, das bei seinem Tode das ganze große Haus, das mehr als zwanzig Zimmer enthält, komplett möbliert war, und der Assessor in dieser Beziehung absolut nichts zu tun braucht. Meschwalden ist auf Generationen hinaus versorgt.

Auf vielen der wertvollsten Stücke hat der Rittmeister mit seiner steilen und klaren Handschrift den Namen des Meisters, die Jahreszahl und den Preis verzeichnet. Gleiche Inschriften finden sich auf der Innenseite der Türen der englischen Standuhren im Speisezimmer und im Schreibzimmer, da sind sogar die Namen der Schiffe und der Kapitäne vermerkt, die diese kostbaren Uhren aus England nach Riga gebracht haben.

Diese Uhren und die schweren Mahagonimöbel sind Fremdlinge, alles andere ist Erzeugnis des eigenen Landes und der eigenen Wirtschaft. Die Möbel sind aus Holz gebaut, das im eigenen Walde gewachsen ist, ihr Lederbezug stammt von eigenen Schafen oder Kälbern, die Dielenläufer sind aus eigenem Flachs und eigener Wolle von eigenen Webern gewebt worden, was auch von den Fenstervorhängen und Portieren gilt.

Es ist behaglich in den etwas niedrigen Zimmern von Meschwalden. Das Haus hat Raum genug für eine große Familie und es hat schon oft mehr als dreißig und vierzig Gäste über Nacht beherbergen können, denn es gibt nicht nur zahlreiche Fremdenzimmer, sondern auf dem Boden hat man einen abgetheilten großen Raum, der wie geschaffen ist für die Anlage eines gewaltigen Braßbettes aus Heusäcken für die Jugend.

Ueberhaupt der Boden! Dorthin macht die Jugend des Hauses Entdeckungsexpeditionen, die immer wieder Neues ergeben, denn auf dem Boden gibt es Schichtungen verschiedener Generationen, dort hat sich so manches erhalten, was noch aus der Zeit vor dem Landrat stammt und längst in Vergessenheit geraten ist. In einer Ecke sieht man ein Gebirge von Reisekoffern phantastischer Formen, so die lederne eisenbeschlagene Ausrüstung des Landrats, die ihn auf einer Reise nach Italien begleitet hatte. Wappengeschmückte Satteltaschen mit Feuersteinpistolen, altes Sattelzeug, Waffen aller Art, so den schweren Ballast des Rittmeisters und den eleganten Galanteriedegen des Landrats. In großen Schränken hängen verblichene, goldgestickte Uniformen, Hofkleider der Damen, tiefausgeschnittene Sarafans und funkelnde Kofschniks: Schnallenschuhe und seidene Esskarvins, Perücken und kostbare, gestickte Westen und Galaröcke; Brautkleider hängen neben farbigen Fracks und in verwitterten Paudeln liegen verstaubte und zerbröckelte Hütenkränze: neben vergilbten Taufkleidern hängen winzige Kinderschuhchen aus feinem Leder. Kurzum es ist das herrliche Material für Maskeraden, die mitunter auf dem Boden veranstaltet werden, wengleich der Vater das nicht gern sieht und Andrews ein bitterböses Gesicht macht, wenn er dahinter kommt.

An einer Wand hängen alte nachgedunkelte Oelbilder; man sieht da Generale in verschiedenen Uniformen, Herren in gestickten Fracks mit steif vorgestrecktem Zeigefinger, an dem in schwerer goldener Fassung ein Karneol blüht, und hochtoupirte Damen mit Mouches am lächelnden Mundwinkel und an den zartroten Wangen. Bleiche Feldherrnnasen schnupfern hochmütig und rosige Lippen sind in frivolem Lächeln erstarrt.

Zwischen dem Gerümpel hausen die Fledermäuse, die leise pfeifend davonflattern, wenn man sie in ihren Schlupfwinkeln aufstörrt. Es plaudert und stöbert sich gut auf dem Hausboden, wenn auf dem steilen Ziegeldache die Julisonne brennt, draußen die alten Linden rauschen und der Staub in einem Strahl verirrten Sonnenlichtes golden tanzt. Im Herbst ist es hier freilich nicht geheuer! Dann klappern die Dachpfannen unheimlich, und in der Nacht sauchen die Käuzchen und rumoren die Ratten, denen Andrens mit Fallen und Giftbrocken nachstellt, ohne jedoch ihrer Herr zu werden.

An einem Ende des Hausbodens, der den Kindern unermesslich groß scheint, hören die mächtigen Eichensparren und Hahnenbalken plötzlich auf, und statt ihrer erhebt sich eine feste und hohe Ziegelwand, in die eine kleine eisenbeschlagene Tür eingeschnitten ist. Diese Tür führt in die Appartements der Tante Barbara, die hier oben ein Märchendasein führt. Man kann zu den Zimmern der Tante Barbara auch aus dem Vestibül im Erdgeschoß gelangen: von dort führt die schönengeschwungene Eichentreppe, auf der unter spiegelblanken Messingtangen ein feuerroter breiter Läufer liegt, nach oben. Seit Tante Barbara in Meschwalden lebt, gehen alle Hausgenossen an dieser Treppe aus irgendeinem Grunde, über den sich niemand Rechenschaft ablegt, auf den Fußspitzen vorüber, und man schaut aus einer aus Ehrfurcht und Stolz gemischten Bewunderung auf den feuerroten Läufer und die spiegelblanken Messingtangen, die in dieser geräuschvollen Vorhalle ein Sonderdasein zu führen scheinen. Tante Barbara ist eine nahe Verwandte des Meschwaldenschen. Sie hat ihr ganzes Leben als Hoffräulein Ihrer Majestäten der Kaiserinnen von Rußland in Petersburg verbracht und ist erst im Alter in die Heimat zurückgekehrt. Nun lebt sie schon seit zehn

Fahren in Meshwalden in sechs Zimmern, die mit allerlei Erinnerungen aus Petersburg vollgepfropft sind und täglich dreimal mit genau demselben Räucherwerk geräuchert werden, das im Winterpalais seit den Tagen Katharinas der Großen, wie das alte Fräulein die Kaiserin konsequent nennt, verwendet wird. Als Tante Barbara in Meshwalden eintraf, hatte sie ihren eigenen „Train“, einen Koch, den alten Kammerdiener Sergei, der so vornehm aussah, wie ein Wirklicher Geheimrat, obwohl er Leibeigener war und es einst strikt abgelehnt hatte, freigelassen zu werden, den Kutscher und einen Wagendiener. Diese Leute waren im Laufe der Jahre gestorben und nicht ersetzt worden, denn einerseits waren sie eigentlich nur dazu dagewesen, um von ihrer Herrschaft beschenkt zu werden, während andererseits die alte Dame sich unter keinen Umständen an neue Leute gewöhnen konnte. Wengleich sie die Gutherzigkeit in Person war, so grollte sie doch ihren alten Dienern, wenn sie starben. „Das hätte ich von ihm nicht erwartet,“ sagte sie wohl, „solch eine Undankbarkeit! Nun, Gott gebe seiner Seele den ewigen Frieden.“ — Ihr „Train“ ist nun auf zwei alte Frauen zusammengesmolzen, die sich um ihre Herrin bemühen. An die Zeit ihres Einzuges in Meshwalden erinnert die mächtige Kalesche auf C-Federn, die nun unbenutzt in der Wagenremise steht und deren gelbe Atlaspolsterung ebenso von Motten zerstört worden ist, wie das mit rotem Plüsch bezogene Bänkchen, mit dessen Hilfe die alte Dame in den Wagen kletterte. Nun fährt Tante Barbara schon seit Jahren nicht aus, denn sie vertraute sich nur ihrem Kutscher Trischka an, der freilich sechs Tage in der Woche betrunken gewesen war, aber einst in roter Livree und Zweispitz Hofequipagen gelenkt hatte.

Tante Barbara fährt nun nicht mehr aus: sie verläßt nur an Festtagen ihre Appartements, und wenn sie das tut, dann geschieht das jedes Mal mit einem gewissen Zeremoniell: sie wird von dem Baron abgeholt und die Treppe hinuntergeleitet, während die Sofen Kiechfläschchen, Spizentüchlein und Fächer nachtragen müssen.

Tante Barbara hat sich die Zimmer auf dem Boden ausgeben, weil es ihr im Erdgeschoß zu laut ist. Hier oben haust sie mit den Kammerzofen Marfa und Aglaja, die trotz ihrer

weißen Haare kokette Häubchen und rosenrote Kleider mit ganz kurzen Ärmeln tragen müssen, während Tante Barbara selbst unabänderlich in einem geblühten Seidenkleide, niedrigen schwarzen Seidenschuhen mit Kreuzbändern und einem Reichmirschal einhergeht. So trug sie sich zur Zeit der Regierung Alexanders I., den sie „unser Engel“ nennt, und so wird sie auch in den Sarg gelegt werden. Doch davon will das achtzigjährige Fräulein, das nie krank gewesen ist und Krankheit für den Ausfluß plebejischer Gesinnung und schlechter Erziehung hält, nichts wissen.

Wenn Tante Barbara die Kinder auf dem Boden lärmen hört, dann schickt sie wohl Marfa oder Aglaja hinaus und läßt die Mädchen zu sich rufen: die Knaben dürfen ihr Zimmer nur an ihrem Geburtstage betreten, denn sie behauptet, daß Knaben „unappetitlich“ seien.

— Man erzieht in vornehmen Familien die Knaben nicht zu Hause, sondern gibt sie entweder in das Pagenkorps, oder in die Rechtsschule, oder in das Lyzeum, dort verlieren sie mit den Jahren ihre Unappetitlichkeit und sie bekommen gute Manieren. Wenn sie diese Anstalten absolviert haben, dann sind sie soweit, daß sie sich Leuten von Kultur und Rang zeigen können, ohne unangenehm aufzufallen.

So sagt Tante Barbara und sie fügt hinzu, daß eigentlich alle Mädchen im Smolny erzogen werden müßten.

— Eberhard, — sagt sie zu Herrn von Walden, wenn dieser sie einmal besucht, — Eberhard, tu mir den einzigen Gefallen, gib die Mädchen nach Smolny; wenn du die Knaben verbauern lassen willst, so ist das deine Sache, aber um die Mädchen ist es mir leid!

— Warum, Tante Barbara, sollen die Mädchen nach Smolny, wir haben in Riga sehr gute Schulen.

— Boshe moi! — ruft Tante Barbara, — Boshe moi, Eberhard, warum sollen die Mädchen nach Smolny? das fragst du? Bitte sag mir, bist du ein Edelmann oder was sonst? ! Sie müssen natürlich nach Smolny, denn was sollen sie denn anderes werden, als Hofräulein Ihrer Majestät! Das ist doch ganz selbstverständlich, denn was kann eine Walden sonst werden?

Tante Barbara ist ganz echauffiert und fächelt sich mit einem kleinen Elfenbeinfächer Luft zu. Sie beruhigt sich erst dann, als der Baron versprochen hat, ernstlich darüber nachzudenken.

Ein Besuch bei Tante Barbara ist für die Mädchen ein Fest, um das sie von den Knaben heiß beneidet werden, wenngleich diese so tun, als ob sie die Tante Barbara gar nicht interessierte. Der Besuch ist freilich an ganz bestimmte Bedingungen gebunden. Zunächst müssen die Mädchen unter der Aufsicht einer der Zofen sich die Hände mit Mandelkleie und einer märchenhaft duftenden Seife waschen, dann werden sie mit einem Parfaisisseur bestäubt, damit der Staubgeruch, den Tante Barbara nicht ausstehen kann, weicht, und nun dürfen sie erst vor die Tante treten und den vor-schriftsmäßigen Hofknix machen, der so lange wiederholt werden muß, bis er ganz ergaft ausgefallen ist.

Tante Barbara sitzt in ihrem geblühten Seidenkleide, den schwarzen Seidenschuhen, der hochtoupierten Frisur und den Brillantchiffren dreier Kaiserinnen, sowie dem in Brillanten gefaßten Bildnis des Kaisers Alexander I. am Andreeasbände an der Brust in ihrem Voltairesessel und betrachtet durch ihre langgestielte Lorgnette die Mädchen. Sie ist zufrieden. Sie klatscht in die Hände und Marfa bekommt den Auftrag, Schokolade zu bringen, die in winzigen hauchdünnen Täßchen gereicht wird. Dazu gibt es eine ungewöhnliche Konfitüre, — Rosenblätter in Honig und griechischen Wein. Man ist diese Konfitüre mit kleinen goldenen Zängchen und schlürft dazu die Schokolade. Die Handhabung der goldenen Zängchen hat den Mädchen viele Mühe gekostet, sie waren nicht grazios genug, aber allmählich haben sie es doch geübt, und wenn sie nun die Zängchen mit zierlich gespreizten Fingern zum Munde führen, dann nickt Tante Barbara befriedigt: „Charmant, charmant!“ Und sie fügt hinzu: „Gute Manieren, Kinder, sind die Hauptsache; wer gute Manieren hat, kommt durch die Welt. Man kann nicht ein Walden sein und schlechte Manieren haben, das wäre absurd.“

Gern erzählt die Tante von dem Leben bei Hofe. Von dem Allerhöchsten Austritt, dem die höchsten Hofchargen, die Personen bis zur vierten Klasse inklusive, beizumohnen das Glück haben.

— Im Malachitsaal hat der Hofstaat Aufstellung genommen. Man steht im Halbkreise. Die Herren natürlich in großer Uniform, die Damen Decolleté. Brillanten, Orden, Bänder, Gold, In den Lüstern brennen die Wachskerzen, auf Tischen und Konsolen duften die herrlichsten Blumen. Man lacht und plaudert und dann wird es mit einem Male ganz still. Der Ceremonienmeister klopft mit seinem Elfenbeinstabe, der mit der hellblauen Schleife des Andreasbandes geschmückt ist, dreimal auf das Parkett, die Flügeltüren springen auf, zwei Schnellläufer, Mohren in bunter Seide, den Turban mit Straußenfedern auf dem Kopfe, eilen voran, der Hoffourier ruft laut: „Ihre Kaiserlichen Majestäten!“ und nun beugen sich alle Häupter, sinken alle zusammen.

Stundenlang kann das alte Hoffräulein erzählen. Wenn sie müde geworden, öffnet sie kleine Schreine aus Kirschholz, Mahagoni oder Rosenholz und entnimmt ihnen Kokošniks, goldgestickte Staatskleider, phantastische Maskenkostüme, Alben, Bieder und Schmuß, den die Kinder bewundern müssen. An jedes der Stücke knüpft sich irgendeine glanzvolle Erinnerung, ein zierliches Geschichtchen, oder fein feingeschliffenes Witzwort. Unerhörte Schätze bergen sich in diesen zierlichen Möbeln, die reich mit Bronze oder Malereien verziert sind. In einem der Zimmer stehen schwere weißlackierte und vergoldete Sessel und Divans im Empirestil, deren Seidenbezug etwas verblichen ist. In diesem Zimmer hängt auch das lebensgroße Bildnis Alexanders I. von Dawa; der Kaiser ragt gigantisch in die Landschaft hinein, er trägt weißlederne Beinkleider, die so eng anliegen, daß der Kaiser nicht imstande war sich zu setzen. In einem breiten ovalen Goldrahmen prangt das Bildnis der Kaiserin Elisabeth, auf dem Schreibtische stehen in kostbaren Rahmen die Bildnisse anderer allerhöchster Herrschaften mit eigenhändigen Widmungen.

Ein zweites Zimmer ist mit Rothholzmöbeln ausgestattet mit violetten Samtbezügen. Hier hängen Familienbilder, große Oelgemälde und feine Miniaturen. Prachtvolle Vasen und Schatullen aus Malachit und Lapislazuli stehen auf Tischen und Stageren. Die Appartements der Tante Barbara sind fürwahr ein Märchenreich, denn hier hört die wirkliche Welt auf und immer neue Wunder locken und reizen.

Tante Barbara declamiert meisterhaft die Verse Racines und Corneilles, oder sie rezitiert mit gewaltigem Pathos eine der Oden Derzhawins. Mitunter setzt sie sich an das Spinett und spielt eine verschollene Melodie, oder sie setzt eine Spielboxe in Gang, die etwas Dünnes und Zartes zum Besten gibt. Das alte Fräulein nickt dann verträumt mit dem Kopfe und es kann wohl geschehen, daß der alte Kopf langsam auf die Brust sinkt und man Tante Barbara leise atmen hört. Dann schleichen die kleinen Mädchen leise, ganz leise auf den Fußspitzen aus dem Zimmer, während Marfa hinter dem Stuhl der Herrin Aufstellung nimmt und dafür sorgt, daß dem schlafenden Fräulein keine Fliege naht.

Es ist ganz still im Zimmer. Man hört nur den eiligen Gang einer der vielen Pendülen und das leise Klirren des Kristallbehanges an den vergoldeten venezianischen Lüstern. Marfa steht starr und steif, wie eine altersschwarze Skone hinter dem Sessel der Herrin und wehrt vorsichtig mit einem rotseidenen Foulard die Fliegen ab. Da dröhnt plötzlich durch die Stille ein heroischer Marsch. Aus der großen Malachituhr auf einem Tisch aus Lapislazuli dringt das schmetternde Tönen der Pauken und Trompeten: „Grom pobedy rasdawaijsja!“

Das alte Hoffräulein fährt auf, — naht der allerhöchste Austritt? Sie lächelt und fragt Marfa, ob sie eingeschlafen gewesen. Diese muß ein erstauntes Gesicht machen und beteuern, daß Ihre Exzellenz nicht daran gedacht hätten zu schlafen. Als Marfa einst die ein für allemal geltende stillschweigende Verordnung nicht eingehalten hatte und herausgeplakt war, daß Ihre Exzellenz etwas zu schlummern beliebt hatten, da hatte Tante Barbara allen Ernstes verlangt, daß der Baron der dummen Gans fünfundzwanzig Stockschläge verabsolgen lasse. Auf den Einwand des Barons, daß solches heutzutage nicht mehr möglich, hatte Tante Barbara betrübt gemurmelt, daß es überhaupt keine Ordnung mehr auf der Welt gebe, und hatte dann Marfa für den ausgestandenen Schreck einen Imperial geschenkt. Das hatte sie nämlich von jeher so gehalten, weil sie, wie sie sagt, ein Kind des aufgeklärten Zeitalters ist.

Fräulein Arabella, eine Kusine des Meschwaldenschen, hatte bisher die Erziehung der Knaben Egon und Drest geleitet. Nun soll diese in die Hände eines Kandidaten gelegt werden, denn die Jungen sind nun schon vierzehn und fünfzehn Jahre alt geworden und sie bedürfen einer festen männlichen Hand.

Einer festen männlichen Hand, denkt Fräulein Arabella und sie schüttelt mit einem wegwerfenden Näckeln ihr kurzes stahlgraues Haar. Als ob sie keine feste Hand hätte. Als ob sie nicht mit den Jungen geritten wäre und sie im Fechten und im Scheibenschießen unterwiesen hätte. Die Jungen nehmen jeden noch so breiten Graben und setzen über jeden noch so hohen Zaun, sie klettern wie die Eiskajakten und schwimmen wie die Fische, in dieser Beziehung können sie von dem Kandidaten kaum etwas lernen; freilich in bezug auf Griechisch und Latein mochte es hapern, das gab Fräulein Arabella ohne weiteres zu. Kurz und gut, da war nichts zu machen, sie würde nun den Jungen nicht mehr so nahe stehen, wie bisher, und das betrückte sie.

Solche Gedanken schwirrten durch den Kopf des Fräulein Arabella, als sie mit Egon und Drest einen Spaziergang unternahm, der sie über die große Koppel hinter dem Englischen Garten führte. Man hatte sich über den Zaun geschwungen und wanderte nun plaudernd weiter zu einer Heuscheune, unter der ein Stiz mit seinen Jungen haufte; man wollte sich davon überzeugen, wie weit das Geheß schon gediehen war.

Man war nicht weit vom jenseitigen Zaune, als hinter einem Busch der Zuchtfier Pedro sichtbar wurde. Das mächtige Tier hob den gewaltigen Kopf, schnob in die Luft, blinzelte aus den kleinen Augen unter seiner Stirnlocke hervor und setzte sich ganz langsam in Gang.

Er senkte den Kopf, pflügte mit einem Horn einen Hümpel fort, warf den Kopf auf und ließ ein leises, dumpfes Brummen hören.

— Tante Arabella, wir müssen rascher gehen, — rief Egon leise, — wir sind nicht mehr weit vom Zaun.

— Geh du voran, Tante Arabella, — flüsterte Drest, — wir bilden die Nachhut.

— Fällt mir nicht ein, — hauchte Fräulein Arabella, — werde doch nicht vor einem Ochsen auskneifen. Macht ihr, daß ihr davontkommt, aber lauft nicht, sondern geht im selben Tempo weiter, damit das Vieh nicht gereizt wird.

Sie gingen weiter, der Zaun mochte noch zwanzig Schritte entfernt sein. Der Stier folgte langsam, doch plötzlich setzte er sich laut brüllend in Trab; nun begangen die Spaziergänger zu laufen. Sie hörten ganz deutlich das Schnaufen des Stieres hinter sich, — bis zum Zaune waren es noch zehn Schritte. Die Knaben hätten ihn mühelos erreicht, während Fräulein Arabella nicht so rasch vorwärts konnte, die Räder hinderten sie daran. Schon war das Schnaufen des Stieres ganz nah hörbar, da riß Drest seine Jacke herunter und warf sie dem Stier über den Kopf. Das Tier stuzte und suchte sich von der Jacke, die er wütend über die Erde segte, zu befreien. Währenddessen setzte Egon mit einem gewaltigen Satz über den Zaun und half dem Fräulein hinüber.

Als Drest als letzter über den Zaun setzte, hatte Pedro sich von der Jacke befreit und rannte gesenkten Hauptes in gewaltigem Anprall gegen den Zaun. Zwei Stangen zersplitterten unter der Wucht des Stoßes, die übrigen hielten.

Etwas bleich und etwas außer Atem standen Fräulein Arabella und die Knaben jenseits des rettenden Zaunes, der sie von dem wütenden Stier trennte.

— Na, da sind wir haarscharf darangewesen, — meinte Fräulein Arabella lächelnd: die Knaben nickten schweigend, — es wäre nicht männlich gewesen, von diesem kleinen Erlebnis viel Wesens zu machen, hatte doch Fräulein Arabella ihnen immer wieder gepredigt, daß Mut und Tapferkeit bei einem Manne ganz selbstverständliche Dinge sein müssen. Man redete also nicht viel davon und beschloß auch zu Hause nichts von dem Abenteuer zu erzählen, denn sonst würde es dem Pedro an den Kragen gehen, man würde ihn dem Knochenhauer verkaufen und das wäre doch

zu schade gewesen, denn schließlich war der Pedro ein ganz famoser Kerl. Da trachte er nun wieder friedlich davon und tat so, als ob er nie ein Wässerchen getrübt hätte. Drest setzte wieder über den Zaun und holte seine Jacke, die freilich übel zugerichtet war.

So war man denn letzten Endes ganz zufrieden mit dem Abenteuer, aber man hatte nun doch keine rechte Lust zu den Stiffen zu gehen, sondern wanderte heimwärts.

Das war das letzte Abenteuer, das die Jungen gemeinsam mit Tante Arabella bestanden. Eines Tages war der Kandidat in die Erscheinung getreten und nun hieß es, von der Tante, die freilich nach wie vor in Meschwalden blieb, Abschied nehmen.

— Ich hoffe, daß ihr mich in gutem Andenken behalten werdet, — hatte Tante Arabella gesagt.

Egon hatte im tiefen Haß des Fünfzehnjährigen versichert, daß sie sich in dieser Annahme keineswegs geirrt habe, während Drests zustimmende Phrase nur zur Hälfte hörbar wurde, denn im kritischen Moment setzte sich sein Haß auf den Stuhl des Diskants und das ist immer peinlich, wenn man von männlichen Dingen spricht. Bei dieser kleinen Szene hatte es einen ganz kurzen Augenblick gegeben, da in Drests Kehle ein heißer Wallen aufstieg und er ihn mit dem Aufgebot aller Willenskraft niederwürgen mußte; auch Tante Arabella hatte sich für einen Augenblick zum Fenster wenden und einen Blick auf den Hof hinauswerfen müssen: ihre sonst so klare und etwas scharfe Stimme hatte merkwürdig verschleiert und rauh geklungen, aber schließlich waren die drei doch als wahrhafte Männer geschieden. Man hatte noch abgemacht, daß man die Spazierritte wie üblich beibehalten werde, und dann hatten sich die Knaben zu einer Beratung zurückgezogen. Baltische Männer im Alter Egons und Drests benutzen zu ernster Beratung das Geheimgemach, das sich in jedem unserer Gutshäuser befindet und mit der auffälligen Weitläufigkeit angelegt ist, die vermuten läßt, daß in früheren, unserem Gedächtnis entschwundenen Zeiten diese Lokalitäten mitunter sozusagen Massenbesuch gehabt haben müssen, denn darauf deutet ganz unmißverständlich die Zahl der Subsellien hin.

Zwischen aufgetürmten Stößen von Gouvernements-, Rigaschen und anderen Zeitungen, die hier ihrem Endzweck entgegen-

dämmern, wurde beraten, wie man sich zum Kandidaten stellen sollte. Lassen oder kühl höflich sein, das war hier die Frage. Trotz wählender Verhandlung und sorgfältiger Erwägung aller Eventualitäten gelangte man zu keinem bindenden Beschluß, die Frage blieb bis auf weiteres offen.

Freilich kam man bald dahinter, daß der Kandidat kein übler Kerl war, sondern daß es sich mit ihm leben ließ; freilich reiten konnte der Mann nicht, aber er war sonst ein unterhaltbarer Mensch und er wußte die bitteren Pillen der lateinischen und griechischen Grammatik durch die Art seines Vortrages zu versüßen und das Interesse für die harten Spartaner und den göttlichen Achilleus in einer Weise zu wecken, daß es einmal eine sehr angenehme Mantischerei gab, die die berühmte spartanische Blutsuppe zustande brachte, wonach Fräulein Arabella energisch mit der Nizinusflasche eingreifen mußte.

Seitdem Fräulein Arabella sich von der pädagogischen Tätigkeit zurückgezogen hatte, hat sie sich der Hausmedizin zugewendet — sie kuriert die Weiber und Kinder in der Kunde und steht im Rufe großer medizinischer Erfahrung, denn sie hantiert vorzugsweise mit Nizinusöl und scharf duftenden Mitteln, unter denen Asafoetida eine wesentliche Rolle spielt. Da kann es denn natürlich nicht fehlen.

Das Ansehen des Kandidaten stieg, als er Interesse für den Hundestall und den dort gedeihenden jungen Nachwuchs, der auf weichen Gummibeinchen durch das Stroh raschelte oder schmazend Nahrung aufnahm, zeigte. Und man hatte sich denn mit dem Kandidaten endgültig angefreundet, als es sich erwies, daß er Feuerwerk zu machen verstand und ein geschickter Tischler und Drechsler war. Damit hatte er nun seine Position vollkommen gefestigt, und als Drest sich beim ersten Versuch, einen Satz für Raketen herzustellen, die Augenbrauen versengt hatte, da hielt er es für geboten zu erklären, daß der Kandidat ein Mann sei, den er schätze, welchem Urtheil Egon rückhaltlos beipflichtete.

Sie hausen nun zu dritt in einem der Flügel des Hauses. Dort haben sie ihre Schlafzimmer und die Werkstube, wo gehobelt, gedrechselt und geschlossert wird. Sie stehen mit allen Handwerkern

des Hofes auf gutem Fuß, aber ihr bester Freund ist doch der Schmied Krustin, der ein Hufeisen auseinander biegt, als ob es ein Kringel wäre, und allerlei interessante Künste kennt. So trägt er beispielsweise ein Stück weißglühenden Eisens von der Esse bis zur Thür der Schmiede in der bloßen Hand, ohne sich zu verbrennen; wenn man ihn sehr bittet, dann speit er auf den Amboss und wenn er dann das Schmiedestück darauflegt und den Hammer schwingt, dann gibt es einen Knall, der lauter ist, als ein Pistolenschuß.

Solche Dinge kann man zu Hause freilich nicht zustande bekommen, denn dagegen würde nicht nur der Kandidat protestieren, sondern auch die Eltern würden sich derartige Experimente verbitten. So sind denn die Werkstuben ein Trost, und auch die kleinen Mädchen besuchen die Brüder hier gern, wenn sie den Unterricht bei Mademoiselle Eggler hinter sich haben. Mademoiselle Eggler kann wohl Französisch, aber sie kann kein Sterbenswörtchen Lateinisch oder gar Griechisch, und das ist doch schließlich die Hauptsache, so meinen die Jungen, deren neuester Sport darin besteht, daß sie in Macheiferung der glorreichen Spartaner sich gegenseitig den nackten Rücken mit Radikzweigen bearbeiten und eine Prise Schießpulver auf der flachen Hand abbrennen, ohne mit der Wimper zu zucken. Das konnten nicht einmal die Spartaner!

An Winterabenden sitzt man bei Papa im Schreibzimmer. Der öffnet dann die große schönge schnitzte Truhe, die Brieflade des Hauses Walden und des Gutes Meschwalden. Man bewundert die alten Pergamente mit den dranbaumelnden Siegeln in Wachs oder in Blei, Silber und Gold, und dann erzählt der Papa von einem und anderem der Vorfahren und von den Geschichten des Landes so interessant, wie das kein Geschichts- und Geschichtenbuch der Welt vermag. Man betrachtet die alten Pergamente, von denen einzelne mit schönen Wappen geschmückt sind, rollt alte Kauf- und Leihbriefe auf, bewundert die verschnörkeltesten Unterschriften, von denen viele verraten, daß die alten Herren das Schwert und die Lanze besser zu führen verstanden haben, als den Gänsekiel. In der handschriftlichen nur schwer entzifferbaren „Chronica von Meschwalden“ sind die Geschehnisse des Gutes

im Laufe von beinahe vier Jahrhunderten verzeichnet; was vor dem Beginn der Chronica geschehen ist, liegt im Dunkel der Zeiten. Es ist da die Rede von den Greueln der Moskowiter, die mordend und sengend ins Land fielen; von Hunger und vom schwarzen Tod, von Schweden und Polen, und wieder von Hunger und vom schwarzen Tod, der fürchterliche Musterung hielt, das Gebiet von Meschwalden zeitweilig entvölkerte und seine Besitzer von Haus und Hof vertrieb und ins Elend brachte. Mit treuherziger Weitschweifigkeit wird berichtet, wie man je und je bemüht gewesen ist, die „Unteutschen von dem unflätigen Heiden- und Götzentum“ zu bekehren, und wie man sie zu diesem Behufe an der Kahlke vor der Kirche „wohl gestäupet“ hat, ohne jedoch auf diese Weise zu den erwünschten Resultaten gelangen zu können.

Eine unübersehbar lange Kette von Zerstörung und zähem Wiederaufbau rollt die Chronik von Meschwalden auf. Im Jahre 1709 verzeichnet der damalige Besitzer von Meschwalden, daß er auf Martini bei Frost und Sturm mit Weib und Kindern vor den Russen nach Riga geflohen und dort später erfahren habe, daß die Moskowiter den Hof niedergebrannt und die Bauern fortgeschleppt hatten. Anno Domini 1715 hat er aber einen Teil des Hofes wieder aufgebaut und acht Bauern „gesetzt“. Seine Geliebte ist während des Elends in Riga verstorben und er verzeichnet, daß er sich seiner Kinder wegen genötigt sehe, trotz seiner vierundfünfzig Jahre, unter den adeligen Töchtern des Landes Umschau zu halten, vorab aber habe er nur eine freilich tugendsame, aber schiefe Jungfrau entdecken können.

Von solchen und anderen Dingen berichtet die Chronik von Meschwalden, die neuerdings in schweres Leder gebunden und mit einigen hundert neuen Seiten ergänzt worden ist, denn sie wird unentwegt fortgeführt kommenden Geschlechtern zum Gedächtnis.

Das sind schöne Stunden, diese Winterabende im Schreibzimmer! Im mächtigen Kachelofen prasseln die Scheite: auf ihrem Lager liegt Diana und schaut mit ihren klugen, melancholischen Hunderaugen um sich, oder sie bläfft leise im Schlaf. An der Wand hängt das lange Pfeifenbrett, auf dem die Pfeifen

in Reih und Glied ausgerichtet stehen. Es gibt da ganz kurze Pfeifen und mannslange Rohre; mächtige Meer Schaumköpfe und winzige Tonköpfe, bestickte und kunstvoll gedrechselte Rohre, Köpfe mit Bildnissen, bunten Wappen und Widmungen und drollige holländische Tonpfeifen mit langen dünnen Stielen. Die Knaben sind stolz, wenn sie einen Fidibus an der Ofenglut in Brand stecken und an den Pfeifenkopf halten dürfen. Und unter dem Pfeifenbrett, das von Andrews wie ein Heiligtum in Ordnung gehalten wird, steht der große polierte Tabakskasten, liegt die kleine silberne Zange für Kohlen, ein Pfeifenräumer und anderes Gerät, das schon aus dem Gebrauch gekommen ist, jedoch ebenso pietätvoll aufbewahrt wird, wie etwa die alte verräucherte Pfeife, die der Wittmeister in der Schlacht bei La Fère Champenoise geraucht und die ihm mit einem Säbelhiebe aus dem Munde geschlagen worden war.

Die Taten des Wittmeisters sind es, die bei der Jugend das größte Interesse erregen. Ist er doch mit Graf Pahlen bis Paris gelangt, hat er doch zeitweilig zu der verwegenen Schar der Dawydowschen Freischärler gehört und mit diesen Wunder der Tapferkeit vollbracht! Und dann die Erzählungen des Vaters aus dem Burschenleben in Dorpat, die Schilderungen der Messuren und Pistolenkandale, der Ländlerpodrette und des freien frohen Lebens in Embach-Althen.

Wunderbare Dinge weiß der Papa zu erzählen und man könnte ihm stundenlang zuhören, während draußen der Wind an den Läden rüttelt und der alte Nachtwächter auf der Schwedentrommel rumort, aber gerade dann, wenn es am schönsten ist, erscheint Fräulein Leokadie und bittet zum Abendessen, denn es ist bereits sieben Uhr.

Bei Tisch wartet Andrews auf. Auf geräuschlosen Sohlen wandert er um den Tisch und reicht die Schüsseln. Wenn Andrews den blanken, pfauchenden Samowar hereingetragen und Fräulein Leokadie die Teetassen gefüllt hat, dann liest der Kandidat aus der „Petersburger“ oder der „Nigaschen Zeitung“ vor, während der Papa eine Zigarre raucht und die Mutter und die Mädchen vor ihren Stuhlrahmen sitzen und bunte Fäden oder Perlen auf den Kanevas reihen. Der Kandidat liest bedachtjam

die Zeitung von Anfang bis zu Ende. Dann und wann werden Meinungen über eines der Ereignisse, die die Welt gerade bewegen, ausgetauscht, dann geht die Lektüre weiter.

Auf dem Tisch brennt mit leisem Summen die Moderateurlampe, deren Schein durch zwei Palmlichte in hohen Messingleuchtern verstärkt wird. Neben den Leuchtern steht die flache Schale mit den blanken Lichtscheren, die sofort in Aktion gesetzt werden, wenn sich an einem Docht eine Schwebbe oder ein Dieb gebildet hat. Dann strahlt das Licht wieder hell und der Kandidat braucht nicht die Nase in das Zeitungsblatt hineinzubohren.

Wenn ein Blatt erledigt ist, dann wird es sorgfältig zusammengefaltet und beiseite gelegt, denn nun wird es der Verwalter erhalten, wonach es mit vielen anderen Blättern verschürt in das Geheimgemach des Hauses wandern wird, um von dort nach Jahr und Tag den Weg aller Zeitungsblätter zu gehen.

Nach Beendigung der Lektüre wird das Gelesene nochmals gründlich besprochen, dann werden die Lichte gelöscht und es brennt nur noch die Dellampe, denn zum Sprechen braucht man keine Illumination. Das Gespräch gerät aber bald ins Stocken, denn man ist müde geworden, die englische Uhr hat bereits langsam und sonor neun geschlagen. Diana hat ihren Kopf auf das Knie des Herrn gelegt und schaut ihu unverwandt mit ihren klugen Augen an.

Mitunter erscheint im Kreise der Familie auch Tante Barbara, doch geschieht das nur selten: es ist das immer ein Ereignis, das einer gewissen Feierlichkeit nicht entbehrt. Zunächst meldet Aglaja feierlich den Besuch an, dann begibt sich der Baron nach oben in die Appartements der Tante und geleitet sie in das Wohnzimmer, wo sie alsbald in einem tiefen Lehnsessel Platz nimmt, sich eine Tasse Tee reichen läßt, die sie mit ihrer wunderbar schönen elfenbeingelben Greisenhand zierlich an den Mund führt und mit der Baronin plaudert. Tante Barbara verträgt nicht gut das Fräulein Leofadie, das sie aus irgendeinem nur ihr bekannten Grunde „mechant“ findet, sie nickt ihr daher immer nur kurz zu und sagt im Tone liebenswürdigen Staunens: „Ah, meine Liebe, Sie sind auch da!“

Nach einer halben Stunde begibt sich Tante Barbara in derselben Ordnung wieder in ihre Gemächer, und sie ist dann so echauffiert, als ob sie eine größere Reise zurückgelegt hätte.

Während im Boudoir etwas musiziert wird, erscheint im Wohnzimmer Verwalter Drauding mit der Pünktlichkeit eines Chronometers zum abendlichen Rapport. Wenn auch Andrews sofort die Tür zum Boudoir schließt, so hört man doch sein dröhnendes „Guten Abend, Herr Baron“ und seine unabwendbare Mitteilung über das jeweils bestehende „Wetterchen“, woran sich dann ein genauer Bericht über das am Tage Geleistete und das am nächsten Tage zu Leistende schließt. Die Konferenz dauert etwa eine halbe Stunde, wonach man Gläser klingen hört „Seil!“ sagt der Baron und „Prost auch!“ antwortet Drauding; dann geht er schwer schreitend davon und hinterläßt einen Duft von frischer Luft, Fuchsen und Stall, der Fräulein Leokadie veranlaßt, sich an die Schläfen zu greifen und eine indignierte Miene zu machen.

Dann steht mit einem Male, wie aus der Erde gewachsen, Andrews im schwarzen Rock und weißen Zwirnhandschuhen da und hält einen spiegelblanken Leuchter mit brennendem Lichte in der Hand. Nun heißt es, gute Nacht sagen und schlafen gehen. Der älteste der Knaben geht mit dem Lichte voran durch den Saal, wo die Stühle in ihren Bezügen sich an den Wänden reihen und die Kristallbehänge an den Lampetten und dem großen venezianischen Kronleuchter leise klirren. Der schwache Schein des Lichtes huscht über die verbleichenden Goldrahmen der Bildnisse, die in langen Reihen die Wände schmücken. Man sieht hier die hochgeborenen Herren von Walden in den Gewändern einiger Jahrhunderte. Stolze Kriegsmänner in Harnisch und Helm, zu Fuß und hoch zu Roß im Donner der Feldschlacht; feine Diplomatenköpfe und leichtfertige Kavaliere in Allongeperücken und galonierten Staatsröcken, bezopfte Männer und züchtige Damen. Weiße Nacken schimmern und rote Lippen lächeln aus der Vergangenheit heraus.

Diese Ahnengalerie ist in bezug auf Kunstwert nicht ganz ausgeglichen. Einzelne Porträts sind von Meisterhand gemalt, sie stecken in kostbaren geschnitzten und vergoldeten Rahmen,

andere deuten darauf hin, daß sie von einem einheimischen Künstler geschaffen worden sind, der seine ganze Liebe den Kleidern und namentlich dem Schmuß zugewendet hat, während die betreffenden Personen etwas zu kurz gekommen sind. Das gilt insbesondere von dem Bildnisse des Rittmeisters, der in unglaublich engen Hosen und rotem Dolman auf dem Rücken eines Schimmels paradiert und einen Krummsäbel von gigantischen Dimensionen schwingt. So schwierig es ist festzustellen, wo eigentlich sein gewaltiger Schnurrbart aufhört und wo die buschigen Augenbrauen anfangen, so kann man das Georgskreuz und den Wladimir mit Schwertern auf den ersten Blick erkennen und der Namenszug A I auf der wehenden Schabracke des Streitrosses ist mit großer Liebe ausgeführt worden.

Das letzte Bild in der Reihe stellt den gegenwärtigen Besitzer von Meschwalden dar. Baumann hat ihn im Jagdrocke, mit Flinte, Pulverhorn und Schrotbeutel gemalt. Ganz besonders gut sind ihm die Pistons an dem Perkussionsgewehr gelungen, und auch Diana, die eben ein Feldhuhn apportiert und es zu Füßen des Herrn deponiert hat, kann sich durchaus sehen lassen.

Man hat auf Meschwalden natürlich längst vor Georgi auf dem Felde zu arbeiten begonnen, doch können diese Arbeiten nur als Auftakt der großen Frühjahrskampagne betrachtet werden: „das dicke Ende kommt nach,“ pflegt Verwalter Drauding zu sagen, wenn man ihn fragt, was er bereits geleistet hat.

Das dicke Ende kann gemäß dem in Meschwalden angewandten Wirtschaftssystem erst nach Georgi abgewickelt werden, denn auf dem Hofe besteht, wie bereits erwähnt, Halbgehörch, d. h. der Gehörch, wie er früher bestanden hatte, ist gesetzlich verboten worden, man ist auf Geldpacht übergegangen, doch hat man sich mit den Bauern des Gebiets dahin geeinigt, daß sie nun die Hälfte der Pacht in Geld und die andere Hälfte in Arbeit prästieren. Das ist nun nicht mehr Gehörch oder Fron, sondern freie Vereinbarung, die im Gemeindegerecht verzeichnet und von den Bauern je nach Vermögen entweder mit den Krifodulen, die einen Namenszug bedeuten sollen, oder den hergebrachten drei Kreuzen im Schweiß des Angesichts unterfertigt worden ist.

Der Halbgehörch ist den Bauern bequem, weil sie die ganze Pacht nicht in schwer aufzutreibendem Bargeld zu Georgi auf den Hof zu bringen brauchen, und dem Hof ist das System gleichfalls angenehm, weil er nicht gezwungen ist, eine große Anzahl von Gespannen und Knechten zu halten, weil alle wichtigen landwirtschaftlichen Arbeiten in relativ kurzer Zeit erledigt werden können, — die Gemeinde rückt mit einigen achtzig Gespannen und ein paar hundert Arbeitshänden an und die betreffende Arbeit, deren Umfang für das einzelne Gefinde in der oben erwähnten Verschreibung haargenau stipuliert worden ist, erledigt sich im Handumdrehen. Das hatten der Leelskungs und Drauding schlau ausgetüftelt, als die Fron aufgehoben wurde und damit die letzte Spur der Leibeigenschaft schwand.

Doch wissen die Leute im Gebiet, daß dieses System doch nur ein Uebergangsstadium ist, denn der Leeskungs hat einmal dem Gemeindevorsteher gesagt, daß auf dem Halbgehörch kein rechter Segen ruhe, da die Arbeiten doch nicht mit der Sorgfalt ausgeführt würden, wie das erforderlich ist. Wenn er den Halbgehörch vorab noch beibehalte, so geschehe das nur, um sich und dem Gebiete den Uebergang zur reinen Geldpacht und zum Eigenbesitz zu erleichtern.

Der Betrieb geht trotz der Hunderte von Menschen und Gespannen, die sich etwa zur Düngerfuhr auf dem Hofe einfänden, wie am Schnürchen, denn jeder Bauer kennt aus der Gehorchszeit ganz genau den Vier- oder Zweilofftellschlag, den er zu bearbeiten hat, denn dieser war schon von seinem Vater und Großvater bearbeitet worden, und er hatte selbst als junger Mann darauf scharwerken müssen. Seinen Schlag in jeder der vier Votten des Hofsfeldes kennt er so genau, daß er keinen Feldmesser braucht, wenn etwa die Schlagpfähle plötzlich verschwinden sollten. Jeder weiß also Bescheid und Drauding und sein Stab an Waggarn und Starasten hat nur zu kommandieren und darauf zu schauen, daß die Arbeit sorgfältig geleistet wird, und die Kerle, die nicht Gespann, sondern Tage zu leisten haben, sich nicht in die Buschkaden schlagen, um dort ein Dauerpfeifchen zu rauchen und ein Viertelstündchen zu jorren.

Gleich nach Georgi findet die Düngerfuhr für die Fröhsausfaat statt, dann geht die Rabnsche des Jahres an, dafür ist sie aber auch in der Hauptsache im Laufe eines einzigen Tages erledigt. Im Pfahlhand befinden sich die Wirte der Gefinde, sie helfen ihren Jungen beim Aufladen des Düngers; auf dem Felde steht die Wirtin mit zwei oder drei Mädchen, die den Dünger spreiten, der von den Hofsknechten und Jungen sofort untergepflügt wird, denn Pflugarbeit wird ausschließlich von Hofsgespann geleistet. Die Arbeit geht rasch vonstatten, denn einerseits hat jeder Wirt zu Hause Arbeit genug und andererseits beflügelte die Schnapsflasche, die jeder Wirt in der Tasche hat und aus der er von Zeit zu Zeit seinen Leuten Stärkung zukommen läßt, die Arbeit in hohem Maße. Auch die Mädchen und Frauen erhalten ihr Deputat, doch nicht etwa in Form von starkem

Branntwein, sondern es gibt süßes Schälchen, das die Mädchen verschämt lächelnd, jedoch nicht ungern schlürfen, nachdem sie von der Wirtin hierzu energisch aufgefordert worden sind. Bei den Jungen bedarf es solcher Aufforderung nicht, die kippen den Branntwein in die Gurgel hinein, dann krächzen sie und wischen sich den Mund mit dem Handrücken ab.

Am Abend gibt es so etwas wie ein kleines Fest, wie es sich eigentlich nur auf einem Talkus gebührt: der Leerkungs läßt eine Tonne Bier unter den Birken am Ende des Herrschaftshauses aufstellen, dazu gibt es einen Eimer Branntwein und einige Kiesenkörbe voll Karrausch. Man ißt, trinkt und wenn das langsam und gründlich getan worden ist, dann spielt der halbblinde Jeep auf seiner Fiedel zu einem Tänzchen auf, während die Alten ein vernünftiges Wort miteinander reden und die Ernteaussichten ventilieren. Für einen Augenblick erscheint wohl auch der Leerkungs, der gern eine Prife aus dem Hörnchen der alten Plintene nimmt und an den einen oder anderen Bauern einige Worte richtet. Am Abend rasselt der ganze bunte Schwarm singend und schreiend nach allen Windrichtungen davon und noch lange schwebt über der Straße eine dichte Staubwolke in der klaren Frühlingsluft.

Den Rest der Düngerfuhr erledigt die Hofsmannschaft. Dreißig Arbeitspferde stehen im Stall und sie sind gut bei Luder. Meschwalden hat immer gute Pferde gehabt, man zieht sie dort selbst. Stallmeister Bredis betreut sie, schnauzbärtig und brammig, mit Liebe und Sachverständnis, denn Stallmeister Bredis hat fünf- undzwanzig Jahre bei der Chevaliergarde gestanden, er ist alter „Nikolajewski“ und weiß, daß das Leben kein Spaß ist. Bredis ist als „Gedienter“ und als ein Mann, der mit dem Kaiser gesprochen, in gewissem Sinne Respektsperson: in seinem Zimmer hängt ein Bild seines Regimentskommandeurs und sein eigenes: auf einem stolz courbettierenden Rosse sitzt er im Kürass und Adlerhelm und schwingt den gewaltigen Ballasch. Bredis ist der Schrecken der Stalljungen, denn er behandelt die Menschen ebenso, wie er im Dienste behandelt worden ist, — er haut ohne Gnade und Barmherzigkeit, wenn er einen Fehler oder eine Nachlässigkeit bemerkt; nur eine Schwäche hat dieser tüchtige Mensch: wir

hatten schon Gelegenheit zu erfahren, daß er sich mitunter besäußt und dann ist mit ihm nichts anzufangen, aber solche Perioden kommen bei ihm nur selten vor und sie dauern nur zwei Tage. Zu solchen Zeiten steigt er von seiner Höhe herab und macht einen Besuch in der Spinnstube, obwohl er von Weibern absolut nichts hält. Wenn er aber „den Teufel überwunden“, dann ist er mit doppeltem Eifer am Werke und am Abend liest er zerknirscht und laut im Neuen Testament.

Einen Kummer hat Breedis, das ist der Anspann der Arbeitspferde. Man ist sparsam in Meschwalden, man gibt nicht gern Bargeld aus; was in der eigenen Wirtschaft hergestellt werden kann, wird hergestellt, wenn es vielleicht auch nicht ganz repräsentabel ist: man steckt eben noch tief in der Naturalwirtschaft und hält das Geld in Ehren. Die Arbeitswagen gehen auf Holzachsen, die mit Teer gesalbt werden, den der alte Teerschmelzer und Kohlenbrenner am Rande des Englischen Gartens in einem primitiven Ofen produziert. Das Lederzeug fabriziert jahraus, jahrein der Hoffattler, aber es gibt wenig Leder am Geschirr, denn die Leinen und die Stränge an den Wagen bestehen aus Stricken, die von den Knechten an den Winterabenden gedreht werden. Früher mußten alle Stricke von den Bauern geliefert werden, sogar die Halfter für die Pferde und die Röhre, sowie die Koppel wurden damals in der guten alten Zeit, welcher der Waggar Stabulit, dem die Gerätekammer untersteht, nachtrauert, von Gebiet geliefert.

Diese Primitivität ist dem Stallmeister ein Greuel, doch denkt er natürlich nicht daran zu mucken, sondern er spricht darüber allenfalls mit dem Herrschaftskutscher, der freilich nicht bei der Garde gestanden hat, aber doch ein ganz vernünftiger Kerl ist. Im Herrschaftsstall erfreut Breedis sein Herz an vortrefflichem, silberbeschlagenem Geschirr, gutem Sattelzeug und ausgezeichneten Reit- und Fahrpferden, die in sechzehn Latären stehen und ihren Hafer knabbern. Es ist für Breedis immer ein Fest, wenn er eines von den Reitpferden, die nur selten benutzt werden, etwas hernehmen kann.

Ja, man ist sparsam in Meschwalden. Waggar Stabulit gibt keinen Strick, keinen Halfter, reinweg nichts her, wenn nicht das verbrauchte Stück beigebracht worden ist. Diese verbrauchten Stücke

bewahrt er seit Menschengedenken in einer besonderen Handklee auf, die mit unglaublichen Dingen vollgepfropft ist. Man findet dort ganze Haufen von alten Stricken, Halstern, alten Säcken, rostigen Nägeln, Hufeisen und anderem Kram, den Stabulit mit Arauſaugen bewacht und das eine oder andere Stück bei Gelegenheit an den Mann zu bringen trachtet. Der Hoffſchmied kann von ihm kein Stück Werkſeifen erhalten, bevor Stabulit ihm nicht irgendein roſtiges Stück Eiſen angeboten und an den Schmied das Anſinnen geſtellt, aus dieſem roſtigen Ding etwas Brauchbares herzuſtellen. Stabulit kriegt es fertig, vom Schmied zu verlangen, daß er aus drei alten Struſennägeln eine Wagenachſe ſchmiedet.

Stabulit verwaltet auch das neue Eiſen, das im Winter in Riga bei Popow gekauft wird; er verwaltet die neuen Beile, Brechſtangen, Spaten, Reſerveteile für Flügel und andere Geräte, das Viehfalz und den Kunſtdünger, den er gerne mit Sand vermischen möchte, damit die Sache ſich ſparsamer geſtalte, aber dagegen iſt Drauding und mit Drauding kann Stabulit natürlich nicht aufkommen, obwohl auch er einen Stein im Brette hat und die Leelmahte ihn „Sie“ nennt; er iſt Reſpektsperſon, er ſpricht mit der Leelmahte deutſch, mit dem Leelkungs freilich lettisch, denn der Leelkungs beherrſcht das Lettiſche ebenſo gut, wie Stabulit, oder irgendein anderer von den Hoffſleuten.

Eine weitere Säule der Sparsamkeit iſt Drauding, aber auch im Leelkungs lebt viel vom Geiſte des Mittmeiſters, deſſen Mattenwoſok in einer Scheune aufbewahrt wird, ebenſo wie ſein berühmter blauer Reifemantel mit den vielen Kragen, der wie ein Eskimozelt ſteht, wenn man ihn auf den Boden ſtellt, denn er iſt aus dickem Stoff gefertigt und er hat durch zahlreiche Leerflecke und vielen vergoſſenen Grog eine ſtandhafte Faſſon erhalten.

Wenn der Mittmeiſter den ganzen Hof umgekatert und ſtattliche maſſive Gebäude an die Stelle der hölzernen Kiſſen geſetzt hat, ſo iſt er bei ſonſtigen Bauten außerordentlich ſparsam geſeſen. An den Heuſcheunen in Meſchwalden findet man kein einziges Stückchen Eiſen, ſogar die Hängen der Türen ſind aus Eſchenholz, ebenſo die Schließſer, die von einem Tauſendkünſtler angefertigt worden ſind. Jedes dieſer Schließſer beſteht aus einem kunſtvoll kombinierten Syſtem von eichenen Bolzen und Schiebern;

sie können nicht aufgemunkt werden, wohl aber könnte ein kräftiger Beihieb den ganzen Krempel zertrümmern, aber das ist, so lange man zurückdenken kann, nie geschehen, denn außer den Scheunen gibt es doch Kufen genug, von denen man stehlen kann, ohne sich des Einbruchs schuldig zu machen; Einbruch kostet achtzehn Monate Gefängnis, während man für Kufendiebstahl mit fünfundzwanzig beim Gemeindegerecht abkommen kann. Das ist aber letzten Endes nicht so schlimm, namentlich, wenn man dem Kasak, der die Exekution zu vollziehen hat, einen Fending spendiert. In der letzten Zeit wendet freilich auch das Gemeindegerecht selten die Rute an, die Richter stecken einen lieber ins Loch, wo man nur Zeitversäumnis hat, denn unter acht Tagen kommt man doch nicht davon.

Man spart in Meschwalden, wo man nur kann, obgleich man es nicht nötig hätte, denn Meschwalden trägt viel ein; wieviel, das wissen nur der Baron und Drauding, vielleicht auch der Schreiber, der den ganzen lieben langen Tag über seinen Büchern sitzt und an den Birken, auf denen die Leistungen der Bauern gekerbt werden, herum schnitzelt.

Eine Zeitlang hatte es Verwalter Drauding mit der Angst gehabt; er hatte befürchten müssen, daß Meschwalden in die Bredonille kommen würde, denn der Baron hatte sich in seinen jungen Tagen, damals, als er das Gut übernommen hatte, im Auslande den Kopf verdrehen lassen und allerlei Neuerungen eingeführt, die ein Heidengeld gekostet hatten, aber diese Periode war bald verwunden worden und nun ging die Wirtschaft auf den sparsamen Bahnen, die ihr einst der alternde Rittmeister gewiesen hatte.

An diese Zeit der Experimente denkt Drauding noch heute mit Schauern zurück. Drauding hatte gewarnt, aber der Baron hatte gewollt und da half kein Maulspitzen, es mußte gepfiffen sein, denn der Baron war damals ein bißchen hitzig gewesen, er hatte den Verwalter sogar ganz tüchtig angeschrien, doch war die Baronin dazwischengetreten und der Baron hatte Drauding die Hand gereicht, mit ihm ein Glas Portwein getrunken und ihm sogar eine von den ganz feinen Zigarren zugesteckt, aber es war doch bei dem Willen des Barons geblieben und Drauding hatte

nun nicht mehr gemocht. Man hatte Mecklenburgische Knechte nach Meschwalden gebracht, die arbeiteten mit ungeheuer langen Sensen, pflügten zweispännig und knallten mit gewaltigen Peitschen: sogar Roggen und Sommerkorn säbelten sie mit ihren langen Sensen, während in Livland doch die Einhandsense und der kleine Handrechen im Gebrauch gewesen und geblieben sind. Die Prussaken sollten unsere Leute angeblich lehren, wie man zu arbeiten hat, aber es war dabei nur ein Strunt herausgekommen, denn die Prussaken standen erst dann auf, wenn vernünftige Christenmenschen schon den Buckel naßgearbeitet hatten, und wenn sie pflügten, dann marschierten sie wie Kraniche hintereinander. Ging einer in die Striffeln, dann stand die ganze Reihe und rauchte. Die Leute lachten sich krumm und schief über die Prussaken, und was war schließlich herausgekommen? Heute sind sie kaum noch von den Letten zu unterscheiden, sie arbeiten genau ebenso, wie unsere Leute, und sie unterscheiden sich weder durch Kleidung noch durch Gewohnheiten von diesen. Das einzige, was sie wirklich verstehen, ist die Viehpflege; namentlich bewähren sich die Mecklenburger im Maststall, aber sonst kommen sie unseren Leuten doch nicht in die Nähe. Im Gebiete wundert man sich nicht wenig, daß es Deutsche geben kann, die auch arbeiten müssen; es ist also doch nicht wahr, daß jeder Deutsche ein Herr ist und mit dem Stöckchen in der Hand einhergeht.

Dann hatte es zwischen dem Baron und dem Verwalter wieder eine Auseinandersetzung gegeben, als der Baron die Schafzucht einführen wollte und auch einführte. Tausend Merinos, Negrettis und Elektorals und wie das Kroppzeug sonst noch heißt, wurden aus Deutschland gebracht. Mit den Schafen kamen Schäfer, Kerle, die auf der Weide mit einem Strickstrumpf hautierren und die Herde von klugen Hunden bewachen ließen: man baute geräumige Ställe, zahlte den Schäfern kolossale Gagen, die Schafe fraßen alles kapp und kahl, so daß es bald an Futter für das Vieh fehlte und man keinen Dünger hatte, und dann verkaufte man den ganzen Schwamm eines schönen Tages an Knochenhauer Heß in Riga. Der Waldhofsche, der diese Mode aufgebracht hatte, hielt seine Herde so lange, bis er in Schulden drin saß bis über die Ohren.

Der dritte und der letzte Zusammenstoß zwischen Baron und Verwalter erfolgte damals, als der Baron die Wiesenmeliorationen einführte, als man Stau- und Riefewiesen anlegte. Ausländische Wiesenmeister erklärten, man könne jeden Sumpf in eine schöne Wiese verwandeln. Man hatte viel Geld verpulvert, aber die ausländische Klugheit hatte sich an den livländischen Sümpfen die Zähne ausgebissen, — auch das war nicht gegangen. Der Baron hatte nun die Nase voll. Der Berghoffsche jagte Zehntausende in seine Sümpfe, bis er fertig war und nun als Krippenreiter im Kreise gaktiert.

Das alles hatte Verwalter Drauding erlebt und erlitten, nun steht er jenseits aller Experimente und wirtschaftet so, wie das im Lande üblich ist. Er ist von keinerlei theoretischen Kenntnissen beschwert, sondern wirtschaftet aus Instinkt und aus Erfahrung.

Drauding, warum machen Sie das so und so?

— Das ist nun einmal so, man macht es nicht anders, — lautet die Antwort und damit ist die Sache für Verwalter Drauding erledigt.

Studierte Landwirte sind für Drauding weiter nichts als Schafsdammel. Was vom Studieren herankommt, beweisen die leeren Schaffställe und die verfallenen Schleusen auf den einstigen Stauwiesen, die ein Heidengeld gekostet hatten. Ueberhaupt das Studieren! Seine Frau hatte das kleine Examen gemacht und doch war sie nach dem ersten Kinde gestorben: nun sitzt er allein da in seinen fünf Stuben, denn sein Sohn studiert auf Kosten des Barons in Deutschland, aber nicht Landwirtschaft, das hatte sich Drauding nicht antun lassen, sondern etwas Vernünftiges.

In stillen Stunden muß der Verwalter sich selbst gegenüber zugeben, daß der Baron mit manchen seiner Neuerungen doch Recht gehabt hat. So beispielsweise mit der Verwendung von Ochsen zum Aufbrechen von Neuland. Früher mußte das mit Pferden besorgt werden und so mancher Gaul ging dabei um die Ecke. Nun stehen auf der Hoflage sechs Paar Ochsen, die diese schwere Arbeit verrichten. Die gehen ihren Trott und der Mecklenburger geht mit der Porzellanpeife zwischen den Zähnen hinterdrein, knallt mit der langen Peitsche und dirigiert die

Ochsen mit hott und hüh. Drauding muß die Arbeit des Ochsenpflugs anerkennen, wengleich er mit dem langsamen Tempo nicht einverstanden ist. Er hat darüber mit Knochenhauer Heß gesprochen, doch hatte dieser gemeint, man könne von einem Ochsen nicht mehr verlangen als Rindfleisch.

Die Bauern nehmen keine Stellung zu den Pflugochsen, aber irgendwie im Unterbewußtsein dämmert die Empfindung, daß da etwas nicht stimmt, die Weltordnung verletzt wird. Die Pflichten eines Ochsen sind bekannt, wer hätte hierzulande je gehört, daß man mit Ochsen adert! Aber so sind die Herren!

Freilich ist nicht alles zu verwerfen, was die Herren neu einführen. Das ausländische Vieh hat sich durchaus bewährt, und was nun die eisernen Pflüge und Eggen anlangt, so ist darüber kein Wort zu verlieren, — was gut ist, bleibt gut. Mit diesen Geräten kann es weder der Hackenpflug, noch auch die Strauch- oder Zapfenegge aufnehmen, die sind nur noch auf Rodungsland zu verwenden.

Die Bauern haben sich das alles ganz genau angesehen und überlegt, und dann haben sie vorsichtig zögernd das eine und andere angeschafft, aber es geht noch sehr langsam damit, denn es gibt keinen konservativeren Menschen, als den libländischen Bauern, der stellt selbst Dingen, deren Vorteil er anerkennt, sein skeptisches: „bet tikpat“ entgegen.

Drauding verwaltet nun schon fünfunddreißig Jahre Meschwalden, aber er ist noch stark, wie eine Eiche; wie ein Boll, sagen die Bauern, wenn er sie mit seinem Rohrstoß bearbeitet hat. Er ist morgens von drei bis spät in die Nacht auf den Beinen, denn er hat nicht nur die Hofswirtschaft zu betreuen, sondern auch im Gebiet nach dem Rechten zu sehen. Zum Erholen ist der Winter da, wenn in der Röhre das Warmbier brodeit und auf der Ofenbank die Deckel sich reckeln, bis sie vor der Höllenglut der Kachelbank quiekend die Flucht ergreifen. Das ist die Zeit der Strauja, der Drauding sich mit Leidenschaft hingibt, und die Zeit der Präferenzpartien, zu der Pastor, Doktor und Förster erscheinen.

Drauding sitzt straff zu Pferde, er hat immer vortreffliche Gänle, denn er hat Deputat für drei Pferde und er gilt als

einer der geriebensten Pferdekennen im Kreise. Zu handeln versteht er, wie kein Zweiter, davon kann Knochenhauer Heß aus Riga ein Liedchen singen, der einmal mit seinem Traber schellenklingend auf den Hof sauste und eine Partie Mastochsen laufen wollte. Heß hatte einen Korb Mlask-Rümmel und Kognak mit und Drauding nahm ihn mit einem feinen Mittagessen auf. Man hatte sich die Ochsen angesehen und dann eine Partie Sechszundsechzig gemacht, wobei man Rümmel und Kognak trank und dazwischen handelte. Die Ochsen waren nicht ganz courant, aber Drauding war zäh, er ließ nichts ab. Heß glaubte ihn herumzubekommen und goß fleißig ein, aber die Sache endete damit, daß Heß doch den verlangten Preis bewilligte, 5000 Rubel Handgeld auf ein Brett zahlte und dann wie ein Tümmler ins Bett ging, während Drauding sich ruhig in die Kleete begab, um Gerste für die Brauerei einmessen zu lassen.

Die Brauerei bringt Geld, denn das Meschwaldensche Stoffier ist weit und breit berühmt, das kommt vielleicht daher, daß auf dem Teiche, aus dem das Wasser genommen wird, ein paar hundert Enten schwimmen, die das Wasser weich machen. Aber, wenn das Bier auch nicht so gut gewesen wäre, so hätte man doch seinen sicheren Absatz gehabt, denn die Meschwaldenschen Krüger dürfen kein anderes Bier führen, als eben das Meschwaldensche.

Dank den Partien Mastochsen verfügt Meschwalden über vielen guten Dünger; die Felder stehen in hoher Kultur, sie sind, wie die Bauern sagen, wie ein Garten gepflegt. Die Steine sind schon zu Zeiten des Rittmeisters abgeführt oder versenkt worden, es arbeitet sich daher auf diesen Feldern leicht und angenehm, und sie füllen im Herbst die große Kleete, die nur dann ausverkauft wird, wenn man schon nicht weiß, wohin mit dem Segen. Wieviel eigentlich in der Kleete drin ist, weiß kein Mensch ganz genau: wenn auch der Kleetenkerl seine Birken ganz genau führt und der Schreiber die Birken zu summieren und in die Bücher einzutragen hat. Das ist keine kleine Arbeit, denn der Kleetenkerl kommt am Sonnabend mit einem Schoß voll Birken nach dem anderen. Die einen bedeuten Einnahme, die anderen Ausgabe für die Herrschaft, für Deputat, für die Brauerei,

für die Branntweinsküche, für den Fahr- und Arbeitsstall und Gott weiß für wen noch. Nur über den Verkauf werden keine Birken geführt, die werden direkt verbucht. Der alte Kleetenkerl kennt sich in den Birken aus, er diktiert die Posten dem Schreiber glatt herunter und doch weiß kein Mensch genau, wieviel in der Kleete drin ist, denn man empfängt aus der Kiege gehäufte Maß, soviel sich auf dem Lof hält und gibt gestrichen und geklopft aus, d. h. bevor man streicht, wird mit dem Streichholz, der Wangel, an das Lof geschlagen, so daß es kracht. Es gibt also Nebermaß und das muß so sein, das ist der Mattenteil oder Schwund, der wohl etliche hundert Lof betragen mag. Matten gibt es aber nicht in der Kleete, dafür sorgen die Kagen, die durch das viereckige Kagenloch in der Tür Eingang finden, und wenn die Kagen nicht fertig werden können, dann zitiert man den Kammerjäger Abramke, der die Biester rasch abschafft.

In den Getreideabteilungen lagern tief im Getreide eingegraben Schinken von Schweinen und Schafen für die Leutenküche, die mindestens zwei Jahre alt sein müssen, bevor sie in den Kessel kommen. Früher, als die Wirtin sich Hoffnungen auf Drauding machte, holte sie selbst die Schinken ab, aber nun besorgt das die Leutenköchin Madde, die auch für die Hunde im Zwinger kochen muß. Die Leutenportion beträgt mindestens drei Tracht, denn außer den Mädchen und Jungen sitzen am Leutenisch gegen fünfzehn Invaliden, die noch leichte Arbeit leisten können. Es gibt da den alten Mahrz, der Kummethölzer und Holzlöffel schnitzt, den alten Andrei, der Halfter flicht, den alten Jakob, der die Bienen aufzupassen hat, die Hühnerilse und ähnliche Funktionäre. Die Hofshandwerker, der Sattler, Stellmacher, Schmied, Maurer, Tischler, Weber, Maler und Müller sind verheiratet, sie erhalten Deputat.

Man ißt in Meschwalden am Herrschaftstisch, am deutschen Tisch und am Leutenisch. Am deutschen Tisch speisen Brenner, Mamsell Grundberg und etwa anwesende deutsche Handwerker, die man natürlich nicht an den Leutenisch setzen kann, hatte doch kürzlich der Geselle des Schornsteinfegers Löbel der Köchin den Holzlöffel an den Kopf geworfen und erklärt, daß ein zünftiger Geselle nur mit einem silbernen Löffel essen könne.

Ein ganzes Heer von Menschen bevölkert Meschwalden und findet hier Arbeit und Brot. Meschwalden könnte, wenn es darauf ankäme, als isolierter Staat leben, denn es erzeugt im eigenen Betriebe alles, bis auf Kolonialwaren und Eisen und Salz.

Das Geld, das in Meschwalden von den Pachten der Gefinde und Krüge, dem Verkauf von Getreide und Mastochsen, sowie Branntwein und Bier eingenommen wird, wird in Riga auf die Bank gegeben. Es könnte viel mehr sein, wenn der Baron sich dazu verstehen wollte, Wald zu verkaufen. Förster Claus liegt ihm damit immer in den Ohren, er spricht von Ueberfländern und unrationeller Wirtschaft, doch kann er nichts Vernünftiges darauf antworten, wenn der Baron fragt, wie man es in einem Walde, in welchem mit Beil und Säge herumraoagiert wird, vermeiden könne, daß das Wild nicht beunruhigt wird. Letzten Endes hält der Baron den Verkauf von Wald für nicht standesgemäß.

Die Zeit vor Johanni ist für Verwalter Drauding die aufregteste Zeit des Jahres; man könnte beinahe sagen, daß Drauding in dieser Zeit nervös ist, wenn man ihm Nerven zutrauen könnte. In Meschwalden ist nur die Reitstute des Barons, ein hohes Halbblut, nervös und auch Fräulein Leofadie benimmt sich manchmal so, daß man sagen könnte, daß sie nervös ist.

Verwalter Drauding steht in dieser Zeit mindestens zehnmal am Tage vor dem Quecksilberbarometer im Rothholzgehäuse, starrt auf die Quecksilbersäule und die englischen Aufschriften, die ihm Hekuba sind. „Quatsch mit roter Sauce,“ sagt er. Am Abend schaut er nach dem Himmelskahn aus, d. h. er beobachtet die Formation der Wolken, ob sie von Ost nach West, oder von Nord nach Süd liegen; im letzteren Falle ist gutes Wetter zu erwarten, während im ersteren schlechtes droht. Er horcht auf den Ruf des Regenpfeifers und beobachtet den Flug der Schwalben, die bekanntlich vor Eintritt von Regenwetter niedrig fliegen. Selbst der Tanz der Mücken und der Stich der Bremsen kann von Bedeutung für die Wettergestaltung sein. Endlich meldet er zum Abendrapport:

— Herr Baron, wir müssen mit der Heumahd beginnen.

— Glauben Sie, daß das Wetter sich halten wird?

— Es ist so, wie es ist, man ist in Gottes Hand, aber die Wolken lagerten so, und die Schwalben flogen so, und die Mücken tanzten so, und der Barometer zeigte so . . .

— Nun, dann fangen Sie in Gottes Namen an.

Aber der Verwalter fängt noch nicht an, denn er ist ein vorsichtiger Mann. Zunächst beruft er noch eine Konferenz ein, zu der der Gemeindegälteste, Waggar Stabulit und einige angesehenere Wirte geladen werden. Man versammelt sich bei Drauding, raucht eine Pfeife Schukow, die der Verwalter spendiert, und trinkt dazu einen Schnaps und viel Stofbier. Man redet von weit abgelegenen

Dingen, denn es schickt sich nicht, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern der gute Ton verlangt es, daß man langsam die Dinge einkreife und sie erst nach geraumer Zeit an den Hörnern fasse.

Nach einer guten Stunde ist man so weit. Der Gemeindeälteste räuspert sich und fragt, wann der Hof mit der Heumahd zu beginnen gedenke. Der Hof mäht immer früh, während die Bauern erst abwarten, daß das Gras fester wird, das ist für die Bauern insofern vorteilhaft, als die Hofheuschläge im Halbgehorch vom Gebiet gemäht und in die Scheune gebracht werden müssen: wenn der Hof erledigt ist, dann kann das Gebiet seine Mahd in aller Ruhe beginnen. — Na, ja, — meint Verwalter Drauding, — man müßte schon, aber mit dem Wetterchen ist das so 'ne Sache!

— Wie nu nich, das is ja so 'ne Sach, — brummen die Bauern, während der Waggar respektvoll schweigt, denn er weiß, daß er hier nur eine dekorative Rolle spielt, daß der Verwalter ihn geladen hat, um ihm eine Ehre zu erweisen, seine Stellung den Bauern gegenüber zu unterstreichen, denn immerhin ist er eine Respektperson, die die jüngeren Wirte duzen darf, während er sich solche Vertraulichkeit schönstens verbitten würde.

Die Beratung dauert lange. Auf einen Wink des Verwalters hat sich der Waggar entfernt und bald erscheint errötend und freundlich knixend Annin, das Handmädchen der Wirtin mit einem tüchtigen Imbiß, dem alle Ehre erwiesen wird. Man tauscht nun umständlich seine Beobachtungen an Wolken, Vögeln, Mücken und Erdkrebsen aus; der Erdkrebs hat nämlich bei Seetin ganz besonders laut getrillert und die Bremsen haben beim Saurectis dermaßen gestochen, daß das Vieh reinweg wie verrückt in des Nachbars Roggen gerannt ist und eine gute halbe Loffteile ver trampelt hat.

Diese Beobachtungen und Ansichten werden mit den Beobachtungen und Ansichten früherer Jahre verbrämt, bei denen man sich geraume Zeit aufhält. Schließlich meint der Gemeindeälteste, der ein Diplomat und feiner Kopf ist, der Verwalter müsse das mit dem Wetter doch am besten wissen, denn erstens habe er doch den Engländer an der Wand, und zweitens sei es weder

bei ihm noch bei seinem Vater vorgekommen, daß je auch nur ein Fuder verregnet sei. Das ist ja in der ganzen Gegend bekannt, was der Muischaskungs für ein Mann sei, darüber sei doch nicht weiter zu sprechen.

Das schlägt durch. Die Bauern murmeln Beifall: „Wie denn! wie denn! das weiß man doch, was der Muischaskungs kanu. das ist ja doch in der ganzen Umgegend bekannt.“

Drauding hört solche Rede gern; sie schafft ihm Mut. Er füllt die Gläser; man macht ab, daß man mit der Mahd auf der großen Flußwiese übermorgen früh beginnen werde, dann trennt man sich. Die Bauern verabschieden sich mit vielen Dankesbezeugungen und schieben sich rückwärts zur Tür hinaus, während Drauding dem Waggar Order gibt, die Staraste sofort reitend auszusenden, damit die Wirte rechtzeitig benachrichtigt werden, denn diese haben nicht nur ihre Sensen einzubinden, sondern auch andere Vorbereitungen zu treffen.

Zum Abendrapport meldet Drauding dem Baron den gefaßten Entschluß, der gebilligt wird, denn der Baron hat währenddessen in der Zeitung gelesen, daß in Mitteldeutschland seit geraumer Zeit vortreffliches Wetter besteht, dieses Wetter trifft aber bekanntlich bei uns nach zehn Tagen ein. Man geht also Numero sicher. Der Baron raucht seinen schönen Meer Schaumkopf und schiebt dem Verwalter die Zigarrentiste zu.

Nachdem der Gang des Tages ganz genau besprochen worden ist, verabschiedet sich der Verwalter, denn er muß morgen ganz besonders früh auf den Beinen, oder vielmehr zu Pferde sein, da die große Flußwiese einige Werst vom Hof entfernt ist. Waggar Stabulit erhält noch spät in der Nacht den Auftrag, morgen alle Klee reiter in Ordnung zu bringen und mit der Klee mahd zu beginnen. „Hol's der Teufel, ich riskier's,“ murmelt der Verwalter, dann kriecht er in die Federn, nachdem er noch einen prüfenden Blick zum Abendhimmel gesandt hat. Bald schnarcht er mit den Deckeln und der im Schläfe jaulenden Pointerhündin Alma um die Wette. Auf dem Hofe herrscht Stille, nur der alte Nachtwächter Anschin dröhnt auf der Schwedentrommel.

Auf der großen Flußwiese wimmelt es von ein paar hundert Gebietsleuten, die schon im Morgengrauen eingetroffen sind, aber

Drauding ist doch schon vor ihnen dort gewesen und hat sie empfangen. Jeder weiß, was er zu tun hat, denn die Schläge sind den einzelnen Wirten bekannt, sind sie doch schon von ihren Vätern und Borvätern bearbeitet worden.

Die Sensen klingen und schwirren im hohen taufeuchten Grase; während die Männer und Jungen mähen und die Alten die Rechen rüsten, bereiten die Frauen und Mädchen im Schatten der Heuschnecken das Frühstück. Der Rauch kräuselt sich lustig in der frischen Morgenluft und es riecht appetitlich aus den Kesseln, die auf den Feuerchen brodeln.

Zu Mittag ruht die Arbeit; alle Männer löffeln eifrig aus den Kesseln und dann geht man auf ein Stündchen zur Ruhe. Nach der Mittagspause wird das gemähete Heu gespreitet und um Vesper zusammengezogen und in Gubben gelegt. Die Arbeit fliegt. Drauding ist überall dabei, er wirft hier ein Witzwort und dort eine Aufmunterung hin; schimpft hier über schlechtes Mähen und fragt dort ein Mädchen, das nicht ganz sauber geharkt, ob es etwa einen Knochen im Bauche habe. Die Männer lachen, die Weiber fichern vergnügt und der Gemeindevälteste, der sein Pfeifchen raucht, meint achtungsvoll, der Herr Bervalter habe Worte, die stark und herzlich seien, wie Spiritus.

Am Abend schallt die Wiese von den Liedern der Mädchen und Jungen, denen die Heuzeit ein Fest ist: sie denken nicht ans Schlafengehen, sondern trödeln die ganze Nacht herum. Auf dem Flusse schimmern Feuerchen, da krebzen die Jungen, während andere singend und plaudernd mit den Mädchen zusammensitzen und sich allerlei Pratchen erzählen.

Wer die Heumahd in Meschwalden mitgemacht hat, wird sie nie vergessen. Er wird, auch wenn er hundert Jahre alt werden sollte, an die feuchte Kühle des Abends und an den Duft des Heues denken müssen, der die ganze Umgegend durchtränkt und sich betäubend auf die Sinne legt. Er wird immer die hellen Lieder der Mädchen und der Jungen in den Birken und am Flusse, den Ruf der Schnarrwachtel und das Schreien des Erdkrebses hören; er wird den Nebel leicht und düstig aufsteigen und die Wiese einhüllen sehen; er wird das Plätschern der

Fische im Flusse, das verschlafene Blassen eines müden Hundes und das leise Wiehern fatter Pferde hören.

Und dann wird er sehen, wie der Osthimmel sich rosenrot färbt, wie der Nebel zerflattert und die aufgehende Sonne sich in tausend funkelnden Tautropfen spiegelt, wie die Vögel in den Birsen erwachen, und er wird sehen, wie die Alten, die gewöhnt sind mit dem ersten Hahnenschrei aufzustehen, aus den Scheunen treten, prüfend zum Himmel aufschauen und dann ihre Leute wecken, denn mit Sonnenaufgang muß man wieder bei der Arbeit sein. Man mäht oder man führt die weiter entfernten Gubben, die auf zwei Maien gelagert sind, zusammen; zu diesem Behufe wird ein Seil um die Gubben geschlungen und die Maien bilden eine Art von Fehmerstangen. Ein Pferdchen bringt die Gubben rasch beieinander vor der Scheune, wo sie auseinander geworfen werden, wenn der Tau vom Grase geschwunden ist. Nach einiger Zeit wird das Heu gewendet und wieder gewendet, bis es trocken ist. Der Verwalter reitet von Scheune zu Scheune und prüft das Heu; dann erscheint hoch zu Roß auf der selben Stute der Baron, während die Baronin mit den Kindern auf einer Liniendroschke und Diener Andrews und die Wirtin mit großen Proviantkörben auf einer anderen Liniendroschke thronen. Alte Sitte will es, daß der Baron den Befehl zum Einscheuern gibt. Er steigt bei jeder der vielen Partien vom Pferd, knüllt das Heu zusammen, hält es an die Nase und gibt Befehl einzuscheuern.

Die Mädchen und Frauen sind in der Scheune, während die Jungen mit hölzernen dreizinkigen Gabeln das Heu in mächtigen Bündeln in die Scheune befördern, wo es sich knisternd und duftend bis zum First aufschichtet.

Die Kinder haben es lustig auf der duftenden Wiese, auf der die Falter gaukeln und die blanken Stare ein lautes und nähriges Wesen treiben. Man liegt, wenn man vom Tollen müde geworden, auf dem Rücken und schaut in den blauen Himmel hinein, oder verfolgt den Flug des Bussards, der sich zu unendlicher Höhe empor schraubt. Die Luft flimmert am Waldrande und über den Scheunendächern. Man flüchtet vor der stechenden Hitze in den Wald, sucht Erdbeeren und Blumen, die zu Sträußen

und Kränzen gewunden werden und dann schallt der langgedehnte Ruf der Mamsell, das Signal zum Kaffee, der unter einer mächtigen schattigen Birke angerichtet ist. Zum Kaffee erscheint auch der glutrote, aus allen Poren schwitzende Drauding. Man trinkt und ißt Kümmelkuchen, Karraisch, Honig und andere gute Sachen, dann zerstreuen sich die Kinder über die Wiese oder sie helfen in den Scheunen oder beim Gubbenführen, indem sie auf diese hinaufklettern, sich bis zur Scheune schleifen lassen und dann jauchzend von der Gubbe hinunterkollern.

Der Gemeindeälteste ist an den Baron herantreten und hat sich mit ihm über die Wetter- und Ernteausichten, sowie Gebietsangelegenheiten unterhalten: zu ihm haben sich einige ältere Wirte, die sich Ansehens erfreuen, gesellt. Die Baronin unterhält sich ihrerseits mit einigen Wirtsfrauen, zumeist früheren Hofsmädchen, die Leid und Freude berichten und das eine oder andere auf dem Herzen haben.

Wenn das Sonnchen schon im Sinken ist, meldet der älteste Starast, der in achtungsvoller Ferne vom Pferde gestiegen ist, daß die letzte Scheune gefüllt sei und nun zerstiebt der bunte Schwarm mit fröhlichem Singen und schallendem Lihgo, denn Johanni ist nah; die Hütermädchen und Pferdejugen lassen schon seit Wochen ihr Lihgo durch Wald und Wiese erklingen.

Morgen trifft man sich auf der Waldwiese und dann bei den Eichen, an der Kreuztanne und wie die Wiesen alle heißen. Nach zwei Wochen ist die Heumahd erledigt, und Verwalter Drauding braucht dann nicht mehr besorgt zum Himmel aufzuschauen, am Barometer herumzuklopfen und bei jedem Wölkchen in schlechte Laune zu geraten. Das Heu ist wieder einmal trocken und duftig eingebracht und der Klee desgleichen, der steht wohl noch auf Reitern, denn er muß nachtrocknen, aber er hat sich jetzt bereits soweit gesetzt, daß er auch ein paar tüchtige Regengüsse aushalten könnte, wenn es im Laufe der nächsten Woche regnen sollte, aber, das wird ganz sicher nicht geschehen, denn Drauding muß traditionsmäßig Heu und Klee trocken wie Konfekt einbringen können.

Mitten in die Heuzeit fällt das libländische Fest der Blumen, Kräuter und Gefänge — Johanni! Zu diesem Feste werden umfassende Vorbereitungen getroffen, denn es müssen Hunderte Gäste aufgenommen, gefüttert und getränkt werden, ist doch Johanni das Fest der Feste in Alt-Livland. Es ist das Fest, an welchem man am lustigsten ist, was schließlich doch die Hauptsache bleibt. Freilich meint der alte Pastor, man müsse diesem Feste einmal ein Ende machen, da es die Leute in Böllerei und Heidentum erhalte. Der gute alte Pastor nimmt es aber gar nicht übel, daß am Johanniabend die Leute bei ihm erscheinen und ihn mit heidnischen Kränzen schmücken; die Frau Pastorin bewirtet die Leute ebenso gern und herzlich, wie auf dem Hofe, und Fama weiß zu berichten, daß der Pastor nach Abzug der Vikarsänger mit der langen Pfeife in der Hand bei einem Glase steifen Groggs in seinem Arbeitszimmer nicht nur Burschenlieder, sondern auch lettische Johannilieder zu singen pflegt.

Seinem Ansehen schadet das nicht im geringsten, das steht fest und unerschütterlich, verfügt doch der geistliche Herr nicht nur über eine gewaltige Stimme, sondern auch über eine Klarheit der Ausdrucksweise, die von den Leuten ganz besonders hoch geschätzt wird: er nennt die Dinge, wenn es darauf ankommt, beim richtigen Namen, und er ist bestrebt, nicht so sehr die Süßigkeiten des Himmels, als die Schrecken der Hölle in pastosen Farben zu malen. Dazu ist der Pastor ein ausgezeichnete Landwirt, der seine Widme umsichtig bewirtschaftet. Er weiß also nicht nur in geistlichen Kümernissen und Bedrängnissen Rat, sondern er kann auch helfen, wenn es mit dem Vieh oder mit den Feldern nicht recht gehen will. Man weiß, daß einst ein Wirt zu ihm

gekommen war, fünf Feringe auf den Tisch gelegt und ihn gebeten hatte, Fürbitte zu tun, da die Sommerfelder ganz miserabel standen. Der Pastor hatte dem Manne die Feringe zurückgegeben und gesagt, er werde einmal selbst nach dem Rechten schauen, zur Fürbitte habe es noch immer Zeit genug, die laufe nicht davon. Der Pastor war denn auch auf dem Gesinde erschienen, hatte beiläufig die flachsköpfigen Kinder catechisiert und war zufrieden gewesen; dann hatte er sich das Sommerfeld angesehen und erklärt, daß hier Gottes Wort nichts nützen könne, sondern es müsse tüchtig Dung gegeben werden, der Bauer müsse seinen Viehstapel vergrößern. Die Folge lehrte, daß der Pastor Recht gehabt hatte. Zunächst wurde er aber von dem Wirt und der Wirtin auf das beste bewirtet und immer wieder zum Essen genötigt. Der Pastor tat sein Möglichstes, schließlich mußte er jedoch eingestehen, daß er nun am Ende seiner Kraft sei, worauf die behäbige Wirtin aufrichtig betrübt gesagt hatte: „Nu, nu, Zeenigstehws, Sie haben ja nur ein Drechchen geessen.“

Der Pastor von Meschwalden wird nicht nur geachtet, sondern auch geliebt; sein Ruf klingt weit über die Grenzen der eigenen Gemeinde hinaus; es vergeht kein Sonntag, an dem nicht Leute aus anderen Gemeinden sich in der Meschwaldenschen Kirche einfänden. Mit einem ist man freilich nicht ganz zufrieden, nämlich mit der ablehnenden Haltung, die der Pastor zu den zahlreichen Herrnhuter in seiner Gemeinde einnimmt, aber davon soll gelegentlich die Rede sein.

Drei Tage vor Johanni kann man sich der Wirtin von Meschwalden nur mit Vorsicht nahen, denn sie hat Karrausch und Weißbrot zu backen, Käse zu fabrizieren und in Faselstall und Ferkelkoppel ein großes Morden anzurichten. Der Brauer hat ein stärkeres Gebräu geliefert, einen ordentlichen Knüppel, die Fäßchen lagern im Eiskeller unter der Obhut der Wirtin und neben den Bierfäßchen liegen zwei Tönnchen Branntwein. Daneben die Holzkräne und die Gestelle, auf denen die Fäßchen aufgestellt werden sollen. In dieser Beziehung ist alles in bester Ordnung. Jeder Beteiligte weiß, was er zum Feste zu tun hat. Auch Mansell Grundberg weiß es und sie tut, wie immer, ihre Pflicht, aber deshalb darf man doch etwas aufgeregt sein, denn man

hat ja, Gott sei Dank, ohnehin genug zu tun und mit den Mädchen ist es reinweg nicht zum Aushalten, um Johanni sind sie doch eben ganz verrückt, sie lachen und kichern und stecken die Köpfe zusammen, und an Arbeit ist ihnen wenig gelegen.

Aber schließlich wird Mamsell Grundberg doch mit allem fertig. In der Schafferei lagern in Sieben ganze Gebirge von Karrausch, Wecken und Kringeln, Johannisäse und Zuderbrot: die Borräte für den Herrschaftstisch lagern apart. In der Schafferei sind ferner große Schüsseln mit Gallert, Würsten und gewaltigen Schinkenbröten aufgestapelt. Feine Kuchen, Kümmeleuchen, Sandkuchen und Alexandertorte, ein kleiner Berg abgekochter Krebse, kalter Mehbraten, gekochter und gebackener Schinken, Migascher Lachs, allerlei Säfte und Eingemachtes ist für die Herrschaften bestimmt. Diener Andrews schafft aus dem Keller hausgemachte Liköre, die er meisterhaft fabriziert und durch lange Jahre lagern läßt, sowie Port- und andere Weine ins Buffetzimmer, und er stellt auch einige Flaschen Champagner parat, denn heute wird der Kirchspielsrichter anwesend sein, und wenn der da ist, dann geht es ohne Champagner und Gesang nicht ab, da ist es denn gut, daß man alles bereit hat. Der Kirchspielsrichter wird seinen langen Schnurrbart streichen und sich anerkennend darüber wundern, daß der Champagner — verflucht und zugenäht — wieder einmal die richtige Temperatur hat, und Fräulein Leokadie, die ein Penchant für den Kirchspielsrichter hat, wird ihrer Nachbarin etwas auf französisch zuflüstern und der Kirchspielsrichter, der Augen wie ein Habicht und Ohren wie ein Luchs hat, wird lachend aufspringen, der Baronesse die Hand küssen und sein berühmtes Französisch reden, und dann werden alle lachen und sogar Andrews wird hinter seiner Serviette diskret lächeln, denn soviel Französisch versteht er, um zu wissen, daß der Kirchspielsrichter überhaupt nicht französisch spricht, sondern griechische Verse deklamiert.

Solche Gedanken beschäftigen Andrews, während er die stattliche Batterie von Flaschen mustert, die er im Buffetzimmer aufgestellt hat und dem Baron vorführt. Er läßt das englische Service reinigen, die Gläser abstauben und das Silberzeug zu Hochglanz bringen. Inzwischen macht er einen Besuch bei Mamsell

Grundberg, versucht etwas von den Kuchen und deponiert ganz heimlich auf der Kommode der Wirtin ein paar Gläschen Rummel und Pomeranzen, worauf er wieder verschwindet und in seinem Zimmer als ebenso heimliche Gegengabe eine kleine feine Torte und eine Schüssel Krebsse vorfindet.

Das Zimmer der Grundberg strahlt wie immer von Sauberkeit. Ueber die blank geschuerten Dielen breiten sich die bunten Dielendecken aus Flickern, im Käfig hüpfet der Kanarienvogel Franz und knabbert an einem Stückchen Zucker, und auf dem Rissen am Ofen räfelt sich der Rater Runze im Wohlgefühl seiner Würde. Ueber dem hochgetürmten Bett hängt in Goldbuchstaben unter Glas und Rahmen ein frommer Spruch. Es ist still und friedsam in dieser jungfräulichen Kammer, die nach Klettenöl und ein ganz klein wenig nach Baldrian duftet.

In der Küche und in den Leutezimmern ist währenddessen großes Reinemachen. Fluten überschwemmen die Dielen: Schrubbbürsten und Scheuerlappen fliegen über die Bretter; die Scheiben werden spiegelblank poliert, und wenn alles so weit ist, dann werden Birkenzweige in die Ecken der Stube gestellt und der Boden wird mit feinem weißen Sand und gehacktem Kalmus bestreut; die Mädchen tun noch ein Uebriges und streuen in ihren Stuben Mohnblüten und knallgelbe Kringelblumen. Kaum ist man damit fertig, dann müssen die Mädchen davoneilen, um die letzten Kränze fertigzustellen: sie haben schon nächtelang daran gearbeitet, aber man kann doch nie damit fertig werden. Man slicht Eichenkränze für den Veelskungs und feine Kränze aus dem Mark der Binsen für die Veelmahte; man slicht rote Rosen hinein, die die kleine Marie, die Kröte, aus dem Garten gestohlen: es gibt Kränze aus Klee und Johanniskraut, solche aus dem Laub des Ahorns und blühenden Wicken; man plündert die Kringelblumen und die Georginen, die Reseden und die Malven. Die Göpelmühle, wo die Mädchen die Kränze flechten, duftet wie eine Apotheke von all den Kränzen und Kräutern, die hier aufgestapelt sind.

Aber auch die Jungen haben alle Hände voll zu tun. Sie haben Tecrtonnen, die mit Kienholz angefüllt sind, auf hohen

Stangen auf dem Hügel zwischen den alten Eichen aufgerichtet, dort hat auch Förster Claus, der schon jetzt, am Nachmittage, nicht ganz kapitelfest ist, seine Böller aufgestellt und sie eigenhändig mit Pulver und Nummern der Gouvernementszeitung vollgepfropft; die Gouvernementszeitung liest bekanntlich keiner, ihre raison d'être besteht in der Verwendung zu Flintenpfropfen. Der Förster wirft noch einen prüfenden Blick auf das Arrangement, dann instruiert er Oberbuschwächter Lihzit, der als Herrnhuter und Nichttrinker, das Feuerwerk zu dirigieren hat, und begibt sich in seine Stube im Verwalterhause, um ein Auge abzuichlafen.

Mit der jeweiligen Kapitelfestigkeit des Försters Claus verhält es sich aber so, daß er eigentlich gar nicht gern trinkt, aber als geborener Kurländer sich verpflichtet fühlt, den Krajpodolen zu spielen. Er ist also gewissermaßen ein Opfer seiner Heimatserde.

Während dieser Vorbereitungen ist es allmählich schummerig geworden: Jungen und Mädchen eilen in ihre Kammern und scheuern sich, bis sie krebsrot geworden sind; man strählt das Haar und verwendet Ströme von Bergamottöl; man arbeitet mit Kamm und einem Bündel starrer Borsten, die zusammengebunden und am Griffende mit Pech vergoffen sind. Jeder Junge, der etwas auf sich hält, ist im Besitze eines solchen Toilettengegenstandes, der „fuselkäs“ heißt. Jungen und Mädchen legen ihren besten Staat an, heißt es doch, die Leute aus dem Gebiet ausstechen, man prangt also mit bunten Halstüchern und noch bunteren seidenen Kopftüchern, funkelnagelneuen Pasteln und bunten Zwickelstrümpfen; die Hausmädchen haben sogar Stiefel an, sie trippeln wie auf Eiern daher, denn die ungewohnten Stiefel drücken infam, aber das muß wegen des Prestiges verwunden werden.

Den ganzen Tag über erschallen nah und fern die Lieder der Hütermädchen: ihr Lihgo will bis zum späten Abend nicht verstummen, und wenn die Sonne sinkt und den von der heimkehrenden Herde aufgewirbelten Staub vergoldet, dann zieht man sie mit gewaltigen Kränzen geschmückt in den Hof einziehen. Pedro und Max und einige Lieblingskühe der Mädchen tragen Kränze und Gewinde an den Hörnern, und das unvernünftige Vieh schreitet stolz daher, als ob es wüßte, daß heute Johanni ist.

Die Herde ist brüllend in den Pfahlland gezogen: sie steht nun vor den mit Alee gefüllten Kausen und läßt sich das Futter wohl schmecken. Auch Bredis, der Stallmeister, hat seinen Gänlen ein Benefiz zukommen lassen: die Latären sind frisch gestreut worden und in den Krippen schimmert die doppelte Haferration. Das ist so Ordnung in Meschwalden, denn auch die Tiere sollen wissen, daß Johanutabend ist.

Für einen Augenblick verstummen die Lihgollieder, die man den ganzen Tag über in der weiteren und näheren Umgebung hatte erschallen gehört, denn auch in den Gesinden bereitet man sich zum Fest. Schon sieht man hin und wieder ein voreiliges Johanniseuerchen aufflackern, irgendwo donnert eine alte Kartaune und ruft das Echo in den Wäldern wach. Das war der Zaune, der verfluchte Kerl, brummt der Förster, der wach geworden ist und sich schön macht, — er leitet diese Zeremonie mit einem gewaltigen Schluck Stosbier ein. Der Förster kennt den Knall von Zaunes Feuersteingewehr, denn Zaune ist der verwegenste Wilddieb des Gebiets und der Satan ist und ist nicht zu fassen. Aber, wenn der Förster ihn fassen wird, dann soll der Zaune nicht mehr wissen, wann Pfingsten und wann Ostern ist.

Während der Förster lästerlich flucht und Dranding lächelnd zuhört, faust durch das Thor der Biererzug des Feldbergischen: die Equipage umfährt das Rondel und donnert die Anfuhr hinauf. Der Baron und die Baronin empfangen im Kreise ihrer Kinder die Feldbergischen, die ihre Jungen und Mädels mitgebracht haben: kaum hat man sich begrüßt und auf der Veranda Platz genommen, da fahren auch schon die Weißensteinschen vor, dann kommen die Föhrenschen und die Schwarzhoßschen. Pastor's Füchse ziehen dick und bedächtigt die alte knarrende Kalesche auf C-Federn, dick und bedächtigt steigt der Pastor aus und läßt sich von Andrews die dickwattierte Mütze mit dem ungeheueren Schirm und den schweren Reifemantel mit drei Kragen abnehmen. Diese Kleidungsstücke sind Sehenswürdigkeiten, denn niemand trägt heutzutage derartiges. Im kurzen Jagdgalopp sprengt der Doktor auf seinem Schimmel in den Hof. Das Pferd ist gut: bedauerlich ist es, daß es auf einem Auge schönblind ist, aber das weiß

außer dem Doktor nur Verwalter Drauding, der den Gaul dem Doktor angeſchmiert hat. Dann trifft auf einem ſonderbaren Gefährt, das mit zwei dürrn Gäulen beſpannt iſt, der Kirchſpielsrichter ein, aber er kommt nicht allein, ſondern mit zwei Söhnen, Dörptschen Studenten, die ihre bunten, zerſtochenen Deckel verwegen im Nacken tragen und mit dem Vater um die Wette lachen, — die drei bringen Leben in die Geſellſchaft, ſie ſprühen vor Uebermut und Wiß, aber die Damen müſſen auf der Hut ſein, denn der Kirchſpielsrichter iſt gefürchtet wegen ſeiner ſublim geſchliffenen Zweideutigkeiten, trotzdem iſt er Hahn im Korbe: ſein Schnurrbart, der ebenſo wie Paſtors Mantel und Mütze zu den Sehenswürdigkeiten des Kreiſes gehört, weht über Damenhändchen und er raspelt mit ſeinen gleichgearteten Söhnen um die Wette Süßholz. Der Paſtor begrüßt ihn etwas kühl, denn der Kirchſpielsrichter hat ihm zum vorigen Weihnachten ein Fläſchchen Barterzeugungsmittel zur gefälligen Verwendung am paſtörllichen Reiſepelz verehrt; dieſen Pelz hat nämlich ſchon Paſtors Urgroßvater getragen und er hat im Laufe ſeiner langen Dienſtjahre beinahe alle Haare, die er je beſeſſen, eingebüßt. Der Paſtor hat das ſinnige Geſchenk übelgenommen und er dibbert nun ſeit Weihnachten darüber nach, wie er ſich an dem Kirchſpielsrichter rächen könnte.

Als letzter erſcheint auf einer klingenden Troika, die von einem Kutſcher mit rundem pfauenbeſetzten Hütchen, buntem Seidenhemde und ärmelloſem Armjak gelenkt wird, Herr von Podberesſki neſt Gattin, und er ſchreit ſchon von weitem: „Mein, Golubſchik, wie ich mich freue in Ihrer Kompanje zu ſein.“ Während er ringsum die Hände ſchüttelt, nimmt die ſich fröſtelnd in einen Zobbelumwurf hüllende Frau von Podberesſki die Guldigungen des Kirchſpielsrichters und der Studenten entgegen: ſie ſchwebt in einer Duftwolke einher und lächelt ein müdes Lächeln aus umflorten ſchwarzen Kirſchenaugen. Sie läßt ſich anmutig in einen Sefſel ſinken und erklärt, ſie vertrage dieſen Klimat nicht und werde daherr bald nach Nizza reiſen. Der Kirchſpielsrichter fleht ſie an, das Land nicht ſeiner ſchönſten Bier zu berauben, wofür er einen flammenden Blick erhält und einen Kuß auf die juwelenfunkelnde Hand drücken darf.

Währenddessen berichtet Herr von Podbereski, der Kammerherr en fonctions ist, über Petersburger Vorgänge. „Es ist ein Schrecken, wie man liberal ist, wie man will, daß der Addele soll gehen zugrunde. Und wir haben gekämpft für Thronn und Kaiser und Glauben. Oh, pardon,“ — unterbricht sich Herr von Podbereski, — „Sie habben auch gekämpft für Thronn und Kaiser und der Addele hat keine andere Glauben, als für Thronn und Kaiser. — Seine Majestät hat gewollt, wie soll ich sagen, Emanzipation des moujiks, abber es ist geworden ein débacle für die noblesse und im Lande sind die conspirateurs, die Nichtlisten, daß Gott nich soll gebben.“ Herr von Podbereski macht runde Augen, säckelt mit seinem hellgelben Foulard und läßt den Stanislaus-Stern an seiner Brust bliken.

Währenddessen gängeln die Kutscher die Pferde um das Rondel herum und zum Tore hinaus.

— Warum zum Kukuk, hast du denn die Schindmähren vor den Reddelwagen gespannt? fragt man den Kutscher des Kirchspielsrichters, den langen Jurre, der im Dienste seines Herrn so manches erlebt und bei so manchen Stücklein aktiv mitgewirkt hat.

— Warum? darum! — antwortet Jurre, — daran ist der Landrichter schuld! In der vorigen Woche hat meiner mit dem Landrichter zwei Tage und zwei Nächte Karten geklopft und da sind denn Pferde und Kalesche draufgegaugen.

— Sa, ja, — wirft einer der härtigen Kutscher ein, — so treiben es die Herren, früher verspielten sie Wälder, Gesinde und ganze Gemeinden, jetzt ist das nicht mehr erlaubt, nun verknopft man Pferde und Kalesche. Werdet ihr nun zeitlebens, wie zum Skandal, mit dem Reddelwagen und den Kleppern einherfahren?

— Fällt uns nicht ein, — sagt stolz der lange Jurre, — das würde meinem Herrn übel anstehen: nach ein paar Tagen werden wir wieder gute Pferde im Stall und eine Kalesche in der Remise haben, dafür werden schon die anderen Herrschaften sorgen, wem von ihnen kann es auf ein paar Stallpferde und eine Kalesche ankommen, das ist für die Herren nicht mehr, als einmal auszuspußen.

Stolz zwirbelt der lange Furre seinen Schnurrbart, das hat er von seinem Herrn abgeguckt. Dann fahren die Equipagen zum Stall, wo abgespannt und eingestellt wird, denn vor dem Morgenrauen wird man doch nicht fortkommen und man muß doch Toilette machen; in den langen Raftans und den russischen Hüten kann man sich doch nicht anderen Christenmenschen zeigen, — was auf dem Bod schicklich ist, gehört sich nicht, wenn man sozusagen als Mensch auftritt.

Und dann kommen die Falkenhöfischen, deren Eintreffen immer eine Haupt- und Staatsaktion ist, denn der Falkenhöfische ist Hofmeister und Senator und kommt nur selten aus Petersburg auf sein Gut. Er sitzt stocksteif und dürr mit unbewegtem Gesicht in der Kalesche, während seine Schwester, die ständig im Lande lebt und das Gut bewirtschaftet, dick und rot und zapelig ist.

— Es ist mir ein ganz besonderes Vergnügen, mich heute hier aufhalten zu dürfen, — sagt der Senator, der steifbeinig aus der Kalesche gestiegen ist und der Frau des Hauses mit umständlicher Galanterie die Hand küßt, — ich finde, daß solche Feste, wie Johannitag, den Gutsbesitzer näher bringen an die Bauern. Die Durchführung der großen Reform der Emanzipation kann durch solche Beziehungen nur gefördert werden: man wird hiervon Mitteilung machen müssen in der Kommission und ich darf erwarten, daß Miljutin wird Kenntnis hiervon nehmen.

Der Senator geht reihum und begrüßt sich mit genauer Nuancierung des Ranges und der Stellung des Betreffenden. Er reicht die ganze Hand, drei Finger, zwei Finger und als letzten Grad der Höflichkeit spendet er ein leutseliges Nicken, das der Kirchspielsrichter ostentativ überfieht. Der Senator beugt sich über die Hand der Baronesse Leokadie und bleibt bei ihr stehen; er ist froh, daß er hier der Verpflichtung enthoben ist, deutsch zu sprechen, sondern sich der ihm geläufigeren französischen Sprache bedienen kann. Währenddessen erzählt seine Schwester dem Doktor sehr laut und sehr detailliert, daß sie etwas spät gekommen seien, weil sie einer niederkommenden Anechtsfrau habe helfen müssen. Der Senator sei deswegen recht ungehalten ge-

wesen und habe gesagt, er fühle sich hofiert, daß seine unverheiratete Schwester die sage femme spiele. „Als ob man dazu verheiratet sein muß,“ lacht die energische Dame.

Herr von Podbereski macht ein indigniertes Gesicht und flüstert Baron Walden zu, daß Männer von der liberalen Artung des Senators ein Ruin für Kaiser, Thronn und Addele seien. Er ist ein Nichilist der vierten Rangklasse, zischt er empört.

Die Feuerchen in der Ferne mehren sich und lauter erschallen die Lihgollieder in den nahen Gefinden. Auf der Veranda brennen Windlichter, um die glohägige Nachtfalter gaukeln, Fledermäuse und Nachtschwalben schwirren in lautlosem Fluge einher, das junge Volk vergnügt sich damit, Taschentücher in die Luft zu werfen, um die Fledermäuse zu fangen. Es will nicht gelingen, da holt einer der Studenten einen langen Stoc herbei, an dem er eine Handvoll Berg befestigt und nun damit in der Luft herumfuchtel, nach kurzer Zeit hat sich in dem Berg eine Fledermaus gefangen; sie wird bei Licht betrachtet und dann wieder freigelassen. Die jungen Damen bedecken ihre Locken mit Tüchlein, denn der Pastor erzählt, daß die Fledermäuse in Ermangelung von Berg sich gern in Frauenhaar einnisten und daß es dann ungemein schwierig ist, die Tiere aus dem Haar zu lösen.

— Pastorchen, ist Ihnen derartiges passiert? — fragt der Kirchspielsrichter mit perfidem Lachen und wirft einen Blick auf das blanke pastörlische Haupt.

— Mein lieber Baron, — entgegnet der Pastor würdig, — ich erinnere Sie an die Buben, die Kahlkopf, Kahlkopf riefen, und an Absalon, der mit seiner blonden Mähne an einem Baume hängen blieb.

In diesem Augenblick erscheinen Andrews und Mamsell Grundberg mit einer Riesenbowle. Der Kirchspielsrichter schaut Mamsell Grundberg tief in die Augen und dann flüstert er: „Wie machen Sie es nur, Mamsell Grundberg, daß Sie nicht älter, aber immer hübscher werden?“

Der Kirchspielsrichter kann seine Ricken selbst dann nicht lassen, wenn es sich um eine so wichtige Sache, wie das Abschmecken einer Bowle handelt, darin ist er nämlich anerkannte Autorität. Er schmeckt und nickt befriedigt.

-- Andrens, — sagt er, — das haben Sie fein gemacht, das stimmt haargenau, doch würde ich noch ein Handvollchen Erdbeeren empfehlen, ein ganz kleines Handvollchen; später gehört da natürlich auch noch ein tüchtiger Schuß Kognak hinein, vorab genügt das Quantum.

Das Handvollchen Erdbeeren wird gebracht und für später steht nicht nur Kognak, sondern auch Champagner bereit, das weiß der Kirchspielsrichter, aber er spricht nicht davon, denn die Champagnerbowle ist eine Ueberraschung, die der Meschwaldensche seinen Gästen alljährlich zu Johanni zu bereiten pflegt.

Die Gläser, in denen die goldrote Flüssigkeit schimmert, klingen hell zusammen; im selben Augenblick erschallt hinter dem Thor, wie auf Kommando, hundertstimmiger Lihgegesang: die Leute aus dem Gebiet haben sich ganz still in der Eichenallee hinter dem Verwalterhause versammelt und nun schmettern sie los, was die Stimmbänder leisten wollen. Die Studenten setzen über die Brustwehr und sind in mächtigen Sprüngen auf dem Rondel, unter den alten Eichen. Auch sie haben eine Ueberraschung in petto: grüne und rote, gelbe und blaue bengalische Lichter flammen auf und übergießen die in den Hof drängende, mit Kränzen und Blumen beladene Menge mit magischem Schein. Auf der Veranda ruft man Bravo, die Sänger stutzen, geraten aus dem Takt, doch dann fassen sie sich und lassen nun ihre Weisen mit verdoppelter Inbrunst erschallen; die Mädchen und Weiber singen im höchsten und schrillsten Diskant, während die Männer und Jungen dazwischen brummen. So naht der unabsehbar lange Zug der Freitreppe:

Wai gaidijat Jahna behrnus,
Li—hi—go! Li—hi—go!

Der Meschwaldensche und seine Gattin treten vor, während die Gäste im Hintergrunde bleiben. Die Herrschaft wird besungen. Man rühmt ihren Reichtum und ihre Freigiebigkeit. Kränze türmen sich auf ihren Häuptern, Armen und Schultern, sie verschwinden unter der Menge der Kränze und Kräuterbündel; lachend befreien sie sich aus der Gefangenschaft, doch im Handumdrehen sind sie wieder unter Kränzen und Kräutern begraben. Dabei schmettern die Lihgolieder, die eine unbeschränkte Anzahl

von Strophen haben, mit unverminderter Kraft. Einzelne Strophen ehren den Johannivater, andere die Johannimutter, noch andere ihren Nachwuchs; sie preisen die Freigiebigkeit und die Güte des Bieres und den Wohlgeschmack des neuneckigen Johannikäses, mit denen die Johannikinder aufgenommen werden sollen. Nach der Herrschaft kommen der Verwalter, die Mamsell und der Förster an die Reihe, dann die fremden Herrschaften, bis der letzte Kranz und das letzte Kräuterbündel deponiert ist und die Sänger heifer geworden sind. Man dankt, man schüttelt angesehenen Bauern die Hände, es regnet Silbermünzen, und der Kirchspielsrichter, den wieder einmal der Teufel reitet, spendiert sogar einen Regenbogen, einen Hunderter.

Der Senator steht mit einem dicken Eichenkranze auf dem Kopfe und einem Kräuterbündel in der Hand und erklärt, um die große Reform der Emanzipation durchzuführen, müsse in ganz Rußland Swanow denj eingeführt werden; er werde mit Miljutin sprechen, nein, er werde einen Doklad einreichen auf Allerhöchsten Namen.

Auf dem Rondel stehen die Fäßchen, sind wie auf den Wink eines Hexenmeisters lange Tische und Bänke erschienen, die Hofsmädchen schleppen Karraßch, Käse, Schinkenbrot und Würste herbei. Es wird geschmaust und dazwischen ertönen wieder Lihgo-lieder, aus den Fäßchen sprudelt das Stofbier in Lehmtöpfchen und hölzerne Kannen, rieselt Branntwein in dicke grüne Gläser. Leere Fäßchen verschwinden und volle werden auf starken Schultern herbeigeschafft.

Der Förster, der mittlerweile der Bowle tüchtig zugesprochen hat, verschwindet; bald darauf flammen die Teertonnen auf, donnern die Böller, deren Knall die Tauben unter dem Klectendach aufschreckt. Die Teertonnen brennen lichterloh und der Förster feuert noch einmal und zum dritten und letzten.

Auf dem Rondel wird die Stimmung rasch lustig und ausgelassen. Ein paar alte Weiber, gefürchtete Besingerinnen, treten mit improvisierten Spottstrophen auf die Anwesenden auf; auch die Herrschaft wird nicht geschont, ganz besonders scharf werden Verwalter, Förster und die Mamsell hergenommen. Man hat im Laufe des Jahres allerlei Klatsch gesammelt, den die Besinge-

rinnen nun unverzagt in ihren witzigen oder äzend satirischen Improvisationen zum Besten geben; heute kann man es riskieren, denn heute herrscht Freiheit und nur ein Dojahn kann am Johanniabend etwas übelnehmen.

Die Besingerinnen legen also los, was Zeug und Leder hält, und der Kirchspielsrichter schwimmt in einem Meer von Entzücken. Er begibt sich zu den Weibern auf das Rondel und feuert sie an; diese lassen sich das nicht zweimal sagen; sie geben Texte zum Besten, die die Mädchen in die Flucht jagen, während die Männer und Jungen verständnisinnig schmunzeln.

Die Hausfrau bittet die Gäste in das Speisezimmer, wo bereits angerichtet worden ist, aber der Kirchspielsrichter steht noch immer unter den Weibern, die ihn besingen und kein gutes Haar an ihm lassen; sie gehen hierbei auf allerlei Intimitäten ein, und als sie geendet, schüttelt er in die Schürzen den Inhalt seines Geldbeutels.

Ein Abendessen mit Gästen dauert in Meschwalden gute drei Stunden, zu Johanni aber fünf. Die livländische Küche, in deren Erzeugnissen sich die historischen Geschehnisse des Landes insofern widerspiegeln, als unsere Hausfrauen von jedem der gekrönten Herren, die hier einst geboten, das Wertvollste ihrer spezifischen Küche übernommen und es auf den livländischen Generalnennen gebracht haben, — dieser Generalnennen aber heißt Schmand und Butter. Die mit Strömen von Schmand und Butter zubereiteten Speisen können natürlich nicht in der hastigen Art vertilgt werden, wie etwa ein windiges französisches Menn, sondern dazu gehört Zeit und Vorbereitung. Die Vorbereitung ist die Sakuska mit ihren verschiedenen Rinkerlitzchen und den diversen Schnäpsschen, und dann kommt der imposante Kalbsbraten, das auf der Zunge zerfließende Geflügel, der entzückt in kristallinem Aspik schwimmende Laimchen, die Riesenschüsseln Krebse und das kunstvoll getürmte Gefrorene.

Unser Land gehört zu den wenigen Europas, wo man eine ganz bewußte Küchenkultur hat. Nicht nur im Adel, sondern auch im Patriziat der Städte erben sich neben der Familiengeschichte gewisse vergilbte Rezeptbücher fort, deren Inhalt innerhalb des Geschlechts, das solche Schätze besitzt, geheimgehalten wird. In

verblaßten zierlichen, oder auch weitausschwingenden Schriftzügen sind in diese Bücher Hohenlieder des Gaumenkügels gedichtet worden und oft werden Trivialitäten der Kasserolle durch einen Trick, eine verschmigte Zutat ins Erhabene transponiert. Wir haben eben das Glück gehabt, dank wechselnder Oberherrschaft und internationalen Verbindungen, zu einer Speisenzivilisation und -kultur zu gelangen, wie man sie nur an den Brennpunkten des Verkehrs und geschichtlichen Geschehens finden kann.

Andrens bedient würdig und umsichtig. Er ist stets im rechten Augenblick mit der Schüssel oder mit der Flasche da, weder Hausherr noch Hausfrau brauchen ihm einen lauten Befehl zu erteilen, Andrens reagiert auf einen jeden kaum sichtbaren Wink des Auges.

Zum Abendessen hat Baron Walden Tante Barbara mit dem üblichen Zeremoniell aus ihren Appartements abgeholt. Sie ist in großer Gala erschienen; an ihrer Brust schimmern alle Kaiserbildnisse und Chiffren in Brillanten. Sie ist von Marja und Aglaja, die silberne Armlichter mit dicken Wachskerzen trugen, eskortiert worden; die beiden Kammerjungfern stehen nun ernst und starr, wie verräucherte Skonen, hinter dem Stuhl der Herrin, neben der der Senator sitzt, während zu ihrer Linken der Herr von Podbereski Platz genommen hat. Tante Barbara hat den Gesang nicht anhören mögen, das ist ihr zu laut gewesen, und überhaupt, sie verträgt nicht „des gens, qu'on ne toucherait pas avec des pincettes“.

Der Senator zieht respektvoll bedauernd die Schulter hoch.

Eure Erzelsenz, — knarrt er und seine Stimme tremuliert leise, — gestatten, daß ich in aller Ergebenheit darauf aufmerksam mache, daß die Intentionen unseres Allergnädigsten Herrn sich auf die Ausgleichung der Gegensätze zwischen den maßgebenden Schichten und dem Volke richten.

— Ich weiß es nicht, worauf sich die Intentionen Seiner Majestät richten, aber es will mir scheinen, — antwortet Tante Barbara leise, aber bestimmt, — daß man dort in Petersburg eine große Torheit begangen, daß man eine Welt zer schlagen und eine neue aufgerichtet hat, an die ich mich nicht gewöhnen kann und will.

— Diese Welt existiert nicht mehr, Eure Exzellenz, — wirft Herr Podberescki eifrig ein, — diese Welt, Ihre Welt, Eure Exzellenz, und ich darf auch sagen, meine Welt, sie ist am 19. Februar 1861 untergegangen. Es ist eine Einbildung anzunehmen, sie existiere noch und wir mit ihr. Die Welt ist nicht mehr und wir ebensowenig. Denn unsere organischen Grundlagen sind erschüttert, unser Nährboden ist verschwunden. Wir sind entwurzelt. Der russische Adel ist entwurzelt.

Herr von Podberescki zieht mit tragischer Geste seinen Foulard und streicht sich über die Stirn, während Tante Barbara ihm zunickt und der Senator eine eifrig abweisende Miene macht. Es wäre zu viel Ehre, wenn er mit Podberescki polemisieren wollte.

Nach dem Abendessen ziehen die Damen und die männliche Jugend sich in den Gartensaal zurück. Der große venezianische Kronleuchter strahlt im Glanze der Wacratterzen; die Kristallbehänge der Lampetten glitzern und schimmern in allen Farben des Regenbogens. Die Flügeltür zur Terrasse steht weit offen; der feuchtkühle Duft von Rosen, Jasmin, Nieseden und Levkojen dringt in schwülen Wellen in den Raum; man hört das gedämpfte Getöse der Leute auf dem Rondel; drüben jenseits des Flusses wehen leidenschaftlich die Schnarrmachteln, über den feuchten Kies der Terrasse rascheln leise bedächtige Kröten.

Der Kandidat setzt sich an den Nullschen Flügel und läßt eine Tanzmelodie erklingen. Bald drehen sich die Paare, während die älteren Damen auf den breiten Sofas in den Ecken des Saales sitzen und zu petits fours süßen Kapwein schlürfen. Währenddessen sind die Herren im Speisezimmer geblieben, und der Kirchspielsrichter hat nun in die Bowle nicht nur den Schuß Kognak getan, sondern sie auch durch Champagner veredelt, wobei er es sich nicht hat nehmen lassen, die Pfropfen ordentlich springen zu lassen. Denn, so sagt er, wenn es nicht knallt, dann hat man eigentlich nur den halben Genuß vom Champagner.

Und Fräulein Arabella hält tapfer mit; sie hat ebenso wie Fräulein Leokadie ein Penchant für den Kirchspielsrichter, der ihr verwegene Dinge zuflüstert, und sie muß mit dem Doktor sprechen.

Der Doktor äugt über die scharfen Brillengläser hinweg und macht eine ironische Miene. Im Gebiete Meschwaiden herrscht die Bräune, daher hat Fräulein Arabella alle Hände voll zu tun, sie beizt die Häse und reitet in dieser Veranlassung von Gesinde zu Gesinde. Wenn die Leute sie von weitem sehen, dann werden die kranken Kinder rasch versteckt, denn die Leute glauben nicht an das Weizen, — sie halten Sichttalg mit Honig für ein weit wirksameres Mittel.

Die Gläser klingen und die Zigarren und Pfeifen qualmen. Von Zeit zu Zeit erscheinen die Studenten aus dem Saal und nehmen sich ihr Deputat an Bowle. Von Zeit zu Zeit begibt sich der Kirchspielsrichter in den Saal, denn er tanzt leidenschaftlich gern. Und dann geschieht es, daß er draußen auf der Terrasse Frau von Podbereski sieht, sich Luft zufächelnd sich ebenfalls hinausbegibt und dann mit der Dame in den dunklen Gängen des stillen Gartens verschwindet. Als er nach einiger Zeit zurückkehrt, macht ihn einer seiner Söhne auf einen weißen Fleck an der Schulter seines Fracks aufmerksam und wischt ihn mit dem Taschentuche fort. Nachher duftet das Taschentuch nach dem Parfüm feinen Puders.

Unbekümmert begibt sich der Kirchspielsrichter in das Speisezimmer und wird nun seßhaft. Es dauert gar nicht lange, da hebt er ein Lied an und die anderen fallen mit hellen und rostigen Stimmen ein: „An der Ostseestrund“ und „Gaudeamus“. Sogar der Senator singt mit: freilich fällt er aus der Melodie des Gaudeamus in die der Kaiserhymne. Herr von Podbereski, der keine Bowle vertragen kann, wird melancholisch, beklagt das Schicksal von Thronn, Kaiser und Adell, verschwindet ohne Aufsehen und läßt sich von Andrews diskret in eines der Fremdenzimmer bringen.

Auf dem Mondel wird getanzt. Die Musik liefert ein Monochord, eine Geige, eine Ziehharmonika und ein Dudelsack. Man tanzt Bitscha, Utschikups, Polka und Rheinländer: die Jungen drehen die Mädcl, so daß die Röcke fliegen, und in den Pausen stärken sie sich an dem einen oder anderen Fäßchen: einige Streithähne haben bereits hinter der Klette einen Ehrenhandel ausgefochten, der dem einen und dem anderen ein paar

blaue Flecke eingetragen hat, aber das stört nicht weiter die Gemütlichkeit. Es dämmt schon, da beginnen die Mädchen, die sich in langer Reihe postiert haben, die Jungen zu besingen, und diese antworten alsbald mit Spottliedern. Nachgerade ist man aber doch müde geworden. Einige der Alten hocken schlafend unter den Bäumen; sie werden geweckt und man zieht der aufgehenden Sonne entgegen nach Hause.

In den Boskett's, die Mamsell Grundberg so ehrlich haßt, hört man noch lange heimliches Flüstern und Kichern.

Schon lange stehen vor dem Herrschaftsstall einige Equipagen zum Vorfahren bereit, aber man geht nach dem alten Wort: Früh gefattelt, spät geritten. Endlich erscheint Andrews und man läßt vorfahren. Mit großem Hallo werden die Abfahrenden begleitet, der Kirchspielsrichter hält Abschiedsreden, volle Gläser werden geschwungen und Mützen geschwenkt. Für die in Meschwalden Bleibenden sind die Gastzimmer gerüstet; zu den Zurückbleibenden gehört auch der Pastor, denn sein Kutscher liegt im Wagenhause und ist nicht wach zu bekommen. Dem alten Herrn ist das gar nicht unangenehm, denn er fühlt sich recht müde und er liebt es in Meschwalden über Nacht zu bleiben; die Betten sind hier weich und gleichzeitig kühl, weil Pfühle und Rissen mit Elenhaut bezogen sind. Auch der unverwüsthche Kirchspielsrichter fühlt sich etwas matt; die Studenten nehmen Handtücher und gehen an den Fluß, sie sind eben nicht Kleinzukriegen, sie werden nach dem Bade unbekannt wo schlafen und nach wenigen Stunden zu neuen Taten bereit auftauchen. Eben sieht man sie vor dem Stall mit Annin und einem anderen Hofsmädchen schäkern. Mamsell Grundberg sieht diese Szene aus ihrem Zimmer und sie seufzt: sie denkt an einen Johanniabend vor vielen, vielen Jahren: damals schäkerte mit ihr der Wetter des Barons, der lustige Husarenleutnant aus Petersburg, der später im ungarischen Kriege fiel und dem Mamsell Grundberg viele stille Tränen nachgeweint hat.

Seufzend gießt sie sich ein Gläschen Liför ein, trinkt es in *memorian* und legt sich dann tugendsam in ihr breites Bett, das Raum für zwei Insassen hätte -- --

Eine Welt für sich, in der die Baronin und der alte Gärtner Jakob Lehmburg zu befehlen haben, ist der Meschwaldenische Garten, der sich unmittelbar an das Wohnhaus anschließt und in Terrassen zum Englischen Garten abfällt; der Garten liegt also gegen Süden und ist vor rauhen Winden durch die zehn Fuß hohe pfannengedeckte Feldsteinmauer geschützt, die der Rittmeister hat errichten lassen.

Als Lehmburg seinen Dienst antrat, fand er den fünf Posten umfassenden Garten in einem bedauernswürdigen Zustande der Systemlosigkeit und Verwilderung, denn zu des Rittmeisters Zeiten hatte es keinen richtigen Gärtner gegeben, sondern ein Leibeigener hatte eines Tages Befehl erhalten, Gärtner zu sein, und der Rittmeister half, wenn es nicht klappte, mit seinem Reitstocke nach.

Lehmburg hatte bei Wagner in Riga gelernt und hatte von seinem Lehrherrn die besten Zeugnisse erhalten: als er in Meschwalden eintraf und den Garten besichtigt hatte, ließ er sich beim Baron melden und erklärte, daß er sofort nach Riga zurückkehren wolle, denn dieser Garten sei kein Garten, sondern ein „Weinetal“, mit dem er nichts anfangen könne und wolle.

Der Baron hatte den hitzigen Esten ruhig angehört und dann erklärt, er habe Lehmburg dazu engagiert, daß er den „Schweinstall“ in einen anständigen Blumen-, Gemüse- und Obstgarten verwandle. Er selbst habe für die Sache, von der er wenig verstehe, wenig Interesse, Lehmburg möge der Baronin seine Vorschläge machen, einen Plan entwerfen und dann den Garten nach seinen Intentionen einrichten.

Solche Rede klang in den Ohren des damals jungen und tatendurstigen Lehmburg wie Musik: das hieß ja, daß er beinahe unbeschränktes Verfügungsrecht hatte, und was kann einem Manne, der sein Fach beherrscht, lieber sein, als sich einmal nach Herzens-

lust ausleben zu können. Lehmborg entwarf einen schönen Plan und konferierte dann tagelang mit der Baronin, bis man endlich festgestellt hatte, was von den alten, verwilderten Obstbäumen und Beerensträuchern erhalten bleiben sollte und was dem Beile und der Säge verfallen mußte, und dann ging man im nächsten Herbst sofort an die Arbeit. Alles, was überständig, verkrüppelt und sonst unbrauchbar war, wurde gnadenlos beseitigt; es wurde gegraben, rigolt und gedüngt; neue Wege wurden angelegt und das Material für zwei kleine Warmhäuser angeführt, denn ohne Warmhäuser, so behauptete Lehmborg, sei eine geordnete und ansehnliche Gartenwirtschaft nicht denkbar. In einer stillen Ecke hinter einer ausgedehnten Himbeerenplantage wurde der Bienenstand mit dem Winterschuppen und dem Häuschen für den Bienenwärter eingerichtet; an der Südmauer des Gartens lagen die Treibbeete und waren Spaliere für Pflirsche und Wein unter Glas projektiert. Im Frühling kamen gewaltige Ballen Bäume, Sträucher, Sämereien und Knollen von Wagner an: Lehmborg hatte sich einen Gehilfen ausbedungen, der ihm ohne weiteres bewilligt worden war, er erhielt ferner etwa zwanzig tüchtige Jungen und Mädchen zu seiner Verfügung, und nun arbeitete er im Laufe vieler Wochen buchstäblich Tag und Nacht, bis die ganze Anlage endlich fertig war und es nur noch galt zu ergänzen und auszubauen, wozu bekanntlich Jahre und Jahrzehnte erforderlich sind.

Heute ist der Meschwaldensche Garten eine Sehenswürdigkeit im Kreise. Die benachbarten Höfe schicken ihre Gärtner nicht mehr zu Wagner nach Riga in die Lehre, sondern sie lernen bei Lehmborg, dessen Edelobst nicht weniger berühmt ist, als seine Rosen, Tuberosen und Maiglöckchen, oder Ananas und Pflirsche. Nur eines war ihm anfänglich nicht geglückt, — Meschwalden hatte keinen Spargel; Lehmborg hat allerdings auch dafür gesorgt, er hat eine kleine Spargelpflanzung nach allen Regeln der Kunst angelegt, doch als die ersten verheißungsvollen Pfeifen in die Küche geliefert worden waren und auf die Tafel gelangten, da erwies es sich, daß der Spargel bitter wie Tabak war. Lehmborg war in Verzweiflung. Er hatte zunächst ein längeres, zeitweilig recht lebhaftes Gespräch mit Mamsell Grundberg, denn

es war immerhin möglich, daß beim Kochen irgendetwas passiert war, doch ergaben umfassende Versuche die Hinfälligkeit dieser Voraussetzung; nicht am Kochen lag die Schuld, sondern an den Spargeln, die bitter blieben, man mochte mit ihnen beginnen, was man wollte. Mit der hartnäckigen Zähigkeit des Esten, die Berge versetzen kann, legte nun Lehmburg bald hier, bald dort Pflanzungen an, bis es ihm endlich gelungen war, eine Erdmischung herzustellen, die einen tadellosen Spargel lieferte. Als das erreicht worden war, da gab es in Mieschwalden ein großes Spargelfest, zu dem die ganze Nachbarschaft geladen war. Damit hatte es nämlich insofern eine eigene Bewandnis, als der Mieschwaldensche, der sich mitunter ein Späßchen verstattet, in jedem Frühjahr nach einem bestimmten Turnus einen Korb Spargel, lieblich anzuschauen, aber böse davon zu essen, auf einen der Nachbarhöfe mit einem liebenswürdigen Billett gesandt und guten Appetit gewünscht hatte. Es machte ihm viel Vergnügen, wenn er dann nach einigen Tagen ein höfliches Dankschreiben erhielt, — denn Spargel war damals noch etwas Seltenes. Nur der Waldhöfliche hatte Lunte gerochen, der sandte nach zwei Tagen nach Erhalt der Spargelsendung ein Päckchen Schnupftabak und teilte mit, er hoffe, daß der Mieschwaldensche mit der von ihm besorgten Verarbeitung der ihm freundlichst übersandten Spargel zufrieden sein werde. Als Lohn für den den Nachbarn gespielten Schabernack war das Spargelfest veranstaltet worden. Es war auch insofern bemerkenswert gewesen, als man Lehmburg herbeigeht hatte und er mit den Herren in Burgunder anstoßen mußte. Der Kirchspielsrichter hatte damals Lehmburg den Titel eines livländischen Oberspargelmeisters verliehen und mit ihm besonders angestochen.

Wer heute den Mieschwaldenschen Garten besucht, wird ihn nicht wiedererkennen; aus der ursprünglichen „Weinerei“ ist ein Prachtgarten geworden, bei dessen Anblick das Herz im Leibe lachen muß. In streng abgemessenen Quartalen stehen da in ausgerichteten Reihen im Verbande gepflanzte Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume. Dazwischen stehen die Beerensrüucher; innerhalb der Quartale gedeiht das fabelhafte Mieschwaldensche Gemüse, die Burkanen, Karotten, Schnittkohl, Beeten,

Erbsen und Bohnen, Schwarzwurzeln, Kerbelkräuter, Kohlrabi und anderes. In den Treibbeeten blühen und reifen Gurken, Melonen und gigantische Kürbisse, grüne, rote und orangefarbene Ungetüme. Der Stolz Lehmburgs sind aber die Obstbäume, die Klaräpfel, die Borsdorfer, die Zwiebeläpfel, die Peppings, der libländische Rosenapfel, die Hasenköpfe, die Antonowkas, die Bausker Butterbirnen, die Bergamotten und Kaneelbirnen, die Kleine Clauden und die Pflaumen in allen Formen und Farben, nicht zu reden von den Pfirsichen und den Weintrauben, die an Spalieren und den Warmhäusern reifen, wo auch die Ananaszucht mit Erfolg betrieben wird.

Auf der Terrasse, vor dem Gartensaal, duften tausend Rosen, Jasmin, Tuberosen, Levkojen und unzählige andere Sommerblumen und Stauden. Das Mittelstück bildet das große Teppichbeet mit dem kunstvollen Alliance-Wappen des Barons und der Baronin, dessen erstes Erscheinen mit einer goldenen Uhr nebst Kette belohnt wurde. Diese Uhr trägt Lehmburg in einem Säckchen aus samischem Leder, jedoch geschieht das nur an den Sonntagen, denn werktags trägt er eine alte silberne Uhr, an einem durablen Lederriemen.

Der glasköpfige, kleine und immer etwas brummige Lehmburg kommt das ganze Jahr nicht zur Ruhe. Noch ist der Winter nicht gewichen, da hantiert er schon mit seinen Zungen an den Treibbeeten; man sichtet den scharfdunstenden Pferdedünger, sibt die fette Erde, sät, lichtet aus, gibt Licht und Schatten, jätet und spritzt. Kaum ist man damit fertig, da heißt es, Beete machen, die glänzende von Fruchtbarkeit dampfende Erde umgraben und wieder säen, auslichten, jäten und spritzen. Selbst im Winter hat man, wenn auch nicht im Garten, so doch in den Warmhäusern zu tun, denn hier geht der Betrieb das ganze Jahr rund, — das eine sprießt, blüht, und das andere trägt Früchte. Vor allen Dingen aber muß gegen die Blattläuse vorgegangen werden, das sind die Todfeinde Lehmburgs, denen er mit furchtbaren Machorkadünften zu Leibe rückt. Dieses mörderliche Schmachkraut zieht er selbst in einer Ecke des Gartens, es deckt nicht nur den Bedarf der Warmhäuser, sondern auch seinen privaten Verbrauch an Tabak. Er dreht sogar selbst Zigarren, die raucht

er jedoch aus Sparsamkeitsrückfichten nur am Sonntage, während er an den Werktagen sein Pfeifchen schmaucht.

So wirkt denn Lehmburg, ob Sommer oder Winter, unentwegt im Garten, mit dem er eng verwachsen ist, ja man könnte sagen, daß er in seinen Garten verliebt ist. Im Frühling ist der Garten ein Märchen von Blüten und Duft: seine wahren Schönheiten entwickelt er aber erst dann, wenn die Sonne des Hochsommers über ihm brennt und die strömenden Säfte zur Reife bringt: wenn die Backen der Äpfel sich zu röten beginnen, die Beeren reifen und tausend Bienen in den Zweigen summen. Schwer und schwül lastet die Hitze über dem Garten: Lehmburg und die Jungen gehen mit Fauchekannen und Spritzen einher und schauen nach dem Rechten, und dann kommt die Zeit, da die Kinder in die Beeren dürfen. Man hockt dann in der Mittagsglut in den dichten Büschen und schmaust rote, gelbe und grüne Stachelbeeren, und wenn man davon genug hat, dann geht man in die weißen, roten und schwarzen Johannisbeeren und erholt sich in der Himbeerenplantage zu neuen Taten. Es ist unglaublich, was Kinder im Verzehren von Beeren leisten können: es kann sich wohl ereignen, daß das eine oder andere seine Leistungsfähigkeit überschätzt, aber das ist immer nur eine ganz vorübergehende Erscheinung, — mit Hilfe der Hausapotheke bringt Fräulein Arabella die Unpäßlichkeit wieder ins Lot, wonach der Rekonvaleszent redlich bemüht ist, das Versäumte nachzuholen.

Und dann kommt die herrliche Zeit, da Mama und die Mamsell die blanken Messingkasserollen noch blanker putzen lassen, und es heißt: morgen wird Saft gekocht werden! Die Tage des Saftkochens sind wahre Feste für die Kinder, die mithelfen und zur Belohnung den Schaum naschen dürfen. Lehmburg hat Niesenkörbe Beeren vor den kleinen Pavillon schaffen lassen, vor dem das Saftkochen auf einem kleinen transportablen Defchen vor sich geht. Das Brennholz ist zierlich aufgeschichtet, in einem großen Blechgeschirr befindet sich Wasser: Annin und andere Mädchen schaffen unter Eskorte der Mamsell den Sandzucker herbei, der im Pavillon aufgespeichert wird, die Kasserollen stehen parat. Nun dürfen die Knaben das Feuer anzünden und die Kocherei kann losgehen. Die Baronin hat eine große Schürze

angetan, die kleinen Mädchen haben sich mit silbernen Löffeln bewaffnet, und Mamsell fächelt sich mit einem Klettenblatt Kühlung zu. Bald brodeln drei Kasserollen und ein starker und süßer Duft steigt auf; er lockt nicht nur Bienen und Wespen herbei, sondern auch die Knaben, die derweil in den Beerensträuchern gesteckt haben, und nun vom Duft angezogen, herbeistürmen, um ihr Deputat an Schaum zu erhalten. Tante Leokadie, die mit der langgestielten Vorgnette in der einen und dem Nidikül mit dem Niechfläschchen in der anderen Hand durch den Garten spaziert, reißt neugierig den Hals und bittet sich eine Kostprobe aus, die sie kopfnickend langsam über die Zunge gleiten läßt.

Wenn das Wetter ganz besonders warm und schön ist, erscheint wohl auch Tante Barbara im Garten und schaut dem Saftkochen zu. Sie sitzt in einem tiefen Lehnstuhl, plaudert ein wenig von den Zeiten, da die Gemahlin Kaiser Alexanders I. auf der Farm in Peterhof mit ihren Hofdamen Saft einkochte und der schöne Dohnikow dazu Racinesche Verse deklamirte. Tante Barbara könnte, wenn sie wollte, die Geschichte von der Kaiserin Elisabeth und dem schönen Dohnikow, der im Auftrage des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch ermordet wurde, erzählen, doch begnügt sie sich mit einigen diskreten Andeutungen und schläft darüber in der heißen Sommerluft sanft ein, während Nglaja mit dem Foulard die Fliegen abwehren muß.

Und man kocht Saft, nicht etwa sozusagen ins Blaue hinein, sondern nach ganz bestimmten uralten und bewährten Rezepten, über die die Baronin und die Mamsell verfügen. Man kocht ganze Beeren und klar; mit Mandelgeschmack, mit Vanille und Kaneel. Man hat hierin unzählige Nuancen und Feinheiten. Rot glühen die Köpfe und der Schweiß perlt in feinen Tropfen auf Stirn und Nasen. Man macht aber nur für die Zeit des Mittagessens Pause, wenn das Klopfbrett um zwei Uhr zur Arbeit ruft, dann sind auch die Damen wieder beim Pavillon und die Kinder erst recht. Die Köpfe füllen sich, sie kühlen ab und werden mit gewachtem Papier verbunden, worauf sie in die Schafferei transportiert werden.

Von Zeit zu Zeit erscheint Lehmburg in einem sonnengebäunten Strohhut von ehrwürdigstem Alter: er erkundigt sich

respektvoll, welche Beeren und wie viel zu morgen davon nötig sein werden; er pöckert am Deschen, steckt sein Pfeifchen an und dann hört man ihn wieder hinten im Garten die Jungen und Mädchen kommandieren, die es ihm nie recht machen können, namentlich haßt er es, wenn die Leute es sich erlauben, von den Früchten des Gartens zu naschen, denn er ist, wie alle Gärtner, ein Geizhals und sähe es am liebsten, daß die Früchte dort blieben, wo sie hinfallen. Wenn er bei besonders guter Laune ist, konzidiert er wohl etwas Fallobst, aber dann muß er doch schon ganz rosig gestimmt sein, was sehr selten vorkommt.

Raum sind die Beeren erledigt, dann kommen die Kirschchen an die Reihe, dann die Pflaumen und schließlich muß Apfelklarfaß eingekocht werden. Ist man aber schon so weit, dann beginnt die Apfel- und Birnenernte, die ein Benefiz für die Knaben ist, denn die edelsten Sorten dürfen natürlich nicht etwa geschüttelt, sondern sie müssen fein säuberlich gepflückt werden. Was an den äußersten, durch Klettern und Leitern nicht erreichbaren Zweigen hängt, und das ist gewöhnlich das schönste, holt Lehmburg mit einem spezifischen Instrument herunter: es ist das ein mit einer Klemmvorrichtung versehenes Sack, der an der Spitze einer langen dünnen Stange befestigt ist. Körbe und aber Körbe wandern in die Apfelfleete, wo Äpfel und Birnen auf Horden aufgereiht werden, um nachzureifen. Körbe und aber Körbe werden geschüttelt und gedörst. Körbe und aber Körbe wandern in die Nachbarschaft oder nach Riga zu Verwandten, und Körbe und aber Körbe werden in große Fässer mit trockenem Sande eingelagert, um zu Weihnachten Auferstehung zu feiern. Aber wer denkt heute, da noch alles in Ueberfülle vorhanden, an den rauhen Winter! Eben gibt es noch köstliche Pfirsiche und blaue und grüne Trauben, mit dem wunderfeinen Hauch und dem zarten Aroma. Die Ananas werden eingemacht, nachdem die erste reife zu einer Bowle verwendet worden ist, an der der Kirchspielsrichter seine sublimste Kunst hat leuchten lassen: es hat auch zu dieser Bowle Champagner, allerdings mit Maß, und einen tüchtigen Schuß Kognak gegeben.

Auch Diener Andrews hat in dieser Zeit alle Hände voll zu tun, denn er hat für die Liköre zu sorgen: hierzu werden

nur ganz erlesene Früchte verwendet, die Lehmborg, der Verständnis für Liköre hat, ganz besonders sorgfältig aussucht. Die beiden Alten stecken die Köpfe zusammen und tüfteln immer neue Kombinationen aus. Sie füllen gewaltige Ballonflaschen mit Beeren, Kirichen, Pflaumen, Ananasschnitten und Nußkernen, übergießen die Füllung mit Spiritus und reihen diese Ballons an sonnigen Fenstern der Bodenkammern auf. Von Zeit zu Zeit müssen die Flaschen gewendet werden, damit dem gesamten Inhalt die Wohltat der Bestrahlung zuteil wird, und wenn genug gewendet und gelegentlich geprobt worden ist, dann geht es an das Filtern und Klären, Mischen, Zuckern, Füllen und Etikettieren, bis der Jahrgang zu den übrigen in den Keller getan werden kann.

Hier ist es am Platze ein Wort über unseren Likör, die Kalinka, zu sagen: Das eigentliche Vaterland der Kalinka ist Rußland, und zwar Südrußland, das Land der unvergleichlichen Konfitüren, des besten und würzigsten Kwas, der schönsten verzuckerten und gesäuerten Früchte, der Gurken und Melonen, die in Hunderten geschmacklichen Nuancen eingemacht werden, und vor allen Dingen der Kalinken, jener ölig fließenden süßen Schnäpse, die das durch den Einfluß der Sonnenstrahlen auf das höchste potenzierte Aroma der Beeren und Früchte aufgenommen haben. Von Kleirußland aus hat die Kalinka das ganze Zarenreich erobert: man stellt sie in den Häusern und in Fabriken her, doch war die beste Marke stets und immerdar die echte „Kijewskaja Kalinka“, die in vergoldeten, oder in Flaschen, die einen Mantel aus feinem Kies tragen, in den Handel gelangt.

Die Bereitung ist ebenso einfach, wie ungeheuer kompliziert. Einfach, weil man nichts anderes zu tun hat, als guten Spiritus auf vollreife Beeren zu gießen, diesen Aufguß (Kalinka oder Kastoika) etwa sechs Wochen in der Sonne „ziehen“ zu lassen und ihn dann mit Zuckersirup in mehr oder weniger gesättigter Lösung zu verdünnen, wonach man die Kalinka, die also nichts anderes ist, als ein Fruchtlikör, trinken kann. Aber das tut man allenfalls nur, um zu probieren, denn ihre wahre Schönheit entwickelt die Kalinka erst durch Lagerung; je länger sie lagert,

um so mehr schwindet der Fuselgeschmack, der auch dem besten Spiritus eigen ist, um so öligter und milder wird sie. Es geht also mit der Malinka ebenso wie mit Wein, in dem sich während der Lagerung chemische Vorgänge vollziehen, die seinen Genußwert erhöhen.

Das ist also recht einfach. Nun gibt es aber Mischungen, Nuancen, Süßigkeits- und Stärkegrade, Hinzufügung von gewürzhaften Dingen, die den einzelnen Malinken eine ganz bestimmte, kaum festzustellende Note verleihen. Hier fängt das Komplizierte an, beginnt jenes Gebiet, das der Tunkenbereitung in der feinen Küche gleichkommt: hier eröffnen sich der Phantasie des schaffenden und schöpferischen Malinkenkünstlers ungeheure Horizonte.

Ganz besonders kompliziert ist die Herstellung von Sapekanka (wörtlich: des gebadenen Schnapfes), die bei unszulande freilich nicht sehr verbreitet ist. Die Sapekanka besteht aus Honig, dem verschiedene Gewürze, wie Kräutnelken, Zimt, Vanille, Muskatnuß, Ingwer u. a. m. in bestimmter Dosierung beigegeben sind, und Spiritus. Diese Mischung wird in einen festverschlossenen Topf getan und in einen heißen Backofen für die Dauer einer Nacht placiert. Dann wird dieses köstliche Getränk, das man in Litauen auch unter dem Namen „Krupnika“ kennt, gelagert.

Traditionen, die in Familien von Generation zu Generation weitergegeben und nie preisgegeben werden, verbinden sich mit eigenen Forschungen und Entdeckungen zu Höchstleistungen, die das Entzücken des Kenners hervorrufen.

Die Kunst der Malinka ist, wie gesagt, aus Kleinrußland in die baltischen Lande gelangt und hat hier nicht nur feste Wurzel gefaßt, sondern sie ist vielfach entwickelt und bereichert worden. Das ist kein Wunder, sondern ganz selbstverständlich, denn von jeher hat man in baltischen Landen alles geschätzt, was Leib und Seele erfreuen kann. Wir sind trotz gut deutscher Gesinnung in dieser Beziehung nicht engherzig, sondern nehmen das Gute, wo wir es finden. So spiegelt sich in der baltischen Küche die Geschichte des Landes wider: neben echt deutschen Gerichten kennen wir schwedische, polnische, lettische und russische Gerichte, die wir entweder in der Urform übernommen, oder

nach unserem Geschmack modifiziert haben. Und so ist es auch bei uns mit den Getränken gegangen, doch haben wir, wie gesagt, der Nalivka ganz besondere Liebe gewidmet und unsere Frauen haben sich in dieser Beziehung (unvergängliche Verdienste erworben.

Wie die kleinrussischen, so haben es auch die deutschbaltischen Damen für ihre Pflicht gehalten, das von den Vätern ererbte Gut bester Rezepte nicht nur weiterzugeben, sondern sie durch eigene Kompositionen zu ergänzen. Man nennt heute und immerdar die Namen von Damen, die ganz spezielle Nalivken, deren Herstellung nur sie kennen, komponiert haben. Man gedenkt ihrer, wenn man unter guten Freunden eine Nalivka trinkt; man gedenkt des unvergleichlichen Nußlikörs der Frau A., oder des vollkommenen Benediktiners der Frau Pastor B., oder des grünen Kümmels der Frau Doktor C., der seinesgleichen nicht hatte, oder der Doppelnalivka der Baronin D., jener raffinierten Likörschichtung, die zweimal aufgegossen wird. Man zieht in einem Jahr Spiritus auf Kirschen ab und gießt im nächsten Jahr den Ausguß nochmals auf neue Kirschen und zuckert ihn dann, wonach er auf mindestens drei Jahre im Keller verschwindet und erst dann fröhliche Auferstehung feiert.

Es gibt Häuser, die durch ihre „Njabinowka“, den süßherben Vogelbeeren Schnaps, und andere, die durch den prickelnden Reiz der Sapelanka berühmt sind. Aus dieser sozusagen Hausindustrie, deren Erzeugnisse persönlich verbraucht werden, entwickeln sich mitunter Fabrikationen größten Umfanges, wie etwa des weltberühmten Allasch-Kümmel.

In Meschwalden wird nur für den eigenen Bedarf gearbeitet und der ist nicht gerade gering.

Zu Ende August gibt es das Honigfest, auf dem Bienenvater Sudrabin die Hauptperson ist. Wie alt Sudrabin eigentlich ist, weiß kein Mensch, er selbst auch nicht, aber es geht die Legende, daß er schon zur Franzosenzeit verheiratet gewesen sei. Er erinnert sich nicht nur des Mittmeisters, — wenn er dessen Namen nennt, dann fährt er mit seiner dünnen Hand behutsam über den Rücken, — sondern auch des Landrats, der eine Stimme

gehabt haben soll, wie ein Boll. Diese Stimme habe einmal seinen Vater im Walde derart erschreckt, daß er von der Beutekiefer gefallen sei, doch habe ein Wacholderbusch den Fall gemildert. Der Landrat habe darüber so laut und schrecklich gelacht, daß das Volk Bienen aus der Kiefer gezogen sei und der Vater Mühe gehabt habe, es wieder einzufangen.

Wie alt Sudrabin also eigentlich ist, das weiß kein Mensch, man weiß nur, daß dieser schlohweiße Mann ein richtiger Bienenvater ist, der weder Maske noch Handschuhe braucht, wenn er bei den Bienen hantiert, denn die Bienen kennen ihn, und er scheucht sie, wenn er Honig erntet, mit seinem Pfeifchen von den Waben und murmelt dazu die Bienenworte, über die er verfügt. Er muß ja über Bienenworte verfügen, denn ihm entgeht kein angechwärmtes Volk, keines friert aus, oder geht auf andere Weise zugrunde. Er sitzt auf einem Bänkehen hart vor den Klobbeuten und schlummert, während die Bienen ihn umsummen und sogar auf seinem weißen Haupte rasten. Am Abend, in der Schwarmzeit, horcht er an den Klözen, und wenn er das feine Singen hört, das den Hochzeitsflug der jungen Königin kündigt, dann macht er sich zum Einfangen des Schwarmes parat. Kaum ist der Schwarm aus dem Stock, da hat er ihn auch schon auf den nächsten Baum gebannt: wie eine schwere Traube hängt der Schwarm an einem Zweige; mit einem kleinen Besen aus Melisse spritzt er den Schwarm mit Wasser an und löffelt ihn dann langsam und bedächtig in den Korb aus Wurzelgeflecht. Dann läßt Sudrabin die Bienen über einen kleinen Steg in den neuen Stock wandern; mit sicherer Hand greift er die Königin heraus und sperrt sie in ihr Häuschen, das er selbst aus Pfaffenhütchenholz gebastelt hat.

So arbeitet der alte Sudrabin: bei ihm kommt es nicht vor, daß ein Schwarm davonzieht und mit Glockengebimmel, Kesselfgklapper und blinden Schüssen so weit ins Bockshorn gejagt werden muß, daß er sich schleunigst setzt und eingefangen werden kann. Derartige Dinge kennt Sudrabin nicht, stammt er doch aus altem Imkergeschlecht, dem der Bienengott Uhsin immer gewogen gewesen ist, weil man ihn nicht vergessen hatte, wenn die Tracht gut gewesen war.

Jrgendwo in einem stillen Ecken des Bienengartens, der nach allerlei Würzkräutern duftet, steht ein kleines Schälchen, in das Sudrabin von Zeit zu Zeit etwas Honig für den Bienengott niederlegt. Aber er spricht nicht davon, denn von diesen Dingen soll man nicht reden. Sudrabin ist überhaupt kein gesprächiger Mann; damit man ihn nicht viel fragt, tut er so, als ob er schlecht höre, aber was er hören will, das hört er doch sehr gut. Die Leute haben vor Sudrabin einige Scheu, denn man weiß, daß er im Sommer, wenn es heiß ist, auf dem Boden seines Häuschens in seinem Sarge schläft. Den hat er als sorgfamer Mann schon vor vielen Jahren angeschafft, und er hat einmal dem Baron, der ihn darum befragte, mit einem leisen Lächeln gesagt, daß er den Sarg wohl bald werde auf ewig beziehen müssen, da sei es denn angebracht, daß er ihn richtig einschlafe.

Sudrabins Vater und er selbst haben in früheren Zeiten die Beutekiefeln in den Wäldern von Maschwalden gegen den Zehnten in Pacht gehabt. Dreiundachtzig Beutekiefeln waren es damals, als Sudrabin noch jung gewesen war, und sie lieferten als Zehnten viele Liespfunde Honig und zwei Liespfund Wachs auf den Hof. Im Laufe der Jahre waren die Wälder zum Teil kultiviert worden, zum Teil aber hatten Waldbrände die Beutekiefeln vernichtet, so daß schließlich nur noch einige zwanzig nachgeblieben waren, deren Ertrag nun die Buschwächter auf den Hof zu liefern haben. Den Sudrabin hatte der Rittmeister auf den Hof genommen und ihn zum Bienenvater gemacht.

Zur Zeit der Honigernte versammeln sich die Baronin und die Kinder, mit Drahtmasken und Handschuhen angetan, im Bienengarten und mitunter erscheint auch der Baron in ähnlichem Aufzuge. Sudrabin begrüßt die Herrschaft ohne sonderliche Devotion, hat er doch, wie er sich ausdrückt, nur vor Gottvater Rechenschaft abzulegen, zudem hat er doch den Leelkungs als Kind gekannt und ihn groß werden sehen. Man hält es ihm zugut, daß er alle Welt duzt, denn er nimmt infolge seines hohen Alters und seiner dem Hofe geleisteten langjährigen Dienste eine Sonderstellung ein. Bei der Honigernte muß ihm Lehmsberg, den er sehr gern hat, assistieren, denn die alten Hände sind schwach ge-

worden und sie können nicht mehr die schweren Bütten mit den goldgelben Waben halten. Wenn eine Bütte gefüllt ist, dann wird sie von den Knaben in die Schafferei getragen, und es macht ihnen diebischen Spaß, wenn an den Waben recht viele Bienen kleben, die nun in der Kammer herumsummen und die Mamsell in Schrecken versetzen.

Der Honig wird später im warmen Ofen ausgelassen, während ein Teil in Waben bleibt und nach Riga als Geschenk gesandt wird. Der ausgelassene Honig wird in großen Geschirren, die aus einem Stück Lindenholz geschnitzt sind, aufbewahrt, denn Honig macht Daubengefäße so trocken, daß die Meisen abfallen und der Honig ausfließen muß. Das ist vor vielen Jahren der Mamsell passiert und sie wird den Heidenjchreck und die Rabuiche ihr Lebtag nicht vergessen, — man sieht den Fleck auf der Diele der Schafferei noch heute.

Sudrabin kaun eine schon vergessene Kunst; er versteht als echter und gerechter Bienenvater aus Honig ein wunderbares Getränk zu brauen, das er „Meesstin“ nennt und das süß und be-
rauschend ist. Im Keller lagern viele Flaschen alten Meestins, doch wird dieses Getränk, das man nur in Meschwalden kennt, nur zu ganz besonderen Festlichkeiten, wie zu Verlobungen, Hochzeiten und Taufen hervorgeholt.

Mit der Honigernte hat der Garten noch nicht seine letzten Schätze hergegeben. Längs der Mauer wachsen Haselsträucher, die spät abgeerntet werden, denn es sind nicht die gewöhnlichen Nüsse, sondern eine besonders große Sorte. Die Rußernte ist wiederum für die Kinder ein Fest, für Andrews aber der Beginn der Herstellung des wunderbaren Nußlikörs.

So überrascht der Garten zu allen Jahreszeiten durch seine Gaben; wenn er im frühen Frühjahr Radies und Gurken liefert, so holt Lehmsberg zu Weihnachten, wenn alles in Schnee und Eis starrt, die schönsten Maiglöckchen und Hyazinthen aus einem der Warmhäuser und er verwandelt die Stube, in welcher der Weihnachtsbaum steht, in einen blühenden, duftenden Garten.

Der Fluß, der hart hinter der großen Hofsräge vorüberfließt, heißt, wie viele andere kleine Flößchen in Sivland, die Tumschupe, der dunkle Fluß, weil sein Wasser bräunlich dunkel ist, denn der Fluß entspringt irgendwo in den großen Wäldern und Sümpfen und nimmt unzählige aus anderen großen Wäldern und Sümpfen entspringende Bächlein und Rinnsale auf. Trotzdem ist der Fluß nicht nur reich an Fischen, sondern auch an Krebsen, was wohl daher kommt, daß der Fluß viele Werste weit durch Acker und Heuschläge fließt, so daß das Wasser sich entsäuern und klären kann; zudem mündet die Tumschupe in einen großen See, aus welchem im Frühling allerlei Fische und mitunter sogar Lachse aufsteigen, um zu laichen, wonach sie dann wieder in den See und von dort ins Meer ziehen.

Seit undenklichen Zeiten hat die Aufsicht über den Fluß und die Fisch- und Krebslieferung für den Hof der Sarin-Buschwächter, ein Spezialist in Fischfang und Krebserei. Sarin hat nicht nur ein bestimmtes Quantum Fische und Krebse zu liefern, sondern auch darauf zu achten, daß die Bauern nicht ihren Flachs im Flusse weichen und dadurch den Fischbestand schmälern. In dieser Beziehung hat Sarin manchen schweren Kampf zu kämpfen: die Bauern weichen gern ihren Flachs im Fluß, obwohl sie wissen müßten, daß das Wasser in den Weichgruben viel wärmer ist und der Flachs daher viel rascher und gleichmäßiger gar wird. Doch ist mit den halsstarrigen Bauern nichts anzufangen, sie sind auf die Flußweiche geradezu veressen, wie das liebe Vieh, klagt Sarin dem Verwalter, wenn er wieder einmal eine Weiche im Flusse entdeckt hat.

Buschwächter Sarin ist der spezielle Freund der männlichen Jugend von Meschwalden. Wenn er auf dem Hofe erscheint, dann betteln die Knaben beim Papa so lange, bis er ihnen erlaubt,

mit Sarin auf den Krebsfang auszuziehen, wozu, wie zu jeder Jagd, umfassende Vorbereitungen erforderlich sind.

Da muß vor allen Dingen die Proviantfrage mit Mamfellchen besprochen und geordnet werden, denn Fischen macht höllisch hungrig und Buschwächter Sarin schlägt eine gute Klinge; es ist ja ganz selbstverständlich, daß auch für ihn gesorgt werden muß, und zwar nicht nur für ausreichende Nahrung, sondern auch für einen tüchtigen Trunk. Die Kostfrage ist bald erledigt, denn man zieht natürlich das allerälteste Zeug, wollene Strümpfe und Pasteln an, ist doch die Pastel das Ideal einer Fußbekleidung für Jagd und Fischerei. Die Käsker sind schon vom Hausboden geholt und mit Sarins Hilfe, wo nötig, ausgebeffert worden. Dann werden die Schweinehüter des Hofes aufgeboten, sie haben einige fünfzig fette Frösche zu schaffen; diese werden vom Leben zum Tode gebracht, wonach man ihnen das Fell über die Ohren zieht, was sehr leicht geht, aber nicht ganz appetitlich ist. Diese Froschleichen werden auf die Querbölzer der Käsker gebunden, — sie stellen einen lockenden Köder für die Krebse dar. Wenn alle Käsker beködert sind, dann bindet man die übrigen Frösche einfach an sechs bis sieben Fuß lange Stöcke und nimmt ein paar Hamen mit.

Wenn alles soweit ist und Sarin in der Leutenküche einen tüchtigen Imbiß erhalten hat, dann kann der Abmarsch erfolgen. Die Baronin bindet Sarin aufs Herz, nur ja darauf zu achten, daß den Knaben kein Unheil zustößt und daß sie sich nicht in tiefe Stellen hineinwagen; Sarin versichert, wie immer, Leutenmähnung möge nur ruhig sein, den Jungherrn werde absolut nichts passieren. Stolz marschieren die Jungen mit dem Gerät beladen ab, während Sarin den Proviantstod trägt.

Etwa anderthalb Werst flußaufwärts beginnt das Krebsgebiet, man wird flußabwärts krebssend nach Hause kommen. Das Wetter ist, wie Sarin erklärt, ungemein günstig, denn es ist bedeckter Himmel und warm. Das lieben die Krebse, denn sie sind ein lichtscheues Gesindel. Ein weiteres gutes Zeichen ist, daß die Mücken tanzen und wie toll stechen. Unter solchen Gesprächen ist man an der Fangstelle eingetroffen und man geht sofort ans Werk. Die Käsker werden aufgestellt und dann

folgen die Stöcke mit den Froschleichen, die in das Wasser gesteckt und an das Ufer gelehnt werden. Fünfzig Froschleichen baumeln auf Kästern und an Stöcken. Man braucht nicht lange zu warten. Bei der ersten Revision der Fanggeräte sieht man auf den Kästern die Krebse wimmeln, — ein Ruck und sie fliegen auf das Ufergras und verschwinden im geräumigen Henkelkorbe. Auch an den Stöcken wimmeln die Krebse; sie kommen bedächtig angewackelt, fallen über die kleineren Genossen her, jagen sie in die Flucht und machen sich dann an den Frosch, an dem sie sich festbeißen. Man sieht das ganz deutlich vom Ufer aus, und nun heißt es zufassen, — langsam schiebt Sarin einen Hamen in das Wasser, stellt ihn vorsichtig unter die Krebsstraube, die sich am Frosch delectiert. Stock und Hamen werden gleichzeitig mit scharfem Ruck gehoben, und siehe da, die Krebse zappeln schon im Hamen und folgen dann ihren Unglücksgegnossen in den Korb.

Die nächsten Stöcke werden von den Knaben gehoben; wenn auch der eine oder der andere Krebs das vertraute Element wiederfindet, so haben die jungen Krebser die Technik doch bald heraus und der Korb füllt sich ziemlich rasch. Wenn die Krebse nicht mehr beißen wollen, dann setzt man die Stöcke weiter flußabwärts, da braucht man denn nicht mehr lange zu warten, denn der Fluß ist nun schon voll Froschwitterung und die Krebse haben eine überaus feine Nase, sie kommen von weit und breit herbei und verfallen ihrer unbändigen Fressucht. Schließlich kommt man kaum mehr zur Ruhe, man muß die Kästern und Stöcke unablässig heben, und der Korb ist schließlich auch ganz voll. Sarin stellt fest, daß man gute zehn Band beieinander habe und das dürfte wohl genügen. Nun ist es an der Zeit, ein Bad zu nehmen und der Abwechslung wegen mit der Hand zu krebzen; man holt die alten vorsichtigen Einsiedler aus den Höhlen, die sie sich in den tonigen Grund gebohrt haben, hervor, wobei man sich freilich die Finger an den scharfen Nasen der Krebse zerkratzt und oft auch schmerzhaft gekniffen wird, aber solchen Schmerz muß man natürlich verbeißen, wenn auch die Tränen in die Augen treten; mitunter schmerzt es wirklich ganz teuflisch. Wenn auch die auf diese Weise erbeuteten Krebse ganz besonders groß sind, so macht die Sache auf die Dauer

doch keinen Spaß, zudem stechen die Mücken ganz infam und man beginnt zu frösteln, daher heißt es, nach einstimmigem Beschluß, hinein in die Hosen und nach Hause. Doch unterwegs faßt man einen ganz grandiosen Plan für heute abend. Sarin bringt nämlich ein Fischstechen in Vorschlag; sein Bulits, der Einbaum, steht bereit, auch Kienholz ist in Fülle vorhanden, es handelt sich also nur noch um die Erlaubnis der Seelmahte, der Seelskungs sieht es ohnehin gern, daß die Knaben sich im Walde und an der Flur tummeln.

Egon und Drest sind sofort Feuer und Flamme, denn ein Fischstechen haben sie noch nicht mitgemacht, das verspricht nach den Andeutungen Sarins etwas ganz besonders Feines zu werden, denn dazu muß man nach Sonnenuntergang ausfahren, die Tour wird über sechs Werst flußabwärts bis in den großen Wald gehen.

Der Plan wird in allen Details eifrig besprochen, und nachdem Mama in der Küche die in einen Zuber geschütteten Krebsse nach Gebühr bewundert und Sarin mit einem halben Rubel belohnt hat, wird die Bitte vorgetragen und genehmigt. Man muß jedoch warme Sachen mitnehmen, denn gegen Morgen wird es kühl und die Expedition wird bis nach Sonnenaufgang dauern. Mau läßt sich kaum Zeit, ordentlich zu Abend zu essen, dann eilt man in die Küche, wo Sarin auf die Jungherren wartet. Er hat währenddessen einen ganzen Haufen kieniges Kleinholz beschafft und verpackt, sowie zwei haarscharfe Harpunen mit je acht enggestellten Zinken bereitgestellt.

Am Ufer steht der Bulits, ein geräumiger, aus einem mächtigen Lindenstamm gehöhlter Einbaum, der an den Bordseiten durch Bretter erhöht und stabiler gemacht worden ist. Man verstaut Kleidungsstücke, Vorräte, Geräte und einen kleinen eisernen Graben, dessen Zweck den Knaben unbekannt ist, doch wollen sie nicht fragen, denn sie wissen, daß Sarin ein Mann von wenig Worten ist. Hiernach wird am Vorderende des Bootes die Kienpfanne, ein Korb aus grobem Drahtgeflecht, befestigt und mit Kienholz beschickt. Nun kann die Abfahrt vor sich gehen.

Die Sonne ist untergegangen: aus den Flußwiesen steigt der Nebel in dünnen Schleiern auf. In einem Erdloch schrillt die Maulwurfsgrille, in der Höhe meckert eine verspätete Be-

kassine, schwirrt eine Schwalbe eiligen Fluges. Mit langsam gleichmäßigen Stößen treibt Sarin den Bulits mit einer langen, am Ende mit Eisen beschlagenen Stange vorwärts. Gerudert kaum nicht werden, denn das Plätschern der Ruder würde die Fische scheu machen. Leise taucht Sarin seine Stange ins Wasser und zieht sie hervor, ohne unnützes Geräusch zu machen. Den Mädchen, die bei einem Gesinde, das sie passieren, ihre Füße im Flusse waschen und lachen und trällern, wirft er finstere Blicke zu, und den Jungen, die etwas weiter flussabwärts die Pferde, die auf die Weide geritten werden, tränken, ruft er zu, sie möchten sich zum Teufel scheren, doch die Jungen lachen und reiten schreiend und singend davon. „Wie die Heiden,“ murmelt Sarin.

Allmählich wird es dunkel; in den Gesinden am Ufer sieht man Licht schimmern; in den Roggenfeldern weht unaufhörlich die Schnarrwachtel. Von den Heuschlägen zieht der Duft frischen Heues warm und betäubend herüber, über den Fluß breitet sich ein leichter Schleier. Den stillen Frieden des isländischen Abends stört kein harter Laut. 'Nun ist es ganz dunkel geworden, denn man ist in den großen Wald gelangt.

Sarin holt die kupferne Zunderdose nebst Feuerstein und Stahl hervor. Die Funken versprühen wie kleine Sterne, er bläuft in die Zunderbüchse und hält dann ein Bündelchen Stroh davor, das sich sofort entzündet und in den Feuerkorb geworfen wird. Hell züngelt die Flamme auf und wirft zuckenden, grellen Schein über die Wasserfläche, während der Wald nun noch dunkler erscheint. Große Nachtfalter umgaukeln das Feuer, und bald hört man auch das feine Pfeifen der Fledermäuse, doch hat man keine Zeit darauf zu achten, denn nun übergibt Sarin einem der Knaben die Stange und greift zur Harpune. Vornübergebengt starrt er auf den Flußgrund, der im hellen Scheine des Feuers seine Geheimnisse enthüllt. Man sieht da bemooste Steine, das gespenstische Wehen der Algen an uralten schwarzen Eichenstämmen, die kreuz und quer im Flusse liegen: große Krebsje segeln bedächtig mit starrem Stielauge über den Kiesgrund und da liegt ein grünlich-grauer, etwa drei Fuß langer Knüttel, Sarin hebt die Harpune, der Knüttel ist ein Hecht, der auf der Lauer liegt. Die Harpune hebt sich und fährt blitzschnell ins Wasser und hebt den quer

im Rücken getroffenen Hecht ins Boot. Es ist das ein mächtiger Kerl, seine guten zwölf Pfund schwer.

Die Fahrt geht weiter. Sarin weist leise flüsternd auf einen Mant, der hinter einem großen Steine unbeweglich liegt: man sieht, wie die Flossen vom Wasser leise bewegt werden und wie die Kiemendeckel sich kaum sichtbar leise heben und senken.

— Halten Sie genau auf die Mitte, Jungherr, — flüstert Sarin, — man täuscht sich im Wasser nur zu leicht.

Die Harpune saust herab und hebt den schönen Mant ins Boot. Der Jubel Egons ist groß, doch wäre es unmännlich, ihn irgendwie zu äußern; es ist doch selbstverständlich, daß man eine sichere Hand und ein sicheres Auge hat. Trotz dieser Selbstverständlichkeit geschieht es, daß später ein Hecht sich mit gewaltigem Schwunge von der Harpune löst und pfeilschnell verschwindet.

Ein großer Aal schlängelt sich daher und wird gespißt, und dann kommt das Aufregende der Nacht, die Jagd auf den silbern schimmernden Taimchen, der durch den Schatten der Harpune verschreckt wird und langsam, gleichsam spottend, davonschwimmt; natürlich muß dieser ansehnliche Gefelle zur Strecke gebracht werden, aber das ist nicht leicht, denn der Taimchen ist gewandt und scheu. Zehnmal hebt sich die Harpune und zehnmal entgeht ihr der Fisch. Oft verschwindet er für längere Zeit und muß dann mühselig gesucht werden: er ändert beständig den Kurs und bringt die Fischer allmählich zur Weißglühitze, endlich verfällt er doch seinem Schicksal, mit gewaltigem Stoß saust die Harpune in die Tiefe, der Stiel bricht von der Wucht des Stoßes, Sarin kann das Gleichgewicht nicht halten und saust über Bord, — in der Ferne sieht man die im Rücken des Taimchens steckende Harpune über das Wasser segeln. Sarin schwimmt ans Ufer und wird dort ins Boot aufgenommen, dann fährt man dem Flüchtling nach, der mit der furchtbaren Verwundung natürlich nicht lange vorhalten kann. An einem Busche sieht man das Ende der Harpunenstange aus dem Wasser ragen, und als man sie vorsichtig einholt, da fühlt man nur matten Widerstand. Der mächtige Fisch wird gelandet und Sarin schlägt ihn auf mindestens zwanzig Pfund.

Nun soll die Jagd abgebrochen werden, denn im Osten färbt sich der Himmel bereits rosenrot; man steuert langsam zum Ufer, um dort ein Feuerchen anzumachen, um sich etwas zu erwärmen. Da erschallt aus dem dunklen Walde ein Geheul, das den Knaben das Blut in den Adern erstarren läßt, nach einem langgedehnten erstikten Klage laut erschallt ein wildes höllisches Lachen; was um des Himmels willen mag da geschehen? Das ist ein Käuzchen, erklärt Sarin seelenruhig; er lockt und das Käuzchen antwortet, das gibt ein Höllenkonzert, das so lange dauert, bis das Käuzchen unhörbar anstreicht, aufbaumt und aus seinen glühenden Augen die Gruppe indigniert angloht, um dann pfauchend wieder abzustreichen.

Ein Feuerchen ist bald angemacht; es ruht sich gut an der wärmenden Flamme. Sarin füllt sein verräuchertes Grapchen mit Wasser, reinigt den Kal und schneidet das Fleisch in das Grapchen; eine Handvoll Salz, ein tüchtiger Klumpen Butter, Pfeffer und ein paar Lorbeerblätter tut er in den Kessel, und dann rät er den Knaben ein Mugchen abzuschlafen, währenddessen werde das Süppchen fertig sein.

Während die ersten Strahlen der Sonne die Wipfel des Waldes vergolden und die Vögel ihre Stimmen zu erheben beginnen, schlafen die Knaben in dicke Mäntel und Decken gewickelt; Sarin raucht sein Pfeifchen und schäumt die Suppe ab, die im Grapchen brodelt und prächtig duftet: vorab stillt er seinen Hunger mit einem Knust Schwarzbrot und einer Scheibe Speck. Er ißt, schäumt ab und döst vor sich hin. Endlich ist die Suppe gar, er läßt sie noch tüchtig eindicken und weckt dann die Jungherrn, die sich die Augen reiben und in der frischen Morgenluft rasch wach und munter werden. Nun geht es an das Süppchen, das abwechselnd gegessen werden muß, denn es ist nur ein Holzlöffel vorhanden. Der Löffel geht reihum. Sarin muß mithalten, denn hier gibt es nur Jagdgenossen, gleichgestellte Männer in Jagd, Tod und Gefahr, daher nützt sein Weigern nichts, er muß miteffen: so etwas Herrliches hat man überhaupt noch nie gegessen, da kann die Kochkunst der Mamsell sich verstecken, -- es wäre wahrhaftig nicht übel, wenn Sarin die Küche in Meschwalden übernehmen würde, aber dann wäre es mit der Fischwaid zu Ende.

und das darf nicht geschehen, denn diese Nacht wird unvergeßlich bleiben.

Herrgott, was sind das für Plester, dieser Laimchen und die drei Hechte! Nicht zu sprechen von dem kleinen Kroppzeug; an die drei Riespsuud werden es sein, so meint Sarin und er schmunzelt befriedigt, dann steigt man in den Bulits und rudert nun der hellstrahlenden Sonne entgegen nach Hause.

Von den Wiesen hebt sich der Nebel und zerflattert in langen Schwaden zum Walde hin. Am Rande der Birse verglimmen die Feuerchen der Pferdehüter, die nun fröstelnd die Gäule nach Hause reiten, denn der Arbeitstag hat bereits begonnen. Auf den Heuschlägen klingt das Weken der Sensen, legt sich das taufeuchte Gras in dicken Schwaden; die Herden schnauben am Flusse, stecken die Flöhmäuler ins Wasser und saufen prustend in langen Zügen; ein Kranz oder Lahzit bellt das Boot an, läuft wütend kläffend ein Stückchen am Ufer entlang, kehrt um, nimmt die Verfolgung wieder auf und trottet dann mißmütig zu seiner Herde . . .

Unter dem Anmentag herum, wenn der Roggen zu reifen beginnt, kommen der Baron und Verwalter Drauding nicht aus dem Sattel. Beide sind schwarz wie die Mohren eingebrannt. Wenn sie auf einer der Hoflagen sind, dann kommen sie nicht einmal zu Mittag nach Hause, — Andrews und der Reitknecht bringen ihnen das Essen, das sie im Schatten eines Baumes oder Strauches verzehren. Sie schlafen ein halbes Stündchen und dann geht es wieder in den Sattel und auf die Felder. Zur Roggenernte ist nicht nur das ganze Gebiet auf den Beinen, sondern auch alle Hofsjungen und Mädchen werden aufgeboten, und sogar die Invaliden erscheinen und helfen nach Vermögen, denn sie wissen, daß auf den hochgelegenen Feldern der Roggen rasch reift und bald zu rieseln anfängt, das darf aber in einer wohlgeordneten Wirtschaft nicht passieren. Dieselbe Gefahr droht den Bauern, daher muß die Ernte mit Aufgebot aller verfügbaren Hände rasch gefördert werden. Roggenschneiden ist kein Kinderspiel, denn um diese Zeit brennt die Sonne ganz besonders scharf auf die gebeugten Rücken der mit der Einhandsense und dem kleinen Rechen arbeitenden Menschen. Die Männer arbeiten in Hemd und Leinwandhose, auf den Köpfen tragen sie selbstgeflochtene Strohhüte; auch die Frauen sind möglichst leicht gekleidet und doch schwitzt man, und das ist das Unangenehme bei der Arbeit, denn die Grannen setzen sich auf der beschwitzten Haut fest und rufen empfindliches Jucken hervor, aber damit muß man sich abfinden, das ist unvermeidbar.

Während die Männer schneiden, binden die Frauen und Mädchen die Garben, die von den Männern in Hocken zusammengestellt werden. Diese Arbeit muß sehr sorgfältig gemacht werden, denn man kann nie wissen, wann man den Roggen ernten kann, da kann es denn geschehen, daß nicht gut fundierte Hocken von Herbstwinden umgeblasen werden, oder daß sie aus-

einanderfallen, wenn sie nicht fest umbunden sind: in solche Höhen dringt der Regen und dann hat man den Salat, — sie fangen bald an zu grünen.

Daher muß während der Roggenernte das Auge des Herrn und seiner Stellvertreter wachen. Gleich dem Baron und dem Verwalter reitet Waggar Stabulit über die Felder, während die Staraste mit ihren weißen Stöcken, den Abzeichen ihrer Würde, wie die Kraniche über die Stoppeln schreiten und nach dem Rechten schauen. Man macht nur zu den Mahlzeiten kurze Pausen, dann gibt es aus dem Tönnchen, das im Schatten steht, saure Grütze, Buttermilch und zum Brot einen Klumpen Butter und Dickmilch. Dann und wann stößt man auf einen Hasen, dessen Flucht mit Hallo und Gelächter begrüßt wird, denn es sieht in der Tat gar zu drollig aus, wenn ein Litauer über ein von Menschen besetztes Feld rast und nicht weiß, wohin er sich in seiner Not wenden soll. Die Tackel verfolgen ihn eine kleine Strecke mit wütendem Gefläß, doch sind sie in der Hitze bald ausgepumpt, kehren mit hängenden Zungen zurück und graben sich im Schatten eine Vertiefung, in der sie sich von ihrer Parforcetour jappend erholen.

Die Roggenernte dauert gute acht Tage, während welcher der Baron und der Verwalter etliche hundert Werst zu Pferde zurücklegen, denn einige der Hoflagen liegen mehrere Werst vom Hofe ab. Des Barons falbe Stute ist schon erheblich magerer geworden, was ihr nur zuträglich ist, denn sie hatte über Winter viel Speck angefetzt.

Die Sonnenglut ist mitunter beinahe unerträglich. Heiß duften Wermut und wilder Lavendel, Schafgarbe und Ruchgras an den Grabenrändern. Es ist schon vorgekommen, daß man in Mischwäldern der Hitze wegen nicht am Tage, sondern in der Nacht den Roggen geschnitten hat. In diesem Jahre ist es aber nicht so arg, immerhin sind die Menschen am Abend hundemüde und aufgelöst von der Hitze, selbst die Mädchen sind still und zeigen keine Neigung, nach getaner Arbeit eines ihrer Lieder anzustimmen. Man tritt still und müde nach Hause, sogar die Pferde lassen die Ohren hängen und wehren die späten Fliegen faul ab.

Endlich ist man mit dem Roggenschnitt glücklich zu Ende: nun können die Hocken paar Wochen auf dem Felde stehen, um auszuweichen und nachzureifen. Die Bauern aber gehen nun mit aller Kraft an die Ernte der eigenen Roggenfelder, und kaum sind sie damit durch, dann müssen sie wieder auf den Hof, um Gerste, Hafer und Erbsen zu schneiden und Flachß zu raußen. und wenn das erledigt ist, dann ist auch schon Michaeli da und nun heißt es Kartoffeln graben, einmieten und einkellern. Wenn zum Kartoffelgraben, wie Verwalter Dranding sich ausdrückt, nicht viel Verstand gehört, so ist das Flachßraußen und alles, was drum und dran hängt, eine sehr komplizierte Angelegenheit, die sich mit gutem Willen allein nicht erledigen läßt, sondern dazu gehört auch viel Erfahrung und nicht wenig Glück. Immerhin will auch der Kartoffelschlag sorgfältig behandelt werden, denn die Kartoffelernte kommt nicht nur für die Brennerei in Betracht, sondern sie ist auch insofern von Wichtigkeit, als Kartoffeln an Mastvieh und im Kuhstall in Mengen verfüttert werden. Die Kartoffelernte bildet das Finale der Erntearbeiten, denn damit ist alles erledigt, was zu ernten war. Diese Arbeit ist so recht eine Weiberangelegenheit, nichts für den steifen Rücken der Männer, die sich damit begnügen, daß sie mit dem Hakenpfluge, zwischen dessen Schare ein Strohschneidmesser eingeflochten ist, die Furchenlämme aufpflügen, so daß die Kartoffeln offen zutage liegen und nun von den Weibern in Körbe gelesen werden können. Die Körbe werden in Kastenwagen entleert und dann in die großen Kartoffelkeller gebracht.

Zur Zeit der Kartoffelernte brennen in ganz Vivland unzählige kleine Feuerchen, deren schwelender Rauch sich über Felder und Wiesen lagert. In der heißen Asche backen die neuen Kartoffeln ganz besonders gut, zudem hat man den Vorteil, daß man am Feuerchen die Pfeife in Brand stecken, oder die in der frischen Herbstluft klamm gewordenen Finger erwärmen und wieder gelenkig machen kann.

So einfach geht es mit der Flachßernte nicht her. Da muß der Flachß zunächst zum richtigen Zeitpunkte geraußt werden. Wann ist nun der richtige Zeitpunkt eingetreten? Die einen bestimmen ihn nach der Färbung der Stengel, die anderen nach

der Färbung der Leinfaat in den Kapseln und die dritten richten sich danach, wie die kleinen Blättchen an den Stengeln abfallen. Wenn der Flachs sich nicht gelagert hat und der Boden weich ist, dann geht es mit dem Raufen rasch vonstatten, doch haben die Weiber allen Grund zu klagen, wenn der Flachs sich gelagert hat und verunkrautet ist, oder wenn der Boden hart ist, dann hat man gar bald empfindlich schmerzende Blasen an den Händen. Die Männer, die die Samenkapseln abschlagen und zur Nacht aufreitern, bringen den Flachs in die Weiche, einen großen Teich hinter dem Englischen Garten, wo der Flachs versenkt und mit gewaltigen Blöcken und Steinen beschwert wird: nach einiger Zeit tritt Gärung ein, — dann würde unbelasteter Flachs hoch steigen. Nun ist es Sache des Landwirts, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann der Flachs aus der Weiche genommen werden muß. Ist er nicht genügend lange geweicht worden, dann wird sich die Faser nur schwer vom Stengel lösen und der Reinflachs wird minderwertig sein, hat er dagegen zu lange geweicht, dann verliert die Faser wiederum an Qualität, sie wird schwach und mißfarbig. Zudem muß mit dem voraussichtlichen Wetter gerechnet werden; ist der Herbst regnerisch, dann ist eine kürzere Weiche geboten, denn nun kommt der Flachs auf das Stoppelfeld, wo er gespreitet wird, damit er bleichen kann. Die ganze Welt stinkt nun infernalisch nach geweichtem Flachs, doch ist dieser Gestank, der namentlich in der Nähe der Weichen unerträglich werden kann, den Nasen der Landwirte angenehmer, als die Wohlgerüche Arabiens, denn Flachs bedeutet Geld, unter Umständen sogar viel Geld, denn Meschwalden hat ausgezeichneten Flachsboden.

Was nach dem Spreiten kommt, gehört nicht hierher, das ist ein kompliziertes Kapitel für sich. Es sei nur gesagt, daß die Männer, die im Winter den Flachs endgültig bearbeiten, dann noch immer über die Arbeit in der stinkenden Weiche schimpfen, denn der Geruch des fauligen und kalten Wassers, in dem sie stundenlang bis zur Brust stehen und arbeiten müssen, schwindet erst nach Wochen, sie haben daher in dieser Zeit viele unangenehme Dinge von den Weibern und Mädchen zu hören.

* * *

Schon ziehen die Sommerfäden über das Land, gilben die Blätter, und in der Morgenfrühe lastet der Tau schwer auf den Gräsern und den letzten Blumen; die Luft wird ganz besonders sichtig und der Himmel hoch; da hört man den tiefen Ton der großen Göpeldreschmaschine in Mieschwalden, die wie ein riesen-großer Brummer singt. Vier Gäule in Ledermasken traben im Kreise und liefern den Antrieb für die Dreschmaschine, die die Garben verschlingt und leeres Stroh ausspeit, während die Körner in goldenem Strom in die Säcke rieseln. Tagein, tagaus singt und dröhrt die Dreschmaschine; und tagein, tagaus gehen schwere Fuhrn zur Kleete, wo sie vom Kleetenkerl in Empfang genommen und nach Einmessung in die tiefen Abteilungen geschüttet werden; die Loszahl vermerkt der Kleetenkerl auf den Birken, deren Hieroglyphen nur er entziffern kann; übrigens braucht der Kleetenkerl gar keine Birken, denn er verfügt über ein fabelhaftes Gedächtnis, er kann für eine jede Getreideart den Erdrnsch in den letzten zehn Jahren mit untrüglicher Zuverlässigkeit angeben.

Unablässig ziehen die Fuhrn mit den Garben vom Felde zur Dreschscheune, die bis zum Giebel vollgepfropft wird. Was dort nicht Platz findet, wird zu hohen Kujen aufgetürmt, die mit Langstroh abgedeckt werden, denn das Dreschen dauert bis tief in den November hinein. Wenn die letzte Fuhr eingebracht worden ist, dann fällt Berwalter Draudiug ein gewaltiger Stein vom Herzen, denn was könnte es wohl Schlimmeres geben, als einen nassen Herbst, wenn die Hocken und Gubben auf dem Felde verregnen und nicht eingeschobert werden können. Nun kann er aber mit dem Hakenstocke über die Stoppeln gehen und die letzten Fuhrn davonschwanken sehen. An den Gubbenstellen machen sich die Deckel zu schaffen, sie scharren nach Feldmäusen, die sie rasch mit drei geschickten Griffen vom Leben zum Tode befördern.

Der Baron kantert über das Stoppelfeld und schaut den Kranichen nach, die turmhoch im Dreiecksverbande nach Süden ziehen und mit heiserem Schrei Abschied nehmen.

Die Dreschmaschine ist nicht imstande, die ganze Ernte zu bewältigen, daher trägt der Baron sich schon lange mit der Absicht, eine Dampfdreschmaschine anzuschaffen, doch schiebt er

diese Anschaffung von Jahr zu Jahr auf, denn er ist nun nicht mehr so eifrig bei der Einführung neuer Dinge, wie in seiner Jugend. Währenddessen wird auf den Beigütern und zum Teil auch auf dem Hof in der alten Darriege gedroschen.

Die Darriege besteht aus den beiden Dörrkammern, in denen das Strohgetreide auf den Darthölzern aufgeschichtet wird, wonach man die Defen anheizt und das Getreide nun gedarrt wird. Dazu gehört, wie zu allen Dingen, Sorgfalt und Erfahrung, denn wenn man den Dampf, der sich in der Hüllenhitze entwickelt, nicht rechtzeitig abströmen läßt, dann wird das Getreide gewissermaßen gesotten und es verliert die Keimfähigkeit, in besonders schlimmen Fällen erhält es sogar den Geschmack von Malz. Die Darriege ist daher einem Kiegenkerl anvertraut, der aus der Zahl erfahrener und zuverlässiger Knechte gewählt wird. Der Kiegenkerl lebt mit seiner geringen Habe während der Dreschkampagne in einer Ecke der Dörrkammer, so daß er sie Tag und Nacht beaufsichtigen kann. Der Kiegenkerl ist der Herr über die beiden Dörrkammern und die zwischen diesen beiden Kammern befindliche große Tenne, auf der gedroschen wird. Die Kammern werden nach einer bestimmten Reihenfolge beschiedt und abwechselnd abgedroschen. Man breitet das Strohgetreide auf der Tenne, deren Diele aus Lehm Schlag besteht, aus, wonach das Getreide mit Dreschfliegeln oder mit einer schweren Leistenwalze so lange bearbeitet wird, bis es rein gedroschen ist. Das Dreschen beginnt um ein Uhr nachts und es geschieht bei Licht, das in der Weise erzeugt wird, daß zu beiden Seiten der Tenne in steinernen Umfriedigungen, einer Art von primitiven Kaminen, offene Feuer brennen, die mit kleingeschlagenem Kienholz gespeist werden. Ein Spann Wasser steht parat für den Fall, daß ein Funke zünden sollte, was alle fünf Finger lang geschieht, doch wird dieser Funke, der die ganze Dreschriege verschlingen könnte, zumeist mit dem Fuße ausgetreten, -- im übrigen verläßt man sich auf Gottes Hilfe und das gute Glück.

Wenn eine Kammer abgedroschen ist, wird sie sofort wieder beschiedt: dann wird das gedroschene Stroh sorgfältig mit Holz gabeln abgehoben, geschüttelt und zur Abfuhr verladen. Das mit Spreu vermengte Korn wird bei den beiden Pforten zusammen-

geschoben, wonach es gewindet wird. Man hängt je nach der Windrichtung an einer der einander gegenüberliegenden Pforten ein grobmaschiges, oval geformtes, aus gesplissenen Haselstößen geflochtenes Sieb, das hin- und herbewegt wird; die Spreu, der Raff, wird in die Tenne hineingeweht, während das Korn sich unter dem Siebe sammelt. Um es ganz rein zu erhalten, wird es nun noch über die Windmaschine gelassen, oder falls es zu Saatzwecken bestimmt ist, geworfelt, wozu ganz besondere Geschicklichkeit gehört.

Das alles hört sich sehr einfach an, ist aber ungemein kompliziert, denn allein das Windigen ist eine Kunst; da muß man das Sieb richtig aufhängen und es gleichmäßig schwingen, man muß verstehen den Wind, der nicht immer glatt in die Pforte hineinbläst, zu fangen, wozu man oft einen Flügel der Pforte aushängen und ihn als Windfang benutzen muß. Kurzum, es sind da allerlei Manipulationen zu vollführen, in denen sich nur ein erfahrener Kiegenkerl auskennt.

Der Kiegenkerl hat Zeit genug in der Einsamkeit der wegen der Feuergefahr weitab von sonstigen Gebäuden liegenden Kiege über verschiedene Dinge nachzudenken, und er erlebt in seiner heißen, dunklen Kiege mitunter Dinge, die anderen Menschen verborgen bleiben. Bekanntlich hält sich der „leetuwens“, der Alb, besonders gern in der heißen Kiege auf, von dort unternimmt er seine Streifzüge in die Leutekammern und Ställe, um Menschen und Vieh zu plagen. Nur zu oft besucht auch der Gottseibeius die Kiege und er sucht sich der Seele des Kiegenkerls zu bemächtigen, doch dieser ist gewikigt und es gelingt ihm immer, den Teufel anzuschmierem. Da goß beispielsweise einmal ein Kiegenkerl vor dem Ofen zinnerne Hosenkнопfe und als er gerade das Duzend voll hatte, da war auch der Teufel, der auf den Darrhölzern gehockt hatte, da und fragte den Kiegenkerl, was er treibe. Der Kiegenkerl sah natürlich auf den ersten Blick, daß er es mit dem Teufel zu tun hatte, und er antwortete, daß der Rauch der Kiege seine Augen verdorben habe, daher habe er sich neue blank: Augen gegossen. Diese Antwort freute den Teufel, denn als er lezthin das Gesinde besucht hatte, war er mit Weihwasser besprengt worden, ein Tropfen war ihm in das Auge geraten, so daß er

nun nicht mehr gut sehen konnte. Er hat daher den Kiegenkerl, auch ihm ein paar neue Augen zu gießen. Der Kiegenkerl füllte den eisernen Gießlöffel mit Zinn und als das Metall flüssig geworden war, mußte der Teufel sich auf den Rücken legen und der Kiegenkerl goß ihm das glühende Metall in die Augen. Heulend und brüllend fuhr der Teufel zur Luke hinaus und er ward in dieser Gegend nie mehr gesehen.

Solche Dinge geschehen in den Kiegen, daher sind die Kiegenkerle nachdenklich und schweigsam. Wenn der eine oder andere Drescher sich die Tasche mit des Herrn Getreide vollstopfen will, um es nach Hause zu bringen und es seinen Schweinen vorzuwerfen, dann muß er sich höllisch vorsehen, denn da der Kiegenkerl sogar mit dem Teufel fertig wird, dann muß man eben seine Augen offen haben, wenn man auf unrechten Wegen geht.

Das Dreschen gehört zu den schmutzigsten Arbeiten, denn es staubt und man wird schmutzig und rußig wie ein Grasteufel, daher legt man zum Dreschen stets sein schlechtestes Zeug an, so daß man ausschaut wie der leibhaftige Satan. Wenn das Dreschen erledigt ist, dann wird in der Tenne der Flachß gebrochen und geschwungen, was auch keine angenehme Arbeit ist, denn der Schäben staubt lästerlich; er fliegt in die Augen und in die Mundhöhle, so daß man beständig husten muß. Aber die Arbeit muß getan werden; wenn man auch ab und zu einen Schwaz macht und vor dem warmen Ofen jorrt, so muß man sich doch in acht nehmen, denn der Waggar taucht immer unversehens hinter der Ecke auf, und auch der Berwalter versteht es zu überraschen und seinen Stock zu gebrauchen.

Wenn man eine Woche gedroschen hat, dann ist die Badstube am Sonnabend eine wahre Wohlthat. Die Badstube steht am Abhange des Flußufers; sie ist halb in das Ufer hineingebaut und besteht aus der Vorkammer und dem eigentlichen Baderaum, in dem sich der aus Feldsteinen geschichtete Ofen befindet, auf dessen heiße Steine zwecks Erzeugung von Dampf Wasser gegossen wird, und der Kalle, der etagenförmig sich aufbauenden Holzbank, auf der man die Wohlthat des heißen Dampfes genießt und sich mit Birkenquästen bearbeitet, bis man rot wie ein Krebs geworden ist. Wer Lust hat, springt aus der glühendheißen Badstube in

das kalte Wasser des Flusses, oder er wälzt sich im Winter im Schnee. Das tuu aber nur die jungen Leute, die den Kopf selbst nach der schweren Wochenarbeit vollen Narrenspoffen haben. Die Alten ziehen sich ächzend und krächzend das saubere Hemd an, und wenn sie die Badstube verlassen, dann werden sie nie vergessen, einen Dank für die empfangene Wohlthat zu murmeln, wobei jedoch der Adressat des Dankes unbekannt bleibt. Die Jungen mögen nach dem Bade tun und lassen, was ihnen beliebt; die Alten werden zu Hause das Rasierzeug hervorholen, sich lange und andauernd schaben, uud wenn dieses schwere Werk vollbracht, dann langten sie die Bibel oder das Gesangbuch vom Wandbrette und lesen beim Scheine des Bergels, mit klobigen Fingern den Zeilen folgend, eine Weile von den heiligen Dingen, wonach man ruhigen Gewissens schlafen gehen kann.

Der Martinimarkt, der beim Meschwaldenschen Kirchenkrüge stattfindet, ist nicht nur für die Meschwaldenschen, sondern auch für die umliegenden Gemeinden eine in mehr als einer Beziehung wichtige Einrichtung. Der Martinimarkt ist nicht nur wirtschaftliches, sondern auch gesellschaftliches Ereignis, denn es wird nicht nur gekauft und verkauft, er ist auch ein Treffpunkt, — man sieht und wird gesehen. Zum Markte erscheinen nicht nur die Bauern der umliegenden Gemeinden, sondern auch Händler aus Wenden, aus Hirschenhof und sogar aus Riga, nicht zu reden von den Juden und Zigeunern, die eine nicht unwesentliche Rolle auf livländischen Märkten spielen. Wenn die Bauern Vieh und Pferde zum Markte bringen, oder solches einkaufen, so erscheinen die städtischen Händler mit Geschirr, Schnittwaren, Büchern, Gebäck und Süßigkeiten und die Hirschenhöfer mit Drechslerarbeiten, insbesondere Spinnrädern, Pferdegeschirr und Böttcherarbeiten. Die Juden und Zigeuner bringen entweder Pferde zum Verkauf, oder sie tauschen solche, handeln Felle ein und suchen bunte Tücher und Kurzwaren aus ihren Bündeln abzusetzen.

Das Leben beginnt schon am frühen Morgen. Waggar Stabulit spielt den Marktvogt, als welcher er sowie seine Gehilfen, die Buschwächter, durch weiße Zettel an den grünverbräunten Mägen kenntlich sind. Sie weisen nicht nur die Standplätze an, sondern erheben auch das Standgeld, das Stabulit in einer mächtigen Ledertasche, die an seiner Seite hängt, verwahrt. Sie führen ein strenges Regiment: jede Widersetzlichkeit ersticken sie mit dem Hinweis auf eine gewisse ad hoc im Kirchenkrüge eingerichtete, wenig komfortable, wohlvergitterte Kammer im Reime. Diese Kammer hat schon so mancher der Marktbesucher in früheren

Fahren kennengelernt und sie ist ihm in so unangenehmer Erinnerung geblieben, als Widersetzlichkeiten und Randalieren nicht mit dem Aufenthalt in der Kammer allein abgetan sind, sondern es schließt sich hieran eine Erörterung vor dem Gemeindegerecht, die nur zu oft von fühlbaren Folgen begleitet ist.

Es gelingt Stabulit und seinen Gehilfen bald, Ordnung in das Gewühl von drängenden Menschen, blökendem Vieh und wiehernden Pferden zu bringen, denn sie haben nicht nur langjährige Praxis, sondern der Marktplatz, der sich auf dem abgerenteten Felde des Kirchenkrügers befindet, ist nach den einzelnen Branchen eingeteilt: hier stehen die Pferde, dort die Kühe, weiter die Schafe, die in ganz besonders großer Anzahl angebracht werden, dann kommen die Buden und Zelte der städtischen Händler, die unabsehbar langen Lehnen, an denen die Fahrzeuge stehen, und einige umfriedigte Plätze, in denen die städtischen Knochenhauer das von ihnen gekaufte Vieh zusammentreiben.

Auf diese Weise bilden sich auf dem Platze einige Gassen, durch die die Menge im Laufe des Tages unablässig treibt, schwätzt, handelt und vor allen Dingen schaut. Zu allen diesen Dingen braucht man Zeit, denn der Bauer kauft und verkauft nicht ins Blaue hinein, sondern er überlegt sich die Sache erst drei- und viermal, ehe er einen Abschluß macht. Wenn man verkauft, dann fällt man natürlich nicht auf das erstbeste Gebot herein, das so ein maulfertiger Fant aus der Stadt macht. Man kennt doch diese Leute, die mit der Peitsche in der Hand, der Mütze im Nacken und der lederen Geldtasche vor dem Bauch einherstolzieren und das Blaue vom Himmel herunterschwätzen.

— He, Wirt, — schreit so ein Kerl, — was soll das Kuhchen kosten? Zwanzig Kubel biete ich und auch nur deshalb, weil wir eine große Lieferung an den König von England haben und in drei Tagen fünfhundert Stück Vieh schaffen müssen. Also zwanzig? Nun, sagen wir, zwanzig mit einem Quart?

Dem Bauern fällt es natürlich nicht ein, auf dieses Gebot zu antworten, er sieht den Schwäzker nicht einmal an, sondern saugt an seiner Pfeife und macht so, als ob der Mann Luft wäre, weiß er doch, daß er noch dreimal wiederkommen wird. Und

so geschieht es auch: als er zum dritten Male erscheint, da hat er das Gebot bereits auf fünfundzwanzig Rubel erhöht und nun öffnet der Bauer auch den Mund und sagt kurz und bündig: „Dreißig, keinen Ferding billiger!“

Nun geht der Handel los. Der Knochenhauer bietet Halb-rubelweise, doch läßt der Bauer nichts ab. Zum hundertsten Male hat der Knochenhauer die Kuh betastet, ist ihr über Widerrist und Wamme gefahren, hat den Schwanz gedreht und in das Maul geschaut. Er sprudelt wie eine Fontäne, schwört, daß jede Kopeke, die er nun noch zulegen würde, seinen Ruin bedeute, suchelt mit seiner Geldtasche vor der Nase des Bauern herum, sucht dessen Hand zu ergreifen, geht wütend weg und kehrt gleich darauf zurück, bis endlich das Geschäft mit neunundzwanzig und einem Quart zum Abschluß kommt. Der Knochenhauer zieht mit der Kuh ab, und der Bauer kann nun entweder im Kruge oder in der auf dem Marktplatz errichteten Bretterschänke einen Schnaps und eine Flasche Bier genehmigen, und sich dann den Markt genauer ansehen.

Im Kruge und in der Schänke geht es zunächst noch recht still her, denn es ist noch früh am Tage, aber später wird sich an diesen gastlichen Stätten das lebhafteste Treiben entwikkeln. Eben steht der dicke Kirchenkrüger in Hemdsärmeln hinter der Vette, umgeben von seiner ganzen männlichen Verwandtschaft, die ihm im Kruge und in der Marktschänke assistiert, während die weibliche sich in der Küche aufhält, wo gekocht und geschmort wird, denn nachher werden nicht nur die Bauern ihre bayrische Wurst, mit einem gehäuften Löffel voll Senf darauf, haben wollen, sondern auch die städtischen Händler wollen satt werden, und diese stellen höhere Ansprüche, als die Bauern, die sich mit Würsten, zähen Kringeln und Franzbröten begnügen. Alle diese Materialien, Würste, Kringel, Franzbröte und andere gute Sachen, sind in Massen angeschafft worden: im Keller lagern einige Extratonnen Bier und Branntwein; auf dem Rigol hinter der Vette glitzern ganze Batterien von farbigen Flaschen, die verschiedene süße Schnäpse, die Schälchen enthalten, mit denen die Frauenwelt bewirtet wird. Für die Honoratioren, Verwalter, Förster, Müller, reichen Wirte und besizlichen Händler stehen

Fleischen Kognat und Rum bereit, denn die kühle Witterung fordert gebieterisch stärkere Zufuhren von Grog, wenn man sich nicht erkälten soll, außerdem ist Grog in hohem Maße repräsentativ, -- wer Grog trinkt, darf der Achtung und des stillen Neides seiner Mitmenschen sicher sein, und wer möchte nicht gern Gegenstand solcher Gefühlsäußerungen sein!

Am bewegtesten und lautesten geht es natürlich auf dem Pferdemarkte zu. Hier sind die Zigeuner die Helden des Tages: schwarzhaarig und augenblitzend schauen sie sich die Leute an; sie knallen mit schweren Peitschen, bei deren Anblick ihre Schindmähren zu zittern beginnen. Doch nicht nur Schindmähren bringen sie auf den Markt, sondern auch so manchen brauchbaren Gaul, den sie Gott weiß wo und auf welche Weise ergattert haben. Wo sie sind, da ist Geschrei und Lachen, da knallen die Peitschen und gellen schrille Pfiffe, sprechen oder schreien immer vier oder fünf zu gleicher Zeit.

Die Zigeuner verstehen es meisterlich, ihre Kracken an den Mann zu bringen. Es ist gar nicht zu verstehen, wie sie es fertig bekommen, einen Klepper, der sich kaum auf den Beinen halten kann, in ein feuriges Roß zu verwandeln, das eine flotte Gangart einschlägt, wenn der Zigeuner die Hand hebt. Und wie verstehen sie es ihre Gäule anzupreisen! In dieser Beziehung stecken sie sogar die städtischen Knochenhauer in die Tasche und das will wirklich etwas heißen. Und wenn auch die Bauern wissen, daß die Zigeuner voll Lug und Trug sind, daß sie die Pferde färben, sie mit Arsenik auffüttern, und tausend andere Kniffe anwenden, so werden die Zigeuner doch alle ihre zweifelhaften Gäule los, sie verkaufen oder tauschen sie gegen bessere ein, denn unter den Bauern gibt es Leute, die auf Pferdetausch verfallen sind. Es gibt unter ihnen Hasardeure, die an einem Markttag dreimal tauschen und dreimal Magaritsch trinken, was das Geschäft natürlich zu ihren Ungunsten beeinträchtigt. Ohne Magaritsch geht nun weder ein Pferdetausch, noch ein Kauf ab, das gehört zum Geschäft. Freilich kann es passieren, daß während der Bauer mit dem Zigeuner im Krüge Magaritsch trinkt, das schwarze Weib des Zigeuners oder seine Kinder, die halbnackt

herumwimmeln, die Fuhre des Bauern revidieren und alles, was sich darin findet, mitgehen lassen. Das läßt sich trotz aller Aufsicht nicht vermeiden, und zu helfen ist nicht, denn wenn der Bauer den Schaden entdeckt, dann ist der Zigeuner nebst Gefährt, Weib und Kindern spurlos verschwunden, und dem Bauer bleibt nichts anderes übrig, als sich den Kopf sowie die Verlängerung des Rückens zu schaben und sich auf den wenig warmen Empfang seitens der liebenden Gattin zu Hause zu präparieren.

Während die einen verkaufen, kaufen die anderen ein, was nicht weniger Zeit erfordert, als der Verkauf, denn vor allen Dingen muß man sich erst über die Preise vergewissern, was nur in der Weise geschehen kann, daß man sich an mehrere Verkaufsstellen wendet, umständlich prüft, handelt und dann weiter geht: sein Geld kann man im Handumdrehen los werden, während man einen schlecht gekauften Gegenstand beständig unter den Augen und seinen ständigen Merger haben wird. Man schiebt sich also prüfend und handelnd, bietend und kritisierend durch die Budenreihen. Man bleibt hier stehen und schaut dorthin aus: man begegnet Bekannten und Freunden, mit denen man schwätzt oder auch ein Glas trinkt, und setzt dann die Wanderung gemeinsam fort, bis man sich endlich entschließt und das Nötige bedächtig prüfend und verzweifelt handelnd anschafft und es in seiner Fuhre birgt. Man kann man sich etwa der Bücherbude zuwenden und einen Kalender oder ein Altbuch kaufen, doch muß das letztere auf der Titelseite unbedingt einen roten Hahn aufweisen, denn nur dieses Altbuch ist das richtige, ebenso, wie nur der Kalender der richtige ist, der die Saatchochen und die Wetterangabe aus Anners Hundertjährigem Kalender enthält.

Das Frauenvolk hat natürlich an den Buden mit Schnitzwaren und Lehmgeschirren zu schaffen, denn in der Wirtschaft ist immer eine Schüssel, ein Krug oder ein Topf nötig: für die Kinder zu Hause müssen unbedingt tönernen Enten gekauft werden, aus deren Bürzel man Flötentöne entlocken kann: auch gibt es Brummkreisel und anderes Spielzeug auf den Fuhren der Hirchenhöfer, die mit ihren buntbemalten Spinnrädern gute Geschäfte machen, denn der Winter naht und da muß gesponnen werden.

Die Hirschenhöfer bringen auch andere für die Frauenwelt wichtige Artikel, wie etwa Weberkämme und =Schiffchen. Auch diese Artikel finden guten Absatz, denn in jedem Gefinde steht wenigstens ein Webstuhl, auf dem Kleiderstoffe und Leinwand gewebt werden. Freilich ist die Leinwand nicht annähernd so fein, wie die der Pöbaliter, die hier erschienen sind; sie bringen Leinwand zum Verkauf, die so fein ist, daß sogar der Pöbalgsche Graf sich Hemden aus dieser Leinwand anfertigen lassen soll. Wie die Zeiten nun üppig geworden sind! Reiche Wirtstöchter kaufen ihre Aussteuer an Wäsche bei den Pöbalitern ein, während die Mütter sich mit der eigenen Leinwand begnügen.

Das junge Volk kennt überhaupt kein Maß und Ziel; heutzutage ist für die Jungen ein silberner Zehner so gut wie nichts, man wirft ihn fort, als ob es Kaff wäre. Da schieben sie sich durch die Budenreihen, die Jungen und die Mädchen in ihrem besten Staat. Die Jungen haben die Mützen schief aufgesetzt und sie prunken mit bunten Halstüchern und Pfeifen und Tabaksbeuteln, die so bunt sind, wie ein Specht. Die Wirtstöchter tragen lange Stiefel und Röcke aus gekauftem Tuch, während die Mädchen drei Röcke übereinander gezogen haben und mit bunten Zwickelstrümpfen, wollenen Fingerhandschuhen und seidenen Tüchern Eindruck machen; freilich können es weder die Jungen noch auch die Mädchen mit den Hofleuten aufnehmen, denn wer würde wohl wagen, es etwa der Jungfer der Leelmahte nachzutun, die in kleinen Stiefelchen und mit einem Hute auf dem Kopf erscheint: sie wird von den Hofjungen begleitet, die mit dem Gelde klimpern und Stiefel tragen, die sogar im Blott knarren, als ob man eine Handvoll Frösche in sie getan hätte. Und wie sie mit dem Gelde umgehen! Sie kaufen nicht nur bei den Juden allerlei Schnickschnack ein, sondern stopfen sich auch noch die Taschen voll Gebäck und Konfekt. Den ganzen Tag kauen sie Kringel, als ob es Hochzeit wäre.

Der alte Pastor hat schon Recht, wenn er von der Kanzel gegen Hoffart und Buzsucht donnert und sich darüber lustig macht, daß es allmählich Sitte wird, daß die Wirtstöchter mit „Fräulein“ angeredet werden. Das könne zu nichts Gutem führen,

meint der Pastor. Freilich hat seine Rede nicht bei allen Beifall gefunden; so meint beispielsweise der Resnis, daß es den Pastor gar nichts angehe, wie man sich kleide, man zahle ihm nach dem Regulativ seine Feringe, gebe ihm die Gerechtigkeit und dafür habe er die Amtshandlungen zu vollziehen und die erforderlichen Fürbitten zu tun, das 'sei alles! Der Resnis ist eben ein verzweifelter Kerl, der allerlei daherschwätzt und mit dem Hofe im Prozeß liegt; immerhin hat er auf die Jugend einen starken Einfluß und auch die Alten hören seine Reden schmunzelnd an, wengleich sie sich hüten, ihm beizustimmen. In der Tat ist es doch wohl nicht gerecht, wenn die Jungfer der Veelmahte, die auch aus der Gemeinde stammt und nicht einmal Wirtstochter ist, denn ihre Wiege hat in einer Häuslerei gestanden, „Fräulein“ tituliert wird, während der Pastor den Wirtstöchtern, von denen nicht wenige städtische Schulen besucht haben und Deutsch reden können, diesen Titel nicht zugestehen will. Aber der Pastor ist eben ein Herr und er muß daher die Kante der Herren halten.

Immer lauter und lustiger wird die Stimmung auf dem Markte: schon muß Waggar Stabulit mit der Kammer im Kirchenkrüge drohen, doch ist es noch nicht zu ernsteren Zwischenfällen gekommen. Freilich hat ein Bauer den gelben Riffke, der ihm einen falschen Dreirubelschein eingeschoben hat, windelweich verhaueu, doch hat Stabulit hierzu beide Augen zugedrückt, denn das war nicht Unordnung, sondern eine gerechte Sache. Er hatte selbst dem Juden ein tüchtiges Genickstück mit auf den Weg gegeben.

Gleich hinter der Bretterschänke haben einige Gaukler ihren Stand aufgeschlagen. Es sind das zwei Männer und ein Mädchen in buntem Flitterstaat; die Männer in schmutzigen, enganliegenden Trikots, das Mädchen in grellrotem kurzen Röckchen. Sie jonglieren mit scharfen Messern und bunten Kugeln: einer schiebt sich ein blankes Schwert in den Hals und der andere frißt brennende Hede. Das Mädchen, das gar keine Scham im Leibe haben muß, kugelt auf einem kleinen Teppich herum und verschlingt seine Glieder in der unwahrscheinlichsten Weise. Die

Frauen, die diesen Wunderdingen zuschauen, falteten die Hände über dem Leibe und stöhnten leise, während die Männer sich insbesondere für das schamlose Mädchen interessieren und ihm einen Fünfer nach dem anderen zuwerfen, bis die Frauen sie am Ärmel fassen und sie fortziehen, denn es ist nicht gut, diesem lästerlichen Treiben lange zuzuschauen. In der That, da hat einer der Kerle dem reichen Bluffewirten einen silbernen Rubel aus der Nase gezogen und gleich darauf noch einen, das hat sich der Bluffe, der ein angesehener Mann und Herrnhüterhelfer ist, ernstlich verboten, aber was macht sich solch ein Heidenvolk aus den Worten eines ernststen Mannes. Der Bluffe hat nachher allerlei Hänseleien auszuhalten, man fragt ihn, ob er all sein Geld in der Nase verwahre. So etwas ist doch sehr ärgerlich.

Ueber dem Markte lagern Staubwolken; es riecht nach Pferden, Lederzeug, Vieh und Bier. Nicht nur in der Marktschänke, sondern auch im Kruge geht es hoch her. Die Knochenhauer lassen ihre Partien entweder abtreiben, oder sie werden unter Bewachung über Nacht im Pferch belassen und erst morgen früh abgetrieben werden. In den Buschladen lagern die Zigeuner mit ihrer Brut; sie haben ihre Wagen zusammengeschoben und ein großes Feuer angezündet, auf dem Kessel summen und irgend etwas gebraten wird. Es kann ein Lamm sein, vielleicht ist es aber auch eine Katze, oder ein Hund. Die Leute, die dort vorübergehen, spucken jedenfalls aus, denn etwas Gutes können doch diese Heiden nicht essen. Während die Männer ihre Pfeifen nicht aus dem Munde lassen und gurgelnd miteinander reden, tanzen die halbnackten Kinder um das Feuer. Die Weiber drücken sich derweil im Kruge herum, wo sie aus der Hand wahr sagen. Damit haben sie insbesondere im deutschen Zimmer, wo die Berwalter, Förster, Wassermüller und andere Standespersonen beisammen sitzen, Grog trinken und Karten spielen, Glück. Bei den Herren, insbesondere den Knochenhauern, sitzt das Geld locker in der Tasche, sie werfen es mit vollen Händen den Zigeunerinnen zu, die die Augen und die Zähne blitzen lassen und nicht gar zu spröde sind, wenn feste Häuste zugreifen.

In der großen Krugstube kann man vor Qualm und Dampf kaum sehen. Das Licht schwelt irgendwo trüb und kümmerlich.

Die Leute sitzen an den langen Tischen und essen und trinken, während am Ofen eine Geige, ein Bass und eine Klarinette zum Tanz aufspielen. Mit hingebungsvollem Eifer drehen sich die Paare todernt in Tanze, nur von Zeit zu Zeit stößt einer der Jungen im Ueberschwange der Seligkeit einen Zuchzer aus, doch ist das nicht ganz schädlich.

Und dann ist mit einem Male der Teufel los. Ein paar Berghöfische Jungen, die seit undenklichen Zeiten mit den Meschwaldenschen in Fehde liegen, machen Skandal. Drohende Worte erschallen, Fäuste werden geschwungen. Kreischend flüchten die Mädchen zur Seite und dann ist die Holzerei im Gange; Bänke und Stühle stürzen krachend zu Boden, man hört das Keuchen der Ringenden und das Dröhnen der Faustschläge; Halstücher flattern durch die Luft, Mützen werden zertreten, Flaschen und Gläser splintern. Vergeblich brüllt der dicke Krüger mit heiserer Stimme in das Getümmel hinein, vergeblich gebietet Stabulit kraft seines Amtes Ruhe, kein Mensch hört auf die Mahnungen, bis endlich einige Eimer Wasser gebracht und über die Kampfhähne ausgegossen werden: noch eine Ladung und noch eine und dann tritt endlich Ruhe ein. Zerzaust und pudelnaß stehen die Kämpfer einander gegenüber, und sie sind bereit jeden Augenblick wieder loszuschlagen, doch da greift Stabulit einige von ihnen, die er schon seit Jahren als Skandalmacher kennt, heraus und steckt sie, ohne auf ihre Proteste zu achten, in die Gitterkammer.

Ueber schuldig oder unschuldig wird das Gemeindegerecht befinden, vorläufig bleiben sie in der Kammer, wo sie sich ausschlafen können; daran denken die Häftlinge freilich nicht, denn durch das Gitter werden ihnen von ihren Freunden Getränke zugesteckt und bald herrscht dann auch in der Kammer Vergnügtheit, die sich in allerlei Schelmenliedern Luft macht.

Der Vorfall wird noch eine Weile besprochen, dann ertönt wieder die Musik und das Vergnügen nimmt seinen Fortgang. Draußen hört man das Rasseln der Wagen der Fortfahrenden, das Blöken des Viehs und das Töhlen der Heimkehrenden, die in der richtigen Marktstimmung sind.

Am nächsten Morgen wird man so manchen, des Auge dunkel und Fuß müde geworden, im Straßengraben finden und so mancher

gestrandete Wagen wird die Straße säumen, denn wenn man vom Markte kommt, dann muß man jagen, als ob der Gottseibeius auf dem Raden säße, das ist aber in der Dunkelheit eines Novemberabends nicht immer zuträglich. Ein Wagen zerfällt gar zu leicht und dann gibt es blaue Augen, oder geschwollene Nasen, die noch lange an den Martinimarkt und seine Freuden erinnern.

Es regnet. Seit drei Wochen rieselt fast täglich das himmlische Naß herab, und wenn es nicht rieselt, dann stäubt ein feiner nasser Nebel, der beinahe noch ekelhafter ist, als der Regen, denn er dringt schließlich doch durch die dickste und älteste Arbeitsjoppe, tröpfelt von der Mütze und sickert hinter den hochgeschlagenen Kragen. Es ist ein Wetter zum Gotterbarmen. Der Baron geht sorgenvoll einher und Verwalter Drauding ist ungenießbar. Er stampft in Schmierstiefeln über den Hof und taucht bald hier bald dort auf, wie der leibhaftige Satan, sagen die Leute, die irgendwo unter Dach mit irgendwelchen Arbeiten beschäftigt werden müssen, die man eigentlich im Winter erledigen kann. Aber Arbeit muß geschafft werden, denn das wäre schön, wenn die Leute vielleicht zu Hause herumliegen würden, nur weil es regnet. Das gibt es in Mieschwalden nicht! Auf einem Gutshofe hört die Arbeit nie auf, die Sache ist nur die, daß man eigentlich anderes zu tun hätte, als Stricke zu drehen, Holzreparaturen zu machen und zu dreschen, — der Stoppepflug ist noch nicht ganz erledigt worden, auf einer großen Wiese müssen die Hümpel abgestochen und die Striffeln gehalten werden, aber das geht nun nicht, denn wenn man auch die Leute ohne weiteres natürlich zu den Arbeiten hinaus schicken könnte, so würde doch nichts rechtes dabei zustande kommen, sie würden wie die nassen Hühner beieinander stehen oder sich am Feuerchen wärmen. Man kennt das doch und schließlich ist man doch ein Mensch und sieht es ein, daß die Kerle nicht den ganzen Tag bei strömendem Regen unter freiem Himmel arbeiten können. Ja, wenn es ein Tag wäre oder zwei, oder meinetwegen drei, aber nun pladdert es schon, hol' mich der Teufel, ganze drei Wochen.

Ein Trost ist es, daß gestern der Bündeljude, der Meißche, erzählt hatte, in Uppenecken stehe beinahe noch aller Roggen auf dem Felde, die Gubben sollen bereits grüne Köpfe bekommen haben. Na, dem Uppeneekeschen geschah das schon recht, warum

hatte er einen ausländischen Verwalter angestellt, der sich Herr Inspektor titulieren läßt, Reithosen und waschlederne Handschuhe trägt, aber in bezug auf Verstand doch etwas zu kurz gekommen ist.

Solch ein Regen zur Unzeit ist eine wahre Strafe Gottes. Ueberall gibt es Pfützen und Dreck, unzufriedene Gesichter und an allen Ecken und Enden krächzt und hüstelt es, wie in einem Hospital. Da kommt die Herde von der Weide, viel ist da nicht mehr zu holen, aber das Vieh hat doch wenigstens seine Motion: der Stier Pedro ist patzschnaß und läßt die Nase hängen und von den Röhren steigt Dampf auf. Die Hütermädchen haben sich in Tücher gehüllt, sie tragen als Regenschutz einen zweiten Kleiderrock über Kopf und Rücken, dafür sind aber die Füße und die mehr oder weniger kraftvollen Waden naß, patzschnaß. Ueber den Hof mahlen die Gefährte im Dreck, und die Kerle schauen ebenso mißmutig drein, wie die Gäule.

Von den Scheunendächern trieft es und aus den Dachrinnen rieselt das Wasser und überschwemmt die darunter gestellten Bottiche. Auf den triefenden Linden in den Alleen hocken die Krähen zu grauschwarzen Klumpen geballt und lugen schief herab, auch ihnen hängt der Regen zum Halse heraus.

Gestern war Drauding über die Winterfelder gegangen, da hatte er auch seinen Aerger gehabt, einzelne Wasserfurchen hatten sich als verstopft erwiesen und es hatten sich auf den Feldern Lachen gebildet; na, er hatte Waggar Stabulit dafür nicht schlecht auf die Roddern gegeben! Hol's der Henker, man kann doch schließlich nicht überall dabei sein und alles allein machen. Es ist, um Schwimmhäute zwischen den Fingern zu bekommen! Dwaßches Wetter!

Verwalter Drauding hämmert am Barometer herum, aber der zeigt noch immer fallende Tendenz. Er nimmt einen großen Bitterschnaps, krächzt und schaut auf den Hof hinaus; da watet Mamsell Grundberg hochgeschürzt in Wasserfliefseln zum Pfahland. Verwalter Drauding wirft einen Blick auf die stattlichen Waden der stattlichen Mamsell und wendet sich ab, — nein, er ist nicht für das Füllige. Er nimmt noch einen Bitterschnaps und ist drauf und dran ein Buch vorzunehmen; er denkt eben darüber nach, ob es das Viehharzneibuch sein soll, oder der alte Band Garten-

laube, an dem er nun schon seit fünf Jahren zehrt, ohne daß er bis zur Hälfte des Jahrgangs gekommen wäre: schließlich nimmt er nach einigem Nachsinnen von allen literarischen Umwandlungen Abstand, kriecht in seine warmen Hausschuhe und legt sich aufs Ohr.

Als er erwacht, schaut er zum Fenster hinaus und wird mit einem Ruck munter, — der Wind hat sich gedreht, er bläst nun aus der trockenen Gasse und man sieht zwischen dem Gezweig der Alleebinden bereits ein Stückchen blauen Himmel, so groß, wie ein Taschentuch. Mit einem Satz ist Drauding am Barometer, er hämmert an ihm herum, doch will der Zeiger nicht wanken noch weichen, er steht fest. Aber Drauding pfeift auf den Barometer, er befragt ihn in schwierigen Fällen doch nur sozusagen aus rein theoretischem Interesse, weil er nun einmal in der Stube hängt, maßgebend ist schließlich doch nur Himmelsfahn, Windrichtung und andere empirische Anzeichen, und die scheinen sich nun gut und erfreulich zu gestalten. Da bricht auch schon aus den Wolken ein schüchtern Strahl der fahlen Herbstsonne und gießt sein mildes Licht über die Pfützen im Hofe, in denen die Enten ein lautes und unbekümmertes Wesen treiben.

Verwalter Drauding beginnt die Welt wieder in rosigerem Lichte zu sehen: er holt seine Schmierstiefel von der Ofenbank und betrachtet sie sinnend, — sie sind naß: er holt ein anderes Paar aus der Kammer und zieht sie an: kaum ist er damit fertig, da klopft es an der Tür und Diener Andrews erscheint ernst und würdig und teilt mit, daß der Herr den Verwalter zu sprechen wünsche. Drauding nickt und macht eine Kopfbewegung zu dem Schränkchen, in welchem der Bitterschnaps aufbewahrt wird; Andrews versteht. Obwohl er nur selten einen Schnaps genehmigt, so refüsiert er nie eine Einladung des Verwalters. Im Laufe der Jahre hat sich in dieser Beziehung eine Zeichensprache zwischen beiden entwickelt. Verwalter Drauding winkt mit dem Kopf zum Schränkchen, Diener Andrews nickt, geht ernst und würdig an das Gefaß, öffnet es, man hört ein kleines Glucksen und gleich darauf krächzt der alte Diener und wischt sich mit seinem blauen Taschentuch den Mund. Dann holt er ein

paar Kaffeebohnen aus der Westentasche und kaut an ihnen herum, von wegen des Geruchs.

Dann gehen beide gemessenen Schrittes über den Hof; Drauding lugt schief zum Himmel hinauf und nickt befriedigt, — die Wolken beginnen sich ordnungsgemäß zu lagern, nun kann es nicht mehr fehlen. Da tanzen ja sogar im Scheine der untergehenden Sonne die Mücken vor dem Fahrstalle und der Wind versteift.

In bester Laune betritt Drauding das Schreibzimmer des Barons, der in Wadmaljoppe und hohen Stiefeln vor dem Ofen sitzt, während Diana zu seinen Füßen kauert und in die Flamme starrt.

— Tag, Drauding, ein Saumetter! Sagen Sie, was fangen wir nun eigentlich an, es scheint ja, daß die Pladderei gar nicht aufhören will!

Aber Drauding weiß Besseres, er rückt sofort mit seiner Weisheit und seinen Beobachtungen heraus und nun erheitert sich auch das Gesicht des Barons.

— Dann können wir ja nun mit dem Stophelpflug fortfahren, — meint er, aber Drauding wirft ein, daß der Boden erst abtrocknen müsse, nach drei, vier Tagen werde man es riskieren können, vorläufig müsse man die verhümpelte Wiese in Angriff nehmen, das ließe sich sehr gut machen.

Man ist sich rasch einig und dann meint der Baron, daß es nun vielleicht an der Zeit wäre, im großen Walde den Dachsbau zu revidieren, die Bestien müssen jetzt doch speckfett sein und sich bald zum Winterschlaf einrichten. Drauding ist sofort Feuer und Flamme; er übernimmt es, den Förster zu benachrichtigen und alles Erforderliche zu veranlassen.

Am nächsten Morgen strahlt die Herbstsonne warm vom Himmel und macht ein Gesicht, als ob sie die ganze Zeit über geleuchtet hätte. Die Pfützen auf dem Hofe sind erheblich kleiner geworden, trotzdem bieten sie den Enten noch immer einen gewissen Spielraum; sie toben in den trüben Fluten, rauchen, schnattern gewaltig in den Tag hinein, und dann schlagen sie plötzlich mächtig mit den Flügeln und spritzen das Wasser weit um sich; stirnrunzelnd sieht Drauding diesem Spiel zu, denn wenn

Enten baden, dann gibt es Regen und davon hat man doch wahrlich genug gehabt. Aber die Sonne lacht und die Windfahne auf der Kleeleiste weist noch immer aus der trockenen Ecke. Drauding scheucht mit der Reitpeitsche das blöde Entenvolk davon und stampft zum Fahrstall. Sein Schweißhuch wird gesattelt. An der Anfahrts wartet die zweispännige Liniendroschke, um das Rondel karren langsam die Reitdroschke des Försters Claus, der das grüne Hütchen fest auf ein Ohr gerückt hat und das rote Kartoffelnäschen verwegen in die Luft reckt.

Oberbuschwächter Vihzit ist mit den Hunden, vier Kerlen und den erforderlichen Spaten bereits vor einer Stunde abgefahren. Mit dem Glockenschlage öffnet Andrews die Flügeltür und hilft dem Baron und der Baronin auf die Reitdroschke, er knöpft sorgfältig das Spritzleder zu und dann geht es in scharfem Trabe zum Tore hinaus.

Fräulein Arabella, die sonst immer beim Dachsgaben dabei ist, fehlt diesmal, denn im Gebiete herrscht noch immer die Bräune und da hat denn Fräulein Arabella alle Hände voll zu tun, um die kranken Häuse der Kinder mit dem Alaunstift zu behandeln. Der säuerliche Geschmack des Alauns hat ihr bereits den Beinamen des „sauereren Fräuleins“ eingetragen.

Nach einer Weile schwenkt der Schweißhuch des Verwalters nach rechts ab, er will mal einen Blick auf die Wiese, wo die Hümpel abgestochen werden, werfen, man darf doch die Kerle keinen Augenblick aus dem Auge lassen. Aber es ist alles in Ordnung, zwölf Mann schauzen, daß es eine Lust ist zuzuschauen. Befriedigt wirft Drauding seinen Schweißhuch herum und galoppiert über den festen Waldweg, bald hat er die beiden Fahrzeuge eingeholt, die nun in den Hochwald hineinrollen.

Die Federn der Wagen singen und klingen über die Wurzelknoten: man muß langsam fahren. Förster Claus berichtet, daß im Bau mindestens vier ausgewachsene Dache stecken müssen, daß er alle Röhren bis auf zwei habe verstopfen lassen und daß man hoffen dürfe, ein gutes Resultat zu erzielen.

Von den mächtigen Fichten, an deren Zweigen gewaltige Moosbärte hängen, fallen einzelne Tropfen herab: kleine Rinnsale eilen gurgelnd am Fahrwege entlang; die Pferde schreiten

vorsichtig über die Pfützen hinweg und richten prustend die Ohren steif, als ein Rehbock über den Weg setzt und krachend durch die jungen Stangen bricht.

Ueber einer Blöße kreist langsam und majestätisch ein Milan: im Unterholze lockt leidenschaftlich ein Haselhahn; mit schrillum Schrei fahren aus einer Fichtenkuschel zänkische Eichelhäher und verschwinden im Hochwalde.

Dann ist man am Bau. Man hält in einiger Entfernung, der Kutscher betreut die Pferde; er tut es, weil es seine Pflicht ist, denn er täte gern mit. Das geht aber nicht, und da es nicht geht, so fügt er sich in das Unvermeidliche, deckt die Pferde zu, hängt Heubündel an die Deichsel und steckt sich eine Pfeife an.

Währenddessen ist Förster Claus sehr geschäftig. Er flüstert mit Oberbuschwächter Lihzit, der den Herrschaften die Hand gefügt hat, revidiert sämtliche Röhren und wirft mit waidmännischen Ausdrücken um sich. Verwalter Drauding denkt an den Talg der Dachse, der ein herrliches Material für Stiefelschmiere abgibt. Freilich hat auch er Passion, aber auf dem Untergrunde jeder seiner Passionen lagert eine praktische Ermägung.

Und nun rückt Förster Claus an seinem Hütchen und fragt, ob man die Hunde einfahren lassen soll. Lihzit und seine Gehilfen halten die kleinen und schneidigen Kerlschen, die sich wie unsinnig gebärden; sie wissen, um was es sich handelt, sie kennen sich alle in diesem Bau aus und haben in ihm so manchen ehrenvollen Strauß bestanden; der alte Pitt hat hier ein Auge eingebüßt und sein Behang ist von unzähligen Kämpfen zerfetzt worden, wie eine alte Regimentsfahne. Pitt soll seinem Range gemäß zuerst einfahren und wenn er Standlaut geben wird, dann soll ihm eine jüngere Kraft zu Hilfe geschickt werden; zwei Hunde bleiben in Reserve.

Vor Kampfeslust laut quiekend schließt Pitt in die stark befahrene Haupttröhre ein, an zwei offenen Röhren nehmen der Baron und Drauding Aufstellung, Förster Claus liegt platt am Boden und horcht. Man hört tief unten ein mächtiges Rummeln, Scharren und Faulen, — der Dachs hat sich offenbar blitzschnell verschanzet und Pitt muß nun zunächst das Hindernis wegräumen. Man hört ihn unten arbeiten und dann wütend Hals geben, er

liegt also vor dem Dachs. Im selben Augenblick dröhnt ein Schuß, der Baron hat auf einen Dachs, der wie ein geölter Blitz aus der Röhre gefahren ist, gehalten, und er liegt nun dick und fett auf dem Moose. Man hat jedoch keine Zeit sich um ihn zu bekümmern, denn nun arbeitet Pitt mit gewaltiger Stimme. Man schickt ihm Succurs; einer der jungen Hunde fährt ein und bald hört man seinen Tenor sich mit dem Baß Pitts vermischen. Dann klagt der Köter laut, offenbar ist er vom Dachs, der sich seiner feisten Haut wehrt, geschlagen worden. Nun heißt es graben. Die Leute werfen die Möcke ab, spucken in die Fäuste und schlagen nach den Weisungen des Försters ein. Die Schollen fliegen. Auf eine starke Wurzel saust eine blanke Art herab, dann wird weitergeschaufelt; die Hunde geben immer wütender Hals und nun fühlt man den Sand weichen. „Sachte, sachte!“ schreit Förster Claus den Leuten zu, — „schaut, daß ihr die Hunde nicht trefft.“ Noch ein Spatenstich und nun sieht man Pitt und Hansel vorliegen, die braven Hunde sind mit Sand bedeckt, sie sind atemlos, aber voll wilder Passion. Vorsichtig wird der Sand fortgeräumt und nun erscheint Meister Grimmbarts grauschwarze feiste Schwarte; er sucht zu retirieren, doch schon hängen die Hunde an seiner Kehle; Förster Claus greift mit fester Faust den Dachs an den Kragen und hebt ihn aus, die Hunde haben sich in der Schwarte verbissen, Grimmbart läßt wütend sein starkes Gebiß aufeinanderschlagen, was er packen würde, würde er wie Papier zerbeißen, doch dazu kommt er nicht, denn der Baron zieht eine Pistole, hält diese hinter Grimmbarts Ohr und mit kurzem Knall ist er in die ewigen Jagdgründe befördert worden. Während Pitt stolz beiseite steht und sich reinigt, ist Hansel trotz seiner Verwundungen, er schweißt an Ohren und Fang, nicht vom Dachs loszukommen, man muß den Dachs an einen Kiefernast hängen, aber auch dann will Hansel nicht klein beigeben, er leckt seine Wunden und bellt dazwischen wütend zu dem hängenden Dachs hinauf.

Nun fahren die anderen Hunde ein, kaum sind sie in der Röhre, da werden sie auch schon von einem Dachs überrannt, — wie ein Pfropfen aus der Flasche fliegt er aus der Röhre und wird von Drauding gestreckt, gleich darauf erscheint ein zweiter

Dachs und verfällt demselben Schicksal. Nun hat man genug. Die Leute schaufeln die Grube zu, sie wird gut eingeebnet, und dann bekommen sie ihren Schnaps, und man nimmt sich nun der Hunde an, die sorgfältig gereinigt werden und sich auf einer Pferdedecke zusammenrollen.

Man bespricht die Ereignisse des Grabens. Förster Claus wirft wieder mit maidmännischen Ausdrücken um sich, dann setzt er sein Horn an den Mund und bläst ein bewegliches Stückchen. Die Buschwächter beschauen die Dachse, die zu Hause von Lihzit abgestreift werden sollen. Die Schwarten wird er auf Bretter spannen und Andrens wird sie gerben lassen; das Fett verarbeitet Lihzit zu unvergleichlicher Stiefelschmiere. So ehrlich Lihzit auch ist, so wird er doch etwas von dem Fett einziehen, denn seine Schwägerin hat die Auszehrung und bekanntlich ist Dachsfett äußerlich und innerlich eines der besten Mittel gegen diese Krankheit. Es gibt dagegen noch eins, eine Latwerge aus Honig und Menschenfett, aber woher soll man wohl Menschenfett bekommen? Früher soll es welches in Riga gegeben haben, da zer schneiden bekanntlich die Doctore in den Krankenhäusern die Menschen und nehmen heraus, was sie brauchen. Dafür lassen sie sich dann das schwere Geld bezahlen. Und das Fleisch des Dachses, das ist natürlich wertlos? Ja, das meinen die Deutschen so: die Buschwächter wissen es anders. Sie haben, ohne daß sie ein Wort darüber geredet haben, bereits die Dachse unter sich verteilt. Wer damit umzugehen versteht, weiß, daß Dachsfleisch viel, viel delikater schmeckt, als das fetteste Schweinefleisch: die Buschwächter wissen das, und sie verstehen es mit Dachsfleisch umzugehen, aber sie machen kein Aufhebens davon. Ein ganz Schlauer sagt sogar: „Da hat sich so 'n Vieh angemästet und doch ist es zu nichts nütze, als daß man aus dem Fett ein bißchen Stiefelschmiere macht!“ Dabei grinzt er aber in sich hinein und er wittert schon den Duft des herrlichen Bratens, der morgen auf feinem Tische stehen wird.

Der Hofsjunge Mikel Silin will den Leelkungs sprechen. Er steht in der Dienerstube vor dem alten Andrens, tritt von einem Fuß auf den andern und knüllt seine Mütze. Andrens mustert den Burschen, er ist zufrieden, — schmucl sieht der Mikel aus und seine Kleidung ist sauber, man kann ihn getrost beim Leelkungs eintreten lassen. Zunächst wird Andrens ihn etwas ins Gebet nehmen, denn der Mikel ist sein weitläufiger Verwandter und es kann dem Burschen nichts schaden, wenn man ihm einmal tüchtig die Wahrheit sagt; arbeiten kann ja der Laidak, wie ein Pferd, aber er hat den Kopf voll dummer Streiche und ist hinter den Mädchen her, auch verschmäht er es nicht, an den Sonntagen im Hofskruge zu hocken und eins über den Durst zu trinken, freilich geschieht das nur dann, wenn er etwas erjagt und die Beute dem Juden verkauft hat; aber dann besäuft sich der Mikel auch ordentlich und nachher gibt es stets eine mordsmäßige Keilerei. Der Mikel stammt nämlich aus einem der Waldgesinde, er ist daher, wie alle Leute aus dem großen Walde, leidenschaftlicher und erfolgreicher Marder- und Fuchsjäger, ein Meister im Stellen von Iltisfallen und im Dachsgaben. Tagelang gehen die Waldmenschen einem Marder nach, bis sie ihn haben, und wenn sie hierbei auch die wichtigsten landwirtschaftlichen Arbeiten versäumen müßten: die Jagdleidenschaft, der heimlich natürlich auch mit der Paggel gefrönt wird, geht ihnen über alles. So sind die Waldmenschen beschaffen, die sich mühselig genug durch das Leben schlagen müssen, denn ihre Felder sind klein und sie müssen einige zwanzig und auch dreißig Jahre roden, ehe sie zu Wohlstand gelangen: wenn ein Waldmensch aber soweit ist, dann muß er aber auch bald in die Fichten auf den Sandhügel, während die Söhne die Früchte ernten, die die Väter gesät haben.

Andrens redet dem Mikel ins Gewissen. — Also heiraten willst du, — sagt der Alte, — das heißt, du mußt heiraten,

denn ich weiß wohl, daß du etwas mit der Kathrin vorgehabt hast und so lange zu ihr in die Kammer gekrochen bist, bis es nun glücklich soweit ist, — halt den Mund, wenn ich mit dir rede, — knurrt der Alte, als er sieht, daß Mikel Miene macht, dreinzureden, — halt den Mund, Glück hast du noch gehabt, denn die Kathrin ist ein gutes und arbeitsames Mädchen und die Eltern werden ihr wohl eine Kuh und eine anständige Aussteuer mitgeben. Möglich, daß der Veelskungs dir ein Stück Rodeland zuweisen wird, denn er weiß, daß dein Vater ein anständiger Mensch ist, aber eins sage ich dir, wenn du nicht das Saufen lassen und Mardern und Itissen nachlaufen wirst, statt hinter dem Pfluge herzugehen, dann werde ich den Veelskungs bitten, daß er dich an den Kragen packt und dich hinausschmeißt, wie einen Pfropfen aus der Flasche.

Mikel tritt zerknirscht von einem Fuß auf den andern und verspricht hoch und teuer, sich zu bessern. Nun begibt sich Andrews auf seinen leisen Sohlen in das Arbeitszimmer und meldet dem Veelskungs den Mikel Silin, der die Kathrin heiraten und ein Stück Rodeland haben will. Der Veelskungs weiß Bescheid, der Mikel soll eintreten.

Der Mikel tritt ein, sein Herz hämmert an die Rippen. Der Veelskungs steht vor Mikel Silin sechs Fuß hoch, aber dem Mikel scheint es, daß der Veelskungs so hoch ist, wie der Kirchturm und der Schnurrbart des Veelskungs ist so lang, wie die Stange eines Fuchses, und seine Augen leuchten, wie die Lichter eines Wolfes. Es ist keine Kleinigkeit, vor dem Veelskungs zu stehen, und Mikel wünscht, er wäre weit weg von hier. Aber nun ist nichts mehr zu wollen, er tritt auf den Veelskungs zu und küßt ihm die Hand, dann tritt er wieder an die Thür zurück und knüllt seine Mütze, während der Veelskungs aus seinem Meerschaumkopf raucht und mächtige Wolken ausstößt.

Er mustert lange den Mikel und dieser fühlt, daß die Mustering zu seinem Gunsten ausfällt, er faßt daher Mut und als der Veelskungs nach seinem Begehre fragt, da schießt er unverzagt los, er meldet, daß er das Hofsmädchen Kathrin heiraten und um ein Stück Rodeland im großen Walde gehorsamst bitten möchte.

— Also heiraten willst du? Wie alt bist du eigentlich?

— Dreiundzwanzig.

Da kannst du ruhig noch ein paar Jahre warten und dir währenddessen das Saufen abgewöhnen.

Dem Mikel fällt das Herz in die Hosen, aber er wagt es doch, auf den Veelskungs einzureden.

— Gnädiger Veelskungs, — sagt er, — mit dem Saufen ist es doch nicht so schlimm und ich verspreche, daß ich nicht mehr saufen werde, aber warten kann ich nicht mehr, das geht nicht, das ist so 'ne Sache, ich — ich könnte noch warten, aber die Kathrin — das geht nicht — lassen Sie uns nicht in Schande umkommen, hoher Veelskungs, seien Sie gnädig.

Und der Veelskungs ist gnädig, denn er weiß, was die Glocke geschlagen hat, und daß die Kathrin tatsächlich nicht warten kann, sondern daß bald Hochzeit gemacht werden muß. Er sinnt vor sich hin und stößt wieder große Rauchwolken aus, und dann sagt er, daß die Hochzeit stattfinden könne und daß er sie ausrichten werde, nicht um seinetwillen, sondern um der Kathrin willen, denn die sei ein braves Mädchen, das treu und ehrlich auf dem Hofe gearbeitet und eigentlich für einen Tunichtgut, wie der Mikel einer ist, viel zu schade sei. Ein Stück Rodeland werde er hergeben und, wenn der Mikel sich bewähre und in drei Jahren so und so viele Voffstellen gerodet und bearbeitet habe, dann werde er ihn zum Buschwächter machen, aber das Saufen solle er sein lassen und die Kathrin gut behandeln.

Damit ist Mikel, der dem Veelskungs die Hand küßt, entlassen und er schiebt sich rückwärts zur Thür hinaus. Draußen droht Anders ihm mit dem Finger und ruft ihm warnend zu, er möge nun zuschauen, daß er sich in Ehren halte.

Um dieselbe Zeit sitzt die Mutter der Kathrin, die behäbige Sihle-Wirtin, bei der Mamsell. Sie hat ein Paar feine bunte Fingerhandschuhe und ein schönes Handtuch gebracht, denn wenn von Hochzeit die Rede ist, pflegt man nicht mit leeren Händen zu kommen. Die Mamsell hat die Gastgeschenke bewundert und gelobt und sie dann in die Kommode getan: nun sitzen sie schon vor der vierten Tasse Kaffee und nach langen Vorreden über

Kälber, Ferkel, Fasel und Spinnen und Weben sind sie auf den eigentlichen Gegenstand des Besuchs gekommen. Es ist gewiß unangenehm, daß es mit der Kathrin so gekommen ist, wie sie es am letzten Sonntage der Mutter erzählt hat, aber es ist ein Glück, daß das Mädchen so klug gewesen ist, das Malheur sofort zu melden und nicht erst zu warten, bis daraus ein Eklat wird. Sie hat auch schon den Mikel veranlaßt, sich an den Deelkungs zu wenden, und wenn alles gut geht, dann kann man in allen Ehren Hochzeit machen, und man wird schon sorgen, daß das junge Paar fortkommt, denn der alte Silin, der Vater des Mikel, kann etwas hergeben und auch sie haben es ja, Gott sei Dank, dazu, um den Kindern auf die Beine zu helfen. Und was das Saufen anlangt, so wird die Kathrin dem Mikel schon auf die Sprünge helfen, denn wenn die Kathrin auch sanft ist, so hat sie doch eine feste Hand; sie, die Sihle, ist ja in ihrer Jugend auch die Sanftmut selbst gewesen und doch hat sie ihrem Alten, der in seiner Jugend auch kein Heiliger gewesen ist, den Schnaps abgewöhnt; heute denkt er weder an Schnaps noch an Tabak; er ist ja, Gott sei Dank, Vorbeter bei den Herrnhutern und sie sähe es gar nicht ungern, wenn er an den Sonntagen lieber einmal in den Krug ginge, statt ewig geistliche Lieder zu plärren, wie ein ungeschmierter Wagen.

Solche Dinge erzählt Kathrins Mutter und noch vieles andere, und die Mamsell hört zu und wirft ein Wörtchen dazwischen. Sie verspricht, schon morgen mit der Deelmahte zu reden und dann Kathrins Mutter zu benachrichtigen, dann wird diese, wie es sich schickt, selbst vor die Deelmahte treten und sie zur Hochzeit laden.

Alle Zeremonien und Besprechungen sind endlich erledigt. Das junge Paar ist beim Pastor in der Brautlehre gewesen und es hat in Ehren bestanden. Das Aufgebot hat stattgefunden und am nächsten Sonntag findet die Hochzeit statt. Eigentlich hat das Brautpaar diese Ehre gar nicht verdient, wie auch Kathrin eigentlich gar nicht das Recht gehabt hätte, ihr flachsblondes Haupt mit dem Myrtenkranz zu schmücken; da jedoch der alte Sihle eine der Stützen des Herrnhuterkreises ist, läßt Frau von Walden Gnade vor Recht ergehen, der Pastor, der dann und

wann gern ein Exempel zu statuieren liebt, hat klein beigegeben müssen, denn wenn der Patron und seine Gattin der Trauung beizuhören, dann geht es nicht gut an, daß er der Braut den jungfräulichen Kranz verweigert. Immerhin hatte er sich den alten Sihle gelangt und ihm verschiedene Standpunkte klargemacht. So war denn schließlich alles ins Lot gekommen. Sowohl dem Mikel, wie der Kathrin haben nach der Brautlehre drei Tage lang die Ohren gebrannt, so hat der alte Pastor sie hergenommen, aber dann hat er sie in Frieden ziehen lassen, und nun sind die Vorbereitungen zur Hochzeit gemacht worden. Vom Sihle-Gesinde ist verschiedenes Eß- und Trinkbare auf den Hof geschafft worden, am Sonnabend hat Mutter Sihle die Myrten geplündert, die sie bald nach der Geburt der Kathrin gepflanzt hatte. Das Brautkleid ist fertig und Schneider Hirsche hat Mikels Anzug geliefert, auch die knarrenden Stiefel stehen blank gepuzt auf Mikels Lade. Es ist eine feine Hochzeit: nicht weniger als zehn Gefährte verlassen den Hof, um sich zur Kirche zu begeben, und unterwegs schließt sich dem Zuge noch die Sippe der Silin und Sihle an, so daß über zwanzig Gefährte dahinbrausen. Der Leelknugs selbst wird Brautvater und die Leelmahte selbst wird Brautmutter sein. Im vordersten zweispännigen Gefährt sitzt das schön-geschmückte Brautpaar, sie im Schleier und Myrtenkranz, er mit einem Myrtensträußchen im Knopfloch und einer weißen Atlaschleife an der linken Schulter. Die Mamsell hat die Braut frisirt und ausstaffiert, so daß sie ausschaut, wie ein Bild und Mikel ganz stolz ist.

Gleich hinter dem Brautpaar folgt der Wagen des Verwalters, dessen Schulter gleichfalls eine Schleife ziert, denn er ist Führer des Bräutigams. Am Krummholz seines Gespanns flattert nicht nur ein gesticktes Handtuch, sondern dort hängen nicht weniger als drei Paare wollene Faust- und Fingerhandschuhe. Die Brautschwester sitzen steif und gepuzt in ihren Gefährten, während die Marschälle mit Atlaschleifen und breiten Handtüchern über den Schultern einher Sprengen und von Zeit zu Zeit Pistolen abschießen. Die Pferde scheuen, die Frauen und Mädchen kreischen und die Männer schmunzeln. Das alles gehört zu einer richtigen Hochzeit, freilich wissen die guten Leute nicht, daß sie uralte

Bräuche ausüben, denn das Pistolengeknatter erinnert an die Zeiten, da man die Bräute raubte und sich die Verfolger vom Leibe hielt. Das weiß nur der Verwalter, der darauf hält, daß die alten Gebräuche streng eingehalten werden. Er weiß auch, daß das furchtbare Jagen und Jöhlen wiederum nichts anderes bedeutet, als die Flucht vor den Verfolgern.

Dort, bei der Birse, muß Halt gemacht werden, da muß man bei den beiden Eichen einen Trunk tun, denn hier hat einmal in katholischen Zeiten eine Kapelle gestanden, von der nun auch nicht die geringste Spur nachgeblieben ist, aber Verwalter Drauding weiß es und er erzählt davon der Mamsell, die würdig im Schmucke ihrer über die Handschuhe gezogenen Ringe und der dicken goldenen Kette, die sie über dem Mantel trägt, dasitzt und für die Mitteilungen Draudings nur wenig Interesse hat.

Der Schnaps wird getrunken und auch die errötende Braut muß ein Schlüßchen nehmen, dann geht es in fliegender Fahrt weiter, aber plötzlich stoßt der Zug, über die Straße ist ein festes Seil gezogen, man kann ohne Lösegeld nicht durch. Das Lösegeld besteht in Schnaps und einigen Paaren Handschuhe, dann geht es weiter. Noch einmal muß Lösegeld gezahlt werden, denn es gab nach der Raubehe auch eine Kaufehe, die sich in der Ceremonie der Wegsperrre widerspiegelt.

Im deutschen Zimmer des Kirchenkruges bringt man die Toilette in Ordnung; Mamsell Grundberg rückt an Schleier und Kranz der Braut und ordnet den Faltenwurf des Kleides; Mikel seufzt vor Aufregung und weiß nicht, was er mit seinen Händen anfangen soll; dabei drücken die neuen Stiefel ganz sträflich. Die Kathrin hat es besser, sie hat die Hände über Gesangbuch und Taschentuch gefaltet. Aber das ist noch gar nicht nötig, denn in der Kirche wird noch nicht das Schlußlied gesungen. Man beißt in aller Eile etwas auf, nimmt auch ein bescheidenes Schlüßchen und raucht eine Pfeife. Dann ist es endlich soweit, — die Kirche wird ausgeläutet, aber niemand verläßt sie, denn alle wollen die Trauung mitmachen. Man ordnet sich zum Zuge und marschiert zur Kirche. In diesem Augenblick braust der Meschwaldensche Biererzug heran, die Rapphengste wiehern und schmauben, daß

es eine Freude und ein Stolz ist, solche Hochzeit sieht man nicht alle Tage. Der Beelkungs und die Beelmahte sind in Festkleidung, er im Frack und weißer Binde, sie in hellgrauem Seidenkleide, mit einem Federhute auf dem Kopf und weißen Handschuhen an den Händen, während die übrigen Hochzeitsgäste wollene Fingerhandschuhe angezogen haben.

In der Kirche duftet es nach Maien und Kalmus; der Altar ist mit Blumen geschmückt worden, wie sich das bei einer Honoratiorenhochzeit geziemt. Am Frühmorgen des Sonntages waren die Sible- und die Silinwirtinnen beim Pastor gewesen und haben um den Kirchenschlüssel gebeten, damit sie die Kirche schmücken können. Bei dieser Gelegenheit haben beide Wirtinnen in der Pastoratsküche eine Zibbe Butter und ein rundliches Ferkelchen, sowie einen feisten Hahn abgeliefert.

Der Pastor hält eine schöne Rede, die älteren Frauen weinen, wie das schon so Sitte bei Trauungen ist. Klar und deutlich sagt Kathrin ihr „ja“, während der Mikel, der doch sonst nicht auf den Mund gefallen ist, das „ja“ nur leise murmelt. Entweder ist er zu sehr ergriffen, oder die Stiefel drücken.

Nun greift Parochiallehrer und Organist Schwaibe mächtig in die Orgel, man hört das Knarren der Balgen und die Kirche leert sich. Der Hochzeitszug muß durch ein Spalier Neugieriger, die das Paar kritisch mustern, während es sich zum Kirchenkrüge begibt. Auf dem Rasen vor der Kirche hocken die Weiber und Mädchen, sie ziehen sich die Stiefel ab, die man in der Kirche angehabt, denn nun geht es auf den Heimweg und da hat man die Plage nicht mehr nötig.

Die Hochzeitsgesellschaft tut sich im Kirchenkrüge an den mitgenommenen Vorräten tüchtig zugute, während die Herrschaft bei dem Pastor in der Schärkammer sitzt und sich mit ihm unterhält. Man sieht bald den Biererzug abfahren, dann reißt Mamsell Grundberg zum Aufbruch und in eine Staubwolke gehüllt donnert der Hochzeitszug davon. Natürlich wird wieder bei den Eichen in der Birse Halt gemacht und dann geht es weiter, was die Pferde herzugeben vermögen.

Hochzeitsmahl und Tanz finden in der Mälzerei statt, die sauber gefegt, mit Tannenreisern, Maien und Wacholderzweigen ge-

schmückt ist. Die Hofsmädchen haben nächtelang an der Herstellung der roten, grünen und blauen Papierrosen gearbeitet, die dem Festraum ein besonders festliches Aussehen verleihen. Und was die Hauptsache ist, auf den langen Tafeln stehen ganze Berge von Karraisch und Weißbrot, große Schüsseln voll Gallert, Bierroggen, gebratene Hühner und Enten, Schinken und Eier, sowie viele andere gute und appetitliche Dinge; dazwischen Flaschen und wieder Flaschen, Krüge und Gläser und wieder Krüge und Gläser. Das hat Annin unter der Oberaufsicht der Mamsell angerichtet. Im Kessel brodelst die Kindersuppe für fünfzig Personen, dick und kräftig, und in einem anderen Kessel brodelst die Schweinesuppe, ebenso dick und kräftig und voll fettesten Fleisches, und in einem mächtigen Ofen schmort ein Schweinebraten von grandiosen Umfängen, umgeben von Bergen von Sauerkohl und Äpfeln, und dann gibt es dicken Reis mit fingerdick Zucker und Kaneel darauf, und Kompott aus Pflaumen und Birnen, und Kaffee spanweise.

Auf dem Ehrenplatz sitzt das Brautpaar, rechts von der Braut die Mamsell, links vom Bräutigam der Verwalter; neben den Ehrengästen nehmen die Eltern des Paares Platz, doch sind die Mütter immer wieder auf den Beinen, denn sie müssen anordnen und nötigen. Ein Gang nach dem anderen verschwindet, neue folgen. Man ißt im Schweiß seines Angesichts und trinkt dazu im Schweiß seines Angesichts. Die Mütter tragen Suppe, Weißbrot und große Stücke Fleisch aus der Mälzerei und verteilen das Essen unter die Zaungäste, die die Nase an die kleinen blinden Scheiben des Raumes drücken, obwohl sie nichts zu erblicken vermögen, als nur Qualm und Dunst. Beim Essen wird nicht viel geredet, dazu hat man keine Zeit. Man ißt langsam und gründlich, denn nicht alle Tage ist Hochzeit: heute muß man schon herhalten. Und man hält her. Die Köpfe röten sich und Messer, Löffel und Gabel regen sich nun nicht mehr so geschwind. Endlich, nach drei guten Stunden, ist das Mahl beendet, man erhebt sich mit einem „gesegne es Gott“ und vertritt sich etwas die klamm gewordenen Beine. Man raucht eine Pfeife und geht vor die Mälzerei, um etwas frische Luft zu jappen, denn Essen macht heiß.

Währenddessen sind die Tische entfernt worden und die Musikanten stimmen in der Ecke ihre Instrumente. In einem Nebenraume ist ein großer Tisch für die Honoratioren gedeckt. Dort sitzt Organist Schwalbe neben dem Verwalter und trinkt Grog, während der alte Silin sein Gesicht in eine Holzkanne steckt, denn für ihn ist der Gipfel aller Genüsse das Mieschwaldensche Stofsbier. Die Musikanten holen zu einem Marsch als Introduction aus, da winkt der Verwalter ab; er tritt vor das junge Paar und winkt Waggar Stabulit heran, dieser ist sofort mit einem Tragbrett zur Stelle und nun legt Verwalter Drauding fünf harte Silberrubel auf das Tragbrett und dazu drei silberne Teelöffel, denn Drauding liebt es nicht, sich lumpen zu lassen; die Kamfjell greift in die Tiefen ihres schwarzen Seidenkleides und holt ein Paar plattierte Eßlöffel heraus; nun legt jeder seine Gabe auf das Tragbrett. Neben den Löffeln, die ehrfürchtig bewundert werden, häufen sich die harten Rubel; den Vogel schießt aber der alte Silin ab; wenn der Vater der Braut, der alte Sihle, langsam und sorgfältig zehn Silberrubel Stück für Stück klirrend auf das Brett geworfen hatte, so greift nun Silin bedächtig in die Brusttasche seines Wandrocks und holt ein in rosa Seidenpapier gewickeltes Päckchen hervor. Während alle Hälse sich recken und die Spannung immer höher steigt, wickelt Silin das Päckchen umständlich los. Schon will die letzte Hülle fallen, da zieht der Alte ein mächtiges blaubaumwollenes Taschentuch hervor, schnäuzt sich, steckt das Tuch ein und erst dann entfernt er das letzte Stückchen Seidenpapier und legt eine silberne Taschenuhr mit langer Kette auf das Tragbrett. Silin hat alle geschlagen: er krächzt befriedigt und als nun Stabulit mit dem Tragbrett, gefolgt von der Sihlewirtin, die den Schatz zum Beginn der Wirtschafft vorläufig in Verwahrung nehmen soll, in eine stille Ecke tritt, da ist auch Silin wie von ungefähr dabei und er zählt laut die Rubel und die Löffel, die die Sihlewirtin in einen Sack steckt. Die Uhr aber nimmt der alte Silin an sich und hängt sie seinem Sohne um den Hals.

Nun kann der Tanz angehen. Bald drehen sich die Paare, doch das junge Paar macht noch nicht mit, denn zuerst muß der Kranz abgefunden und dann muß die Braut behaubt werden.

Endlich ist die Zeit dazu gekommen. Die Brautschwestern und die jungen Mädchen umkreisen die junge Frau und singen das Lied vom Jungfernkranz, wobei sie sich an den Händen fassend um die im Mittelpunkte des Kreises stehende Braut bewegen. Nun ist es an der Zeit, daß die Braut in Tränen ausbricht und auch die Brautschwestern ein Tränlein zerdrücken. Eine der verheirateten Frauen tritt in den Kreis, nimmt der Braut Schleier und Kranz ab und setzt ihr die bänderreiche Haube auf, was von seiten der Braut mit neuen Tränenströmen begleitet wird. Der Kreis löst sich auf und nun ist die Braut richtige Frau.

Daselbe Zeremonial wird mit dem Bräutigam vorgenommen; die jungen Burschen und Marschälle umkreisen ihn singend und setzen ihm eine Schirmmütze auf, womit er in den Kreis der Ehemänner aufgenommen worden ist. Die Haube muß nun eingetauscht werden, aber das ganze junge Weibervolk ist verschwunden, sie haben sich in eine der Kleeten zurückgezogen, wo sie sich umkleiden, denn die ländliche Etikette verlangt, daß die Mädchen sich möglichst zu jedem neuen Tanz, aber doch mindestens sechsmal im Laufe des Abends umkleiden, da sieht man doch, was so 'n Mäd'el in der Hochzeitslade hat.

Man will eben den Haubentanz beginnen, da erscheinen Leelkungs und die Leelmahte. Der Leelkungs macht mit der jungen Frau eine Runde, während der junge Ehemann die Leelmahte zum Tanze führt. Nach dem Tanze nehmen die Herrschaften im Nebenraume Platz, wo sie einen Ehrentrunck erhalten und auch etwas zu sich nehmen, wobei sie sich mit den alten Wirten und Wirtinnen unterhalten.

Wenn die Herrschaft dem Tanze eine Weile zugeschaut und sich unterhalten hat, dann begibt sie sich wieder nach Hause, und nun ist es Zeit, die Tafeln zu rüsten und an das Abendessen zu gehen. Die Gäste zerstreuen sich auf dem Hofe, während der Raum rasch gefegt und die Diele des Staubes wegen besprengt wird, dann bauen sie die Tafeln und Speisen geschwind auf und man kann nun wieder ausgiebig schmausen und trinken. Man ist ebenso wie zu Mittag lange und viel; bald werden die Köpfe rot und die Stimmen laut. Hin und wieder stimmt man ein

Viedchen an und dann öffnet sich plötzlich die Thür und eine Schar alter Weiber erscheint, die fragen, ob sich hier nicht ein weißes Schäfchen eingefunden habe, es bestehe Verdacht, daß es von einem Wolfe geraubt worden sei.

Man verneint; sagt, daß man von einem weißen Schäfchen nichts wisse, aber die Weiber lassen nicht locker; sie erkennen den Wolf in der Person des jungen Ehemannes und der muß sich nun loskaufen, sonst droht man ihm das Schäfchen fortzunehmen. Einige große Gläser Schnaps und je ein Paar Handschuhe sind das Lösegeld. Der Schnaps feuert die Weiber zu neuen Taten an, — sie beginnen die Anwesenden zu besingen, d. h. deren Schwächen in Versen und Lied zu verspotten. Lautes Gelächter und wohl auch mancher ärgerliche Blick lohnt die Weiber, die sich nicht genieren und allerlei Intimitäten frei von der Leber weg besingen. Man hat Mühe sie endlich zum Schweigen zu bringen, was nur in der Weise geschehen kann, daß man sie in den Nebenraum bittet und ihnen dort aufsißt. Die Jugend kann nun wieder ungestört tanzen, während die Alten noch lange beieinander sitzen, schwätzen, trinken und rauchen; erst mit dem Morgengrauen verschwindet einer nach dem anderen und sucht sich in einer Kleecke oder auf einem Heuboden eine Ruhestatt. denn morgen findet das Frühstück statt und da muß man auch noch herhalten.

*

Im Mai nächsten Jahres besucht der Leelkungs in Begleitung des Försters den großen Wald; auf ihrem Ritte kommen sie auch zum Rodeland des Mikel Silin. Mitten im Walde finden sie auf einer kleinen Lichtung drei aus Kiefernzweigen geflochtene Hütten: in einer stehen drei gute Kühe, in der anderen zwei Pferde, in der dritten stillt eine junge Mutter ein Kindchen. Mikel Silin eilt herbei: er hat die Mütze gezogen und küßt dem Leelkungs die Hand.

— Nun, Mikel, wie geht es dir?

— Zwei Poststellen Hafer, eine halbe Poststelle Kartoffeln und ein Stückchen Gartenland sind geschafft worden; eben bin ich daran,

Land für den Winterroggen zu roden und wenn der Herbst kommt, wird das Wohnhaus gerichtet werden.

-- Recht so, Mikel, -- sagt der Leelkungs, -- recht so! Und du brauchst nicht drei Jahre zu warten, du wirst schon zum nächsten Georgi Buschwächter sein.

Leelkungs und Hörster reiten langsam weiter; sie sehen Mikel hinter dem Hakenpfluge zwischen den Stubben herumhüpfen: seine harten Fäuste halten den Hakenpflug wie mit eisernen Klammern. Dort, wo einst Fichten rauschten, grünt Hafer und gedeihen Kartoffeln, es unterliegt keinem Zweifel, der Mikel wird es schon schaffen.

Es stand unabänderlich fest, daß der Baron in der nächsten Woche nach Riga zum Landtage fahren mußte. Diese Fahrt bildete das Gesprächsthema nicht nur am Familientisch an den Abenden, sondern auch im Laufe des Tages bei den verschiedenen Funktionären des Hofes, und sogar in der Gemeinde. Der Hofschmied wurde in die Wagenremise zitiert, er mußte den großen vierspännigen Reifewagen im Beisein des Kutschers und des Dieners Andrews einer genauen Revision unterziehen. Der Schmied rüttelte an den Federn und Rädern, untersuchte Schrauben und Muttern, kroch in den Wagen und unter denselben. Man triebte ihn mit dem Hebebaum hoch, ließ die Räder um die Achsen schrummen, paßte die Deichsel und die Wagscheitel ein und schließlich konstatierte man, daß der Reifewagen in bester Ordnung war, wie das auch gar nicht anders sein konnte, denn er war doch nach der letzten Reise und Heimkehr einer peinlichen Untersuchung unterzogen worden, und der Schmied hatte sofort alle Schrauben, die sich etwa gelockert hatten, angezogen und sonst nach dem Rechten gesehen, wonach der Wagen mit einer Plane bedeckt und in seine angestammte Ecke geschoben worden war.

Nach der Revision standen Schmied, Kutscher und Andrews noch ein wenig beisammen und tauschten ihre Ansichten über die Wegverhältnisse aus; dann klapperte der Schmied auf seinen Holzpantoffeln zum Tore hinaus, und nun kam der Sattler an die Reihe, der die Polsterung des Wagens, die Taschen an den Türen und das Lederzeug untersuchte und die Bündel Wermut und Porzsch entfernte, die das Polster vor Motten zu schützen hatten. Schließlich machten sich die Stalljungen über den Wagen her und bearbeiteten ihn mit Rutenbündeln, Putzlappen und Lederfett so lange, bis das letzte Körnchen Staub aus dem Polster vertrieben war und Lackierung und Berdeck spiegelblank waren.

Der Kutscher schüttete von nun bis zur Abfahrt den Pferden die doppelte Haferration in den Trog, ließ den Beschlag prüfen und verstaute den Haferbedarf für den Aufenthalt in der Stadt in Säcken, während Heu und Klee zu Größden gedreht wurden. Drei Tage vor der Abreise des Barons ging eine zweispännige Fuhr mit Heu und Hafer und dem Gepäck des Barons nach Riga ab, während genau zwölf Stunden vor der Abfahrt vier Relaispferde mit dem ältesten Stalljungen zum Grifekrug an der Chaussee abgefertigt wurden, wo man nach alter Tradition die Pferde wechselte und dann die Fahrt ohne Aufenthalt fortsetzen konnte.

Alles das war bereits geschehen. Verwalter Drauding hatte sich bei seinem Schwiegervater, Wassermüller Normann, der kürzlich in Riga gewesen war, nach den Wegverhältnissen erkundigt und erstattete Bericht. Die Landstraße war natürlich, wie immer, in miserabilem Zustande. Wo sie durch Sand ging, da versanken die Räder bis an die Achsen, und an niedrigen Stellen standen, wie immer, gewaltige Pfützen, die ihren trüben Mantel über Löcher und Steine deckten, an denen so manches Gefährt gestrandet.

Verwalter Drauding meinte, man müsse einmal mit dem Marschkommissär, der die Landstraße zu beaufsichtigen hat, ein verheiratetes Wort reden, doch mußte er ebenso gut, wie der Baron, daß das verheiratete Wort herzlich wenig nützen würde. Der Marschkommissär würde erscheinen, seine rotbrämige Mütze in den Nacken schieben, im Gemeindehause die Leute anbrüllen, sehr viel essen und sehr viel Schnaps trinken, ein paar Schießpferde zuschanden jagen, einige ihm in die Quere kommende Bündeljuden so lange schütteln, bis ein paar Silberrubel heraushängen würden, und dann würde alles beim alten bleiben.

Wichtiger war es, daß der Wassermüller nichts von Ueberfällen gehört hatte. Es gibt nämlich an der Chaussee einige Stellen, an denen es nicht geheuer ist. Es finden dort sozusagen traditionell Ueberfälle statt, die mitunter mit einem Mord enden. Daher vermeiden es die Bauern, die mit schweren Fuhrn fahren, diese Stellen bei Nacht zu passieren, aber auch bei Tage schließen sie sich gern zu größeren Karawanen zusammen, denn sicher ist sicher, ist es doch vorgekommen, daß Einzelfahrer am helllichten Tage ausgeraubt und erschlagen worden sind.

Eine Fahrt nach Riga ist demnach nicht nur eine an sich komplizierte Angelegenheit, sondern auch eine ängstliche Sache, daher schließen sich die Bauern der einzelnen Gebiete gern zusammen und sie haben, wenn sie die gefährlichen Stellen passieren, stets einen ordentlichen Knüttel in Bereitschaft. Trotzdem überläuft sie immer ein Schauer, wenn sie am Wegrande ein Kreuz sehen, das Kunde von einem türkischen Ueberfall gibt; sie dampfen ihren Pferden tüchtig auf, um an solchen unheimlichen Orten schnell vorüberzukommen.

Nun ja, der Baron gehört nicht zu den Ängstlichen, zudem hat er in den Wagentaschen geladene Pistolen und für alle Fälle befindet sich im Wagen auch ein Stoddegen: man ist also gerüstet, und wenn man auch über Pistolen und Stoddegen lächelt, so ist es doch ein beruhigendes Gefühl, solche Dinge zur Hand zu haben.

Drauding hat also Bericht erstattet und die Anordnungen des Barons für die Zeit seiner Abwesenheit entgegengenommen. In der Briefftasche des Barons ruhen die Briefe, die aus der Nachbarschaft mit reitenden Boten zur freundlichen Besorgung eingetroffen sind; man schreibt, namentlich wichtige Briefe, nur dann, wenn man eine sichere Gelegenheit hat, und man erwartet die Antwort auf solche Briefe wiederum mit der nächsten sicheren Gelegenheit. Zu den Briefen gehören die zahlreichen mehr oder weniger umfangreichen Päckchen, die gleichfalls zur freundlichen Besorgung aus der Nachbarschaft eingetroffen und von Andrews in Paudeln aus Lindenrinde verstaubt worden sind. Die langen Listen der Besorgungen sind wiederholt eingehend besprochen worden; sie werden Popoff, Kamarin, Mengendorff, Schweinfurth, Ahnmet, Gramann usw. zur Effektuierung übergeben werden; auf diese Firmen kann man sich verlassen. Kommt es doch vor, daß man nöthigenfalls bei Mengendorff sogar eine Gouvernante bestellt; er trifft seine Wahl und man kann zufrieden sein. Die Leute in Riga wissen, was man braucht und wie die Qualität beschaffen sein muß, steht man doch seit vielleicht fünfzig und oft sogar mehr Jahren nicht nur in geschäftlichen, sondern auch in freundschaftlichen Beziehungen. Man kommt in der Musse, oder im Theater zusammen, macht eine Partie und trinkt ein Glas.

Am Vorabend der Abreise füllt Anders den perleangestickten Reisetabakbeutel und verpackt die kurze Stambulke; den für die Stadt erforderlichen Vorrat an Zigarren wird der Baron bei Menzendorff besorgen. Decken und Plaisirs befinden sich bereits im Wagen. Die Mamsell hat Order, zu fünf Uhr früh mit dem Kaffee bereit zu sein; es ist also alles in Ordnung und man geht früher zu Bett, denn eine Reise ist immer etwas anstrengend.

Schlag sechs Uhr morgens donnert der Reifewagen über das Steinpflaster der Anfahrt. Anders und die Mamsell verladen das kleine Gepäck und die umfangreiche Speisekammer im Wagen, der Koffer mit den Kleidern wird hinten aufgeschraubt und dann erscheint im schweren Reifemantel der Baron, geleitet von der ganzen Familie. Ein letzter Gruß, Anders schließt den Schlag und während an allen Fenstern Nasen platt gedrückt werden und hinter den Ecken neugierige Köpfe hervorlugen, rollt der Wagen in gemächlicher Gangart zum Tore hinaus und verschwindet bald in der Allee. Man hört ihn über die Brücke poltern, dann sieht man ihn die Anhöhe nehmen und nun verschwindet er im Walde.

Vorab fährt es sich noch gut über den glatten Weg: die Federn singen und die Räder rollen weich über den Kies. Die Pferde schnauben in die frische Morgenluft hinein, während die Hufe rhythmisch aufschlagen. *Quadrupedante putrem sonitu,* denkt lächelnd der Baron, der sich in das nach Wermut und Borisch duftende Polster zurückgelehnt hat und sich von den weichen C-Federn des Wagens wiegen läßt. Durch Wiesen und Felder führt der Weg. Ein Hüterjunge, der am Begrande seine Herde betreut, drückt sich beim Anblick des nahenden Wagens schleunigst in die Büsche, während sein Rötter noch lange wütend kläfft. Entgegenfahrende Bauern lenken ihre Gefährte respektvoll hart an den Grabenrand, ziehen die Mützen und starren dem Wagen lange nach: später werden sie zu Hause oder im Krüge erzählen, der Meischwaldensche sei vorübergejagt, wie der leibhaftige Gottscheibens.

Damit steht es aber nicht gar so arg, denn der Kutscher hat Vorschrift, nicht über einen erträglichen Trab hinauszugehen, und

er ist ein Meister in seinem Fache; er versteht es, eine einmal eingeschlagene Gangart gleichmäßig einzuhalten. So überwindet man die bösen sandigen Stellen, an denen Bauernfuhrer sich herumquälen, man rumpelt durch Pfützen und über eine verdächtige Brücke und dann rollt der Wagen wieder leicht dahin.

Wie alle Landbewohner, so hat auch Baron Walden eigentlich wenig Sinn dafür, was der Städter „die Poesie des Landlebens“ nennt. Wohl hört er die frische Stimme des Hütermädchens, aber gleichzeitig sieht er, daß ein paar Kühe des singenden Mädchens sich in einem Haferfelde auf verbotenen Wegen befinden. Die vielen roten und blauen Blumen in einem Roggenfelde machen ihm keine Freude, sondern er denkt, daß der betreffende Kerl schlecht gereinigte Saat verwendet hat, und als er sieht, daß ein Junge, der in der Frühsonne Furchen durch den dampfenden Acker zieht, sein Pferd unbarmherzig mit dem Peitschenstiel bearbeitet, läßt er halten, ruft den Burschen an den Wagen heran und donnert ihn an, daß dem Burschen Sehen und Hören vergeht.

Dann begegnet man Abramke Schwarz, dem Bündeljuden, der zweispännig fährt, denn er gehört zu den Reichen, handelt er doch nicht nur mit Manufakturwaren, sondern auch mit Fellen und Häuten, die er auf den Gütern aufkauft. Abramke soll auf den Hof fahren, da steht eine Partie Felle bereit.

— Wie stehen die Preise?

— Wie sollen sie stehen? gnädigster Herr Assessor, schlecht stehen sie die Preise!

Und wenn er mit dem Verwalter handeln soll, ist er ein geschlagener Mann, denn der Herr Verwalter ist gut für den gnädigsten Herrn Assessor, aber er ist ein kalter Mörder für den Abramke Schwarz, der schon gehandelt hat mit dem Herrn Rittmeister und dem Herrn Landrat. Er wird auf den Hof fahren und die Felle ansehen, er muß sie zunehmen, denn wer soll die Felle kaufen, wenn nicht der Abramke, und wenn er dabei sollte ganz und gar zustrande gehen.

Mit Peitscherknall und herrischem Zuruf scheucht der Kutscher eine unabsehbar lange Reihe Bauernfuhrer beiseite und wirbelt

in einer Staubwolke davon, während die fremden Bauern Vermutungen darüber anstellen, wer dieser Leelkungs wohl gewesen sein möge. Sie werden ihre Neugier im Chausseekrüge, den man in der Ferne sieht, befriedigen können, denn dort erwarten den Reisenden die Relaispferde und die Bauern werden dort einkehren, abfüttern und erfahren, wer der Leelkungs ist.

Auf der Chaussee herrscht regster Verkehr, wenngleich er nicht annähernd so stark ist, wie er damals war, als es noch keine Eisenbahn von Rußland an die deutsche Grenze gab und der ganze Verkehr sich auf dieser Chaussee abspielte. Aus jener Zeit stammen die ungeheuer großen Krüge, die man in Abständen von ungefähr zehn zu zehn Werst antrifft und die an besonders lebhaften Verkehrspunkten sogar Gruppen von drei und mehr Krügen bilden.

An der deutschen Tür des Kruges wird der Baron vom Krüger empfangen und in das deutsche Zimmer geleitet. Man muß nämlich wissen, daß ein libländischer Chausseekrug aus drei Theilen besteht: dem eigentlichen Krugsgebäude, welches das massige Mittelstück der ganzen langgestreckten Anlage bildet, und den beiden Stadollen, die sich rechts und links an das Mittelstück anschließen. Während der Krug Menschen Unterkunft bietet, finden die Pferde und Wagen in den Stadollen, ungeheueren Räumen, die mit Kausen und Trögen ausgestattet sind, aber keine Oberlage haben, Unterschlupf. Die Stadoll links vom Krüge ist die Bauernstadoll, während die rechte, die sich an das deutsche Ende des Kruges anschließt, als die deutsche Stadoll bezeichnet wird und denen vorbehalten ist, die zur Herrenschicht gehören und demnach Deutsche sind oder als solche gelten.

In der Mitte des Kruges liegt die Schankstube oder das Buffetzimmer, aus welchem Luken in die Bauernstube und nach der anderen Seite in das weit kleinere und auch sauberere deutsche Zimmer führen. An das allgemeine deutsche Zimmer schließen sich einige Kammern, die mit Betten ausgestattet sind und gelegentlich von Reisenden von Rang benutzt werden.

Der Krüger nimmt dem Baron, den er natürlich kennt, den Mantel ab: er berichtet, daß die Relaispferde gut versorgt seien

und fragt, ob der gnädige Herr Befehle habe, dann entfernt er sich eilends, um das bestellte Teewasser zu besorgen. Klirrend und klappernd tritt denn auch ein artiges Mädchen mit schüchternem Gruß in die Kammer und stellt ein Teebrett mit buntgeblühten Kannen und einem Glase auf den Tisch, worauf es knigend wieder verschwindet. Während der Baron den Tee aus seinem Necessaire nimmt und ihn in die Kanne schüttet, hat er Zeit, sich in der Kammer umzuschauen. Das wesentlichste Ausstattungsstück ist das gewaltige, hochgetürmte Bett mit einer Unzahl von Kissen und einer Decke mit bunter Borte. Neben einem blinden Spiegel über der alten, wackeligen Kommode prunken in goldenen Rahmen die Bildnisse Kaiser Alexander I. und des Generalgouverneurs Fürsten Suworow. Ueber dem Sofa hängt das Bildnis des Bischofs Walter neben dem Porträt des Generalsuperintendenten Fischer, das Fliegen und Tabaksrauch arg zugerichtet haben, da das Bild durch kein Glas vor derartigen Einflüssen geschützt ist. Seit dreißig Jahren weist das Sofa an einem Ende eine Vertiefung auf, und seit dreißig Jahren riecht es hier nach schalem Bier, kaltem Tabaksrauch und Fusel. Es ist das die charakteristische Atmosphäre eines livländischen Kruges, in der sonst nichts gedeihen kann, als der dicke Krüger, die noch dickere Krügerin und die Blumen auf den Fensterbrettern, die üppig wuchern und blühen.

Während der Baron seinen Tee trinkt, wird in der deutschen Stadoll umgespannt. Die Bauern umstehen in respektvoller Entfernung den Reisewagen und bewundern die Pferde. Der eine und andere wagt es, eine Frage an den Kutscher zu stellen, der sich herabläßt kurz zu antworten, denn er weiß, was er als herrschaftlicher Kutscher sich schuldig ist.

Der Stalljunge, der mit den Pferden nach Meschwalden zurückgehen wird, bleibt bei der Equipage und der Kutscher begibt sich in die deutsche Stube, wo er einen Zmbiß nimmt und sich einen großen Schnaps geben läßt, den der Krüger ihm mit einigen begrüßenden Worten durch die Luke reicht. Die Bauern sind unterdessen entweder in die Krugstube zurückgekehrt, wo sie ihre Zibken hervorholen und essen, oder schwatzen und rauchen: der eine und der andere streckt sich wohl auch auf der Kiepe, dem

breiten Sacke, in welchem der Heuvorrat steckt, ans, um ein Schläfchen zu halten, während ein Nachbar in der Stadoll auf die Fuhren Obacht hat. Das muß man unbedingt, denn an den Krügen treibt sich allerlei Volk herum, das alles mitgehen läßt, was locker liegt.

Der Kutscher schaut nach der Uhr: er verschürt seinen Speisebeutel, den die Mamsell reich ausgestattet hat, und verläßt die Stube. Er weiß, daß der Baron bald erscheinen wird, denn der Aufenthalt im Grifekrüge ist von altersher auf die Minute normiert. Kaum hat er den Boß bestiegen und die Zügel gefaßt, da erscheint auch der Herr, dem der Krüger vorauceilt, um den Schlag aufzureißen und dem Leelskungs in den Wagen zu helfen. Eine kleine Drehung des Handgelenks und der Biererzug rollt in flottem Tempo durch die Schar schnatternder Gänse, gackelnder Hühner und blödd dreinschauender Schafe, die vor dem Krüge reichliche Nahrung finden, davon.

Der Grifekrüger schaut ihm lange nach. Er ist nun schon seit dreißig Jahren Chausseekrüger und hat sich den Wind um die Nase blasen lassen. Mit dem Verkehr ist es, seit die Eisenbahn gebaut worden ist, nicht von weitem her, das, was da noch auf der Chaussee herumwimmelt, macht den Kohl nicht fett. Aber der Grifekrüger ist ein Mann, den man nicht in den Sack stecken kann, er pfeift auf den ganzen Krugsbetrieb, den er längst an den Nagel gehängt hätte, wenn er sich nicht auf Warenhandel eingestellt hätte. So geht es, Gott sei Dank, langsam, aber sicher vorwärts und man wird bald daran denken müssen, einen Gehilfen für die Krügerei anzunehmen, denn es hat wirklich keinen Sinn, sich wegen der paar Kopfen hinter der Lette mit den Bauernbad herumzuschlagen.

Früher, ja, da war es eine ganz andere Sache! Da zogen die Drosen aus Rußland nach Tauroggen, oder aus Deutschland nach Petersburg und Moskau. Da jagten die Feldjäger wie die Besessenen dahin und hohe Herren aller Art passierten die Chaussee. Kaiser und Könige hatte der Grifekrüger gesehen; freilich machten die niemals in seinen deutschen Zimmern halt, sondern sie hielten sich, während die Pferde umgespannt wurden, in den

Räumen der Poststationen auf, und wenn sie bei guter Laune waren, dann unterhielten sie sich mit den Posthaltern, die nicht wenig stolz darauf waren und nachher Wunderdinge erzählten.

Dafür schwitzten sie nur allzu oft Koriuthen, denn wenn die Kaiser und Könige gewöhnlich leutselig waren und nur selten die Geduld verloren, so waren die Feldjäger um so anspruchsvoller und die hohen Generale und anderen vornehmen Herren aus Petersburg schimpften immer über zu langsames Fahren, über unbequeme Wagen und weiß Gott worüber noch. Sie setzten ohne jede Rücksicht auf andere Menschen über die Chaussee, und wenn ihnen einmal ein Wagenzug in die Quere kam und sie auch nur einige Minuten aufgehalten wurden, dann schimpften sie nicht nur, sondern sie schlugen auch drein.

Aber auch ein Chausseeträger erlebt manches Interessante, denn in den Krügen lehren nicht wenige Menschen ein, mit denen man ein vernünftiges Wort reden kann. Am lustigsten ist es doch immer, wenn die Dorpater Studenten in den großen Postwagen, die mit Stroh angefüllt sind, daherjagen und lustige Pieder erschallen lassen. Freilich müssen auch die Studenten in den Poststationen umspannen lassen und sie essen und trinken dort, aber sie essen und trinken auch in den Krügen, denn sie haben immer Durst und Appetit und sind immer lustig und zu Streichen aufgelegt. Wenn die einmal in die deutsche Stube geraten sind, dann kommen sie nicht sobald heraus, und wenn sie herauskommen, dann müssen sie selbst weiter kutschten, denn der Postknecht ist dann gewöhnlich dudeldick betrunken und liegt wie ein Draffack im Wagen unter dem Boß.

Ja, es hat Zeiten gegeben auf der Petersburger Chaussee! Wenn die Kaiser und Könige, die Prinzessinnen und Großfürstinnen in vergoldeten Karossen oder gewaltigen Wosoks thronten, so wurden diese von den Pferden der Bauern gezogen. Für die Equipagen und den Troß, die Küche und die Dienerschaft wurden Hunderte Schieppferde zusammengetrieben, die oft tagelang bei den Poststationen und den Krügen herumlungern mußten, wofür natürlich keine Kopeke gezahlt wurde, auch dann nicht, wenn so und so viele Bauernpferde zuschanden gejagt wurden.

Arrestantenzüge sah man über die Chaussee ziehen und Militär. Die Arrestanten, die ihre schwere Ketten schleppen mußten, wurden in den Stappenhäusern an der Chaussee untergebracht, während das Militär im Freien kampierte. Die Offiziere lagen freilich in den Krügen, wie etwa die Garde, als sie in den Ungarischen Feldzug ging und viel Geld unter die Leute brachte. Damals hatte ein hoher General im Griskefruge Quartier genommen; er hatte an dem Bruder des Griskefrügers Gefallen gefunden und gemeint, er werde einen guten Husaren abgeben. Das war dem Bruder so in die Glieder gefahren, daß er in die Bauernstadoll gegangen war und sich zwei Finger der rechten Hand mit dem Beil abgehauen hatte, denn er wollte lieber Krüppel sein, als unter die Russen gehen. Was man von des Kaisers Dienst hat, kann doch jeder vernünftige Mensch am Sonntage sehen, wenn die alten Soldaten, die Nikolajewskije, mit ihren Kreuzen und Medaillen vor der Kirchentür betteln.

Seitdem die Eisenbahn erbaut worden ist, sind die großen Herren von der Chaussee verschwunden. Verschwunden sind auch die Dofsen und die Troiken, die von Kiew und Gott weiß wo herkamen; aber die Bauern und die Studenten sind geblieben. Der Glanz der Posthalter ist verblichen, während ein Chaussee-früger sich dank dem Warenhandel doch noch immer durchschlagen kann, namentlich wenn der Krug, wie der Griske, an der Einmündung zweier Landstraßen in die Chaussee liegt und sozusagen einen Knotenpunkt bildet. Im Griskefrug geht es immer lebhaft her; die Stadolle sind Tag und Nacht voll von Fuhrern; und oft stehen sie noch draußen an den Lehnen vor den Fenstern, und wenn auch die Rigaschen Warenhändler nun schon bis hierher hinausfahren, um die Bauern abzufangen, so bleibt doch auch für den Krüger noch genug nach.

Früher war das anders gewesen, da hatte der Griskefrüger nicht handeln dürfen, denn der Handel war Privileg der Rigaschen Herren, der Kontore, die eifersüchtig darüber wachten, daß die durch die Rigische Wettordnung gewährleistete Sicherung der bürgerlichen Nahrung nicht verletzt wurde. Die Sicherung der bürgerlichen Nahrung bestand, soweit die Wettordnung sich auf

den Warenhandel bezog, darin, daß ein Bauer, der seine Waren, wie Flachß, Hanf, Getreide usw., einmal bei einem Rigaschen Kaufmann abgesetzt und bei diesem Waren entnommen hatte, diesem Kaufmann sozusagen so lange gehörte, als er in den Büchern dieses Kaufmannes, wenn auch nur mit einem Fending, als Debitor verzeichnet war. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß dafür gesorgt wurde, daß der Bauer beim Kaufmann stets mit irgendeinem Pöfchen im Debet zu Buche stand, und diese Art von Leibeigenschaft sich gern gefallen ließ, denn wenn er im Herbst mit seinem Getreide oder Flachß nach Riga kam, dann brauchte er sich nicht den Kopf über den Verkauf seiner Ware zu zerbrechen und sich nach den bestehenden Preisen zu erkundigen, sondern er wurde bereits auf der Chaussee von einem der „Jungen Männer“ seines Kontors abgefangen, der den Namen des Kontors auf das Krummholz des Gefährts schrieb, oder ihn wohl auch auf den Rücken des Bauern malte, worauf er dann seinen Einzug in Riga halten und für nichts weiter zu sorgen hatte. Das Kontor hatte in der Vorstadt seine Einfahrt, wo der Bauer seine Fuhre einstellen und selbst nicht nur Unterkunft, sondern auch Verpflegung fand. Die Jungen Männer des Kontors wogen seine Waren ohne sein Zutun aus und berechneten den zu zahlenden Preis, wobei es sich zumeist ereignete, daß das Gewicht oder das Maß nicht ganz stimmte, es war in Riga immer kleiner, als es zu Hause gewesen war, aber das mußten die Herren schließlich besser wissen: man nahm sein Geld in Empfang, kaufte in der Bude des Kontors ein, was man brauchte, und ließ sich das Leben in der Einfahrt gefallen, denn dort gab es nicht nur gutes Essen und Stofbier, sondern die Kontore spendierten nach glücklichem Geschäftsabluß auch einen ordentlichen Schnaps oder gar einen großen Löffel voll Liqueur, der den Atem verschlug, jedoch die Augen klar machte und das Herz stärkte.

Aud es geschah wohl auch, daß am Abend der Kontorherr mit Frau und Töchtern in der Einfahrt erschien, und daß es dann nicht nur ein Extratraktament gab, sondern auch aufgespielt wurde und das junge Volk, die Bauern in Pasteln und die Fräulein in Saffianschuhen, sich im Tanze drehten, während die

Alten bei Grog, Schwachbier und einer schwarzen starken Zigarre saßen und sich über die Unbill der Zeiten unterhielten.

So kamen beide Teile auf ihre Rechnung: das Kontor wußte, mit welchen Zufuhren es zu rechnen hatte, und der Bauer brauchte nicht um den Verkauf seiner Ware zu bangen, oder in der Stadt herumzuzufuchen, wo er seinen Bedarf am besten decken konnte. Man lebte eben auf Treu und Glauben, und wenn der Bauer mitunter den Kopf schabte und meinte, am Gewicht fehlte wohl ein Liespfund oder so herum, dann erklärte der betreffende Junge Mann mit erstaunlicher Suade, daß das englische Liespfund größer sei, als das livländische und daß während des Transports im Schiffe ein Schwund entstehe, den doch nicht das Kontor tragen könne, sondern daß diesen der Bauer, dem doch die Ware gehöre, auf seine Klappe nehmen müsse. Damit mußte man sich zufrieden geben, denn schließlich war es doch Gottes Gabe, die man verkaufte, und das Kontor hatte nicht nur Mann und Pferd gut gefüttert, sondern es hatte auch Zigarren und Liquor gegeben, und der Kontorherr selbst hatte ihm zum Abschiede ein buntes Tuch für die Frau zugesteckt, und das war schließlich mehr wert, als ein Liespfund Flachs, oder ein Küllmit Leinfaat oder Roggen.

Wenn somit die Kontore ihren festen Bestand an Bauern hatten, so ereignete es sich doch, daß der eine oder andere Bauer von einem Kontor aus dem einen oder anderen Grunde freikam, oder überhaupt noch nicht verpflichtet war und eine Art von Freiwill darstellte. Da es aber jedem Kontor darauf ankam, eine möglichst große Anzahl von Bauern an sich zu fesseln, so wurde auf dieses Freiwill Jagd gemacht, zu welchem Behufe man sich der Zungen Männer bediente, die trotz aller im Laufe der Jahrhunderte unzählige Male erlassenen und immer wieder übertretenen Verbote auf die Landstraßen hinausfuhren und dort Bauernfang betrieben, d. h. Freibauern für ihr Kontor verpflichteten, indem sie ihnen ihre Ware abkauften und sie in ihre Einfahrt dirigierten.

Hierzu gehörte nicht nur überzeugende Mundfertigkeit, sondern auch Muskelkraft, denn nur zu oft entspannen sich um einen solchen Bauern, der nullius in res war, Streitigkeiten, die mitunter

in solenne Keilereien ausarteten, aus denen der Stärkste als Sieger hervorging und triumphierend dem Bauern seine Firma auf das Krummholz oder den Rücken malen konnte, wonach dieser vor weiteren Nachstellungen gefeit war, denn wenn er nun von einem anderen Jungen Mann gekapert worden wäre, dann wäre er dem Wohltheden Wettgericht verfallen, das in diesen Dingen keinen Spaß verstand. Zu dieser wehrhaften Schar gehörte als ragendste Gestalt der legendäre Johansson aus Demsal, das „Mas auf Hauen“, der weder Schiller noch Goethe kannte, aber in allen Schlichen und Kniffen des Bauernfanges erfahren war und in verwickelsten Fällen immer dank seiner ungewöhnlichen Körperkraft Macht vor Recht gehen ließ.

Das alles hat sich nun geändert; wie so manches andere ist auch die Wettordnung von der neuen Zeit hinweggesetzt worden, und zwar hat kein anderer, als ein Rigascher Bruder, Bürger und Gardist die feste Stütze der bürgerlichen Nahrung zertrümmert, indem er mit gebliffentlicher Umgehung aller Geseze und Ordnungen so lange nicht nur Bauernfang getrieben, sondern auch verpflichtete Bauern von ihren Kontoren abspenstig gemacht und sich angeeignet hatte, bis das Wettgericht diesem Unflug ein Ende machte und den Frevler zu schwerer Strafe verdonnerte, doch dieser gab sich nicht zufrieden, sondern er setzte seinem ironisierenden Wesen die Krone auf, indem er gegen das Urtheil des Wettgerichts und der höheren Rigaschen Instanzen beim Senat in Petersburg Berufung einlegte, wonach denn die ganze Wettordnung als ein veraltetes und dem Zeitgeiste nicht mehr entsprechendes Institut aufgehoben und der Bauernhandel damit freigegeben wurde.

Noch sieht man die Warenhändler vor den Chausseefrügen ihr lautes und aufdringliches Wesen treiben, noch gibt es in Riga Kontore und Einfahrten, doch ist es nicht mehr das, was früher war. Der Bauer kann sich nun nicht mehr auf das Gebot des „Jungherrn“ verlassen, sondern er muß zuschauen, daß er von diesen großmäuligen Männern, die an feinen Flachsbündeln herumzerren und ihre Düsen in feine Kornsäcke bohren, nicht überverteilt wird. Es gibt nicht mehr fette Kohlsuppe, Schwachbier und Schnaps in den Einfahrten, sondern man muß bar bezahlen, was man verzehrt, freilich ist das wenig, denn man nimmt nun

nicht nur Heu und Hafer, sondern auch Wegzehrung mit und bezahlt nur das Einstellgeld.

Der Griekrüger ist mit der neuen Ordnung der Dinge sehr zufrieden, denn nun hat er Gelegenheit, seine kaufmännische Begabung zur Geltung zu bringen. Er kauft Flachß, Leinfaat, Getreide und andere Produkte von den Bauern auf und verkauft sie an eine große Rigasche Firma, mit der er in Verbindung steht. Die Warenhändler, die mit klingenden Schellen über die Chaussee fahren und mit den Bauern handeln, imponieren ihm nur insofern, als sie nicht knausern und die Rubel rollen lassen. Das tut nun der Griekrüger nicht, sondern er hält die Betaken zusammen; er hat sich vorgenommen, daß sein heranwachsender Sohn einst in Riga sein eigenes Kontor haben und dort das zur Blüte bringen soll, wozu er den Grund legt. Der Junge wird es machen, er hat den Grips dazu. Deutsch redet er wie ein Grütkessel und alles, was zum Geschäft nötig ist, hat er wenigstens in den Grundzügen abgequakt. Wie geschickt versteht er es, ein Klümpchen Wachs am Bessemer zu befestigen und auf diese Weise bei jedem Bund Flachß ein gutes Pfund zu vorteilen. In den Sorten kennt er sich auch aus, keiner kann ihm einen Bund Hofsdreiband etwa für Extrapuit anschnieren, das gibt es bei Griekrügers Ernst nicht, der kennt sich in diesen Dingen aus und er wird noch tüchtiger werden, wenn er erst die Lehrzeit im Rigaschen Kontor hinter sich haben wird. Die alten Rigaschen Kontore gehen langsam, aber sicher zugrunde, an ihre Stelle treten neue, warum soll Griekrüger auf seine alten Tage nicht auch Kontorherr werden? Warum soll Griekrügers Sohn nicht auch einmal mit vier Hengsten fahren, wie der Meshwaldensche Seelskungs?

Der Meshwaldensche hat es freilich nicht nötig wegen Verkaufes der Produkte seines Gutes sich an die Leute zu wenden, welche die Chaussee bevölkern, denn er hat Verbindungen zu Firmen, die zum Teil bereits aus den Zeiten seines Großvaters, des Landrats, stammen. Während seiner Anwesenheit in Riga wird er wegen Verkaufes einer größeren Partie Roggen verhandeln, die Proben hat er mit, doch zunächst muß er sich für die Dauer des Landtages im Hotel Petersburg installieren, was

freilich keine weiteren Umstände macht, denn die beiden Zimmer, die er einzunehmen pflegt, sind gut gelüftet und durchwärmt worden. Die Leute im Hotel wissen, was der Herr Baron braucht; das Stubenmädchen Malchen lächelt freundlich unter der blütenweißen Haube hervor und Diener Georg teilt mit vertraulichem Respekt mit, daß man über einen ganz ausgezeichneten Pontac und einen tadellosen Madeira Extra Dry verfüge. Zu Abend werde es Bratlach's mit Gurkensalat, Rehkeule und Kuchen von Caviezel geben. Der Strandhöfliche Baron, der Feldbergsche Herr und der Affernsche Graf seien auch schon da und die und die Herren hätten Zimmer bestellt und müßten bald eintreffen. Malchen habe den Speisepaudel in die Handkammer gegeben und der Koch werde die mitgenommenen Vorräte zum Frühstück servieren. Der Kutscher des Herrn Barons sei dagewesen und habe gemeldet, daß er mit den Pferden im „Goldenen Anker“ untera gekommen sei, und das Gepäck des Herrn Barons werde sofort aus dem „Goldenen Anker“ gebracht werden.

Nachdem Diener Georg seinen Bericht beendet, wedelt er mit der Serviette und verschwindet. Es klopft; Herr Konzewirsch, der Besitzer des Hotels, tritt ein und begrüßt den Baron.

— Wie geht es, wenn die Frage gestattet ist, der gnädigsten Frau Baronin und der werten Familie? Ist der Herr Baron mit der Ernte zufrieden? Das Geschäft?

— Danke für gütige Nachfrage, man kann nicht klagen.

— Hat der Herr Baron Interesse für einen ungewöhnlich milden und ungewöhnlich preiswerten Wagstaff, einen Knaster wie Gold? Gut, zu dienen, er wird sich erlauben, für den Herrn Baron ein Pfund vorzumerken. Und falls etwas nötig, das Haus steht zur Verfügung des Herrn Barons. Gehorsamste Empfehlung und angenehmen Aufenthalt während der Landtagszeit. Herr Baron!

Der Baron schaut auf den Schloßplatz hinaus. Man hört aus der katholischen Kirche die Klänge der Orgel und von der Straße dringt das Klirren der Ketten der Arrestanten, die von irgendeiner Arbeit in das Gefängnis, in die Zitadelle gebracht

werden. Vor der Hauptwache am Schloßplaz schreitet die Schildwache auf und ab, und wenn sie beim Nahen eines Generals an die Glocke schlägt, dann tritt die Wache ins Gewehr und donnert ihr: „Sdrawja shelajem waschestwo!“

Draußen zündet man die Petroleumlaternen an, es wird dämmerig; nun ist auch schon Malchen da und zündet die beiden Lichte in den hohen Messingleuchtern an. Das Abendessen? Ja, natürlich und dann schlafen und morgen früh soll Georg heim Ankleiden behülflich sein.

Georg erscheint und entnimmt einem der Koffer den Frack und die dazu gehörige helle Hose mit den dunklen Lampajen. Den schmalkrempigen Zylinder stellt er auf den Spiegeltisch und dann eilt er hinaus, um Frack und Hose zu bürsten, denn morgen früh wird der Landtag eröffnet und Georg hat eine ganze Menge von Herren zu betreuen. Zum Abendessen ist es noch zu früh; Baron Walden beschließt, einen kleinen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Niga dehnt sich, es hat die alten Festungsmauern gesprengt; an der Stelle der Wälle werden nun Anpflanzungen angelegt; dort, wo einst die Pfannkuchenbastion stand, wird das Fundament zum Theater gelegt. Es herrscht mächtiges Leben: trotz der späten Stunde rollen noch die Wagen mit den Abbruchsteinen von den Festungswerken, die nun zum Bau des Dünakais verwendet werden. Während Baron Walden langsam und sinnend durch die Straßen streift, begegnet er dem Uffernschen. Der fragt ihn, ob er nicht Lust habe, heute abend ins Theater zu kommen, es werde ein ganz neues vielversprechendes Stück gegeben: „Le Demimonde“ von Alexandre Dumas. Der Uffernsche ist ein Genießer, er nimmt alles mit, was Niga zu bieten imstande ist. Der Titel des Stückes ist vielversprechend, also gehen wir?

Doch der Meschwaldensche winkt ab, er ist müde und hungrig. Man trennt sich und Walden sucht das Hotel auf. In der Schloßstraße glimmen nur ein paar Oellaternen, doch heißt es, daß bald Gasbeleuchtung eingeführt werden würde, man baut schon am Kanal die nötigen Gebäude.

Das Vestibül des Hotels ist hell erleuchtet, der Portier zieht die Treppenmütze und hilft dem Baron aus dem Mantel.

Ein Junge reißt die Thür zum Speisesaal auf. Die lange Tafel schimmert im Glanze des Silbers und Kristalls; auf der Theke glitzern vielfarbige Flaschen, reihen sich allerlei appetitliche kleine Schüsselchen, duften Orangen, Äpfel und Birnen. An einem Ende der Tafel sitzt ein überlanger Herr mit scharfgeschnittenem Gesicht, blinkenden grauen Augen und kurzgeschnittenem graumelierten Haar. Unter der mächtigen Hakennase sträubt sich der buschige, martialisch aufgezwirbelte Schnauzbart. Hinter dem Stuhl des Herrn steht Kellner Sascha, neben ihm der Koch in weißer Schürze und Mütze. Es findet offenbar eine ernste Mennberatung statt.

Dieser Herr ist Baron Löwen: als er den Meschwaldenschen erblickt, springt er erfreut auf, eilt ihm entgegen und begrüßt ihn mit lauter schnarrender Stimme.

Ich störe bei wichtiger Beratung, -- lächelt Baron Walden.
Keineswegs, -- schwart Löwen, -- nimm Platz, ich bin gleich fertig.

Also, Jakob, -- wendet er sich an den Koch, -- den Rehbraten richtig spicken, er darf nicht zu sehr nach Rauch schmecken, aber auch nicht ohne Rauch sein. Zum Laimchen Sauce *à la* Walden, die Haselhühner vor dem Braten in Speckstreifen wickeln und in jedes je zwei Oliven stecken. Das Uebrige steht in Gottes Hand, und du, Sascha, sorgst dafür, daß der Rotzpon die richtige Temperatur hat und der Champagner nicht wieder in hohen Gläsern, sondern in flachen Schalen gereicht wird.

Mit respektvoller Verbeugung ziehen sich Kellner Sascha und Koch Jakob von der Bildfläche zurück.

— Wer nie sein Brot mit Tränen aß, -- deklamiert Löwen in tragischem Tonfall. — Man hat seine Plage, lieber Walden, -- man will doch wie ein Kulturmensch essen, man ist doch kein Feuerländer, man hat doch Aspirationen.

Walden bestellt sein Abendessen, doch geschieht das in weniger komplizierter Weise, als bei Löwen, dann nehmen die Herren einen Schnaps und essen dazu Lachs.

Allmählich füllt sich der Speisesaal. Es kommen die zum Landtag eingefahrenen Landsknechte, erscheinen einige ältere Rigascher

Kaufherren, die in einer Ecke ihren Rotwein trinken. während eine Gruppe jüngerer Handlungsbeflissener eine Flasche Genever vertilgen. Es wird immer lauter im Speisesaal, denn immer mehr Herren finden sich ein.

Löwen ist in glänzender Laune, denn er hat dieser Tage wieder einen Geniestreich vollbracht, an dem Riga nun für einige Wochen zehren kann. Er hat sämtliche lustigen Pensionärinnen eines Etablissements, dessen Name jeder in Riga, natürlich nur vom Hörensagen, kennt, zu einer Korfsofahrt durch die Stadt aufgefordert und diese Fahrt mit einem Gänsemarsch durch den Böhrmannschen Park abgeschlossen.

Löwen hat dieserhalb eine Auseinandersetzung mit dem Polizeimeister gehabt und dieser hat dem Generalgouverneur Fürsten Sumorow Meldung gemacht, doch hat der Fürst nur gelacht und gemeint, man solle den Löwen ungeschoren lassen, es sei doch gar nicht so übel, daß er die Mädels einmal an die frische Luft geführt habe.

Löwen kennt alle Welt. Während er sein kompliziertes Menu absolviert, am Rheinwein schnuppert, den Rotspion andächtig über die Zunge gleiten läßt und abwechselnd einen Zug aus der Havanna und einen kleinen Schluck Champagner nimmt, nickt er den Eintretenden nach rechts und links zu. Sascha hat vor sein Gedeck einen Strauß dunkelroter Rosen gestellt, mit denen Löwen liebäugelt; Herr Konzewitsch nimmt mit geneigtem Haupte die günstige Kritik über das Menu hin und dann verkündet Löwen mit Stentorstimme, daß er nun bereit sei zu süppen.

Man rückt zusammen. Flaschenbatterien rücken an. Löwen ist der Mittelpunkt der Gesellschaft, er ist unererschöpflich in Witzen und Pratchen; je mehr er trinkt, um so bewegener werden seine Erzählungen, um so heller blitzen seine grauen Augen unter den buschigen Brauen. Die älteren Herren ziehen sich allmählich auf ihre Zimmer zurück, auch Waldeu, dem der Affernsche mitteilt, er habe gut daran getan, nicht in das Theater zu kommen, denn „Le Demimonde“ sei doch reichlich starker Tobak, wengleich er sich nicht mit der „Rigaschen Zeitung“ einverstanden erklären könne, daß solche Stücke für die Moral geradezu

gefährlich seien. Im übrigen sei Frau von Witte als Cameliendame wirklich charmant gewesen. Trotzdem sehe er mit Spannung dem Auftreten der sehr vielversprechenden Soubrette Fräulein Weistinger entgegen.

Lachend steigen die Herren die Treppe zu ihren Zimmern hinauf.

Im Speisesaal wird die Stimmung immer animierter. Löwen sitzt rittlings auf seinem Stuhl und qualmt eine Zigarre nach der andern; er trinkt den schweren Rotwein aus einem Kristallglase und ißt dazu kleine papierdünne Schnitten Emmentaler. Schnarrend erzählt er eine Jagdgeschichte, in der sich nach gutem Brauch Wahrheit und Dichtung mischen. Seine Hand, an der kostbare Ringe funkeln, fuchtelst durch die Luft; auf seiner broschirten Weste klirren die Berloques an der schweren Kette. Seine langen Beine stecken in eleganten grauen Hosen, die Füße in spitzgeschnäbelten Lackstiefeln. Löwen ist der Prototyp eines Dandy seiner Zeit, und doch weiß jeder hier im Saale, daß er absolut gar nichts besitzt, sondern daß er das ist, was man bei unszulande einen Krippenreiter nennt.

Vor Jahr und Tag, das ist schon lange her, hatte er nach in Deutschland wildverbrachter Studienzeit und ausgedehnten Reisen von seinem Vater ein großes Gut und ein nicht unbeträchtliches Barcapital geerbt. Da hatte Löwen offenes Haus gehalten, hatte Hunderte seiner Freunde aus aller Herren Länder bei sich zu Gast gehabt, hatte die teuersten und besten Hunde und Pferde besessen, und dann war er eines Tages verschwunden. Der eine oder der andere war ihm in Paris, London, an der Riviera und in Petersburg begegnet. Ueberall verkehrte er in den Kreisen der großen und der Lebewelt. Man sah ihn auf den Rennplätzen und in den Klubs, in denen hoch gespielt wird: man hörte von märchenhaften Liebesaffären und von einer Reihe von Duellen. Dann tauchte er nach Jahren plötzlich wieder in Riga auf, das er auf den Kopf stellte und bald den Gerechten im Lande ein Greuel wurde. Er fuhr mit dem Pistolenkasten im Lande umher und verübte die tollsten Streiche. Den Hals brach er sich aber, als er einem Militärtopographen, der auf seinem Gute Vermessungen anstellte, befahl, sich sofort aus dem Kaiserfeld

zu scheren, widrigenfalls er ihn über den Haufen schießen werde. Der Topograph antwortete, er möge das nur versuchen, da knallte es schon und der Topograph hatte eine Ladung Hühnerjährot in den Beinen.

Diese Geschichte ließ sich nicht, wie viele andere, vertuschen, sonderu sie nahm eine sehr fatale Wendung. Löwen kam nur dank seinen vorzüglichen Verbindungen in Petersburg um eine schimpfliche Strafe herum und mußte dem Betroffenen ein so hohes Schmerzensgeld zahlen, daß er sein Gut verkaufen mußte, um das Geld aufbringen zu können. Den Rest des Kaufschillings vertat er in ganz kurzer Zeit, und nun lebt er von Geldern, die er aus irgendwelchen verwandtschaftlichen Quellen in bestimmten Zeiträumen erhält, die jedoch nur ganz kurze Zeit vorhalten, denn Löwen ist nicht imstande und auch nicht gesonnen, von seinen sehr kostspieligen Gewohnheiten zu lassen. Wenn er Geld hat, begibt er sich nach Riga, kleidet sich neu ein, speißt und trinkt mit allem Raffinement und verschwindet dann wieder auf irgendeinem Landgute, wo er gerade zu Gast ist. Diese Aufenthalte in Riga sind mitunter sehr kurz bemessen, mitunter dauern sie auch recht lange; das geschieht dann, wenn Löwen mit Glück gejeut hat, was nicht gerade selten eintritt. Dann hat der Kellner Sascha, der die Liebhabereien und Gewohnheiten Löwens so gut kennt, wie kein anderer, gute Tage, denn wenn die Kasse Löwens auch noch so karg bemessen ist, seine Trinkgelder sind stets fürstlich bemessen. Jede dieser Rigafahrten wird durch irgendeinen, manchmal nicht gerade harmlosen Streich bezeichnet, doch weiß nicht nur die Metropole von Löwens Geniestreichen zu erzählen, sondern er betätigt sich mitunter auch in den kleineren Zentren des Landes, wohin ihn gerade das Schicksal verschlägt.

Wer kennt nicht die Geschichte, wie Löwen einst zu Neujohanni in Mitau im Meurerschen Theater das ganze Parkett abkaufte und mit jüdischen Brachern besetzte, oder wie er in Demsal auf offenem Markte tafelte, während fünf Leiermänner die Tischmusik dazu machten und alle Marktweiber mit Schnaps so lange traktiert wurden, bis sie allesamt abgefallen waren. Und wer kennt nicht die Geschichte, da Löwen während eines Spazierganges am frühen Morgen einem Leichenkarren begegnete, auf

dem ein ungestrichener Sarg rumpelte und dem kein Sterbensmensch folgte. Löwen winkte dem Kutscher, stellte sich hinter den Sarg und forderte nun jeden dem Zuge Begegnenden auf zu folgen. Wer das nicht tun mochte, tat es doch, denn wer Löwen kannte, wußte, daß Widerspruch schlimme Folgen haben konnte, wer ihn nicht kannte, konnte in dem schnarrenden Ton des vornehmen Herrn ein leises Grollen hören, das nichts Gutes verhieß. So wurde der Sarg irgendeines gottverlassenen Bagabunden mit Gepränge zum Kirchhof geleitet und Löwen hielt am offenen Grabe eine bewegliche Ansprache über die Vergänglichkeit alles Irdischen, wonach es in der nächsten Kneipe ein gewaltiges Traktament gab, an dem sich auch der Leichenkutscher beteiligen durfte.

Löwen hat seine Jagdgeschichte beendet und erntet für seine meisterhafte Erzählung homerisches Gelächter.

— Halt, — schnarrt er in den Lärm hinein, — ich vergaß zu berichten, daß ich am anderen Morgen raketfahl gerade in meinem Tub stand und mich kalt abrieb, als mein Gastfreund mit einer Schnapsflasche und dem Gruße: Morgenstunde hat Schnaps im Munde, eintrat und starr an der Tür stehen blieb.

— Was treibst du da, — fragte er, nachdem er sich von seinem Staunen erholt hatte.

— Ich reibe mich kalt ab, wasche mich.

— Am ganzen Körper?

— Ja, am ganzen Körper.

— Täglich?

— Ja, täglich.

— Pfui, du Schwein, dann bist du ja krank!

Neues Lachen donnert durch den Saal. Sascha muß neue Flaschen bringen: alles deutet darauf hin, daß es eine schwere Dauerjüngung werden wird.

Wenn Löwen dabei ist, werden die Sitzungen immer schwer, das ist allgemein bekannt, wer daher seine unsterbliche Seele retten will, macht sich aus dem Staube, doch bleibt noch immer eine stattliche Krone nach, die im Banne dieses faszinierenden Raufboldes, Trinkers, Spielers, Genüßlings und bestrickenden Gesellschafters steht. Löwen ist nicht nur ein beliebter Zech-

und Spielkumpen, er ist nicht nur ein vortrefflicher Unparteiischer und guter Sekundant, sondern auch ein Günstling alter und junger Damen; er tanzt vollendet und seine kleinen Gelegenheitsgedichte sind ebenso berühmt, wie sein Klavierspiel.

Wenn er auf einem der Gutshöfe zu längerem Aufenthalt auftaucht, dann begegnen ihm nur frohe Gesichter, und wenn er auf einem Gute seine Zelte abbricht, um sie irgendwo anders aufzuschlagen, dann sieht man ihn nur ugeru ziehen. Sein Reisemantel ist im Lande ebenso bekannt, wie sein in hundert Wagen gerüttelter und geschüttelter Pistolenkasten, oder sein großer Koffer aus Elefantenleder, den er einst in seinen Glanztagen in London gekauft. — So karrt Löwen durch das baltische Land, allen zur Freude, sich selber zum Leide.

*

Ein Landscher kann auch in der Stadt nicht lange schlafen, man kann sich in seinen Gewohnheiten nicht von heute auf morgen umkrempeln. Baron Walden ist schon mit dem Frühesten aus den Federn und sitzt, mit Berechnungen beschäftigt, am Tische. Malchen hat den Tee gebracht und Jakob hat den Frack an den Kleiderriegel gehängt. Gleich nach der Landtagseröffnung hat der Baron eine Konferenz mit einigen Nigaschen Kaufherren, die die Anlage einer großen Tuchfabrik planen, an der sich auch Walden beteiligen will.

Er hat erkannt, daß in Livland eine neue Zeit anbricht, daß Niga im Begriffe ist, sich aus einer Handelsstadt in ein Industriezentrum zu verwandeln und daß der Uebergang der Bauernschaft von der Geldpacht zum Besitz der Pachtstellen viel Geld in die Hände der Guttsbesitzer bringt, das nutzbringend angelegt werden muß. Sein freies Geld will er zum Teil in dem Ankauf zweier Güter für seine Eöhne, zum Teil aber in industriellen Unternehmungen anlegen. Die Vorverhandlungen mit den Nigaschen Kaufherren sind bereits abgeschlossen worden, in diesen Tagen muß die Sache nun perfekt werden.

Der Baron legt die Papiere zusammen und kleidet sich rasch an: er will einen Gang durch die Stadt machen, die wie eine Schlange ihre alte Haut gesprengt hat und sich nun mächtig zu dehnen beginnt.

Walden macht ganz besonders sorgfältige Toilette. Zum Grad hat er ein hellgraues Beinkleid angelegt, aus dessen Tasche am oberen Rande rechts eine kurze Uhrkette mit einem Bündel Verloques unter der Weste herabhängt. Um die Watermörder schlingt er in kunstvollem Knoten einen hellen Foulard und auf den à la Capule frisierten Kopf drückt er den hohen, schmalkrempigen Zylinder; die spitzen Stiefel sind spiegelblank gewischt.

Im Vestibül reicht ihm der Schweizer den weiten und langen Mantel, den der Baron kurz vor seiner Hochzeit in Berlin hatte bauen lassen. Das stattliche Stück zieren zwei übereinanderfallende Kragen.

An der Ausgangstür bücklingt Herr Konzewitsch und verfehlt nicht, sich in passender Weise über das Wetter zu äußern.

Ja, Riga reckt sich. Gefallen sind die Wälle, die die Stadt zur Petersburger Vorstadt abgrenzten. Die Straßen der inneren Stadt sind bis zu den Brücken, die über den Kanal führen, verlängert worden, und an der Stelle der früheren Wälle werden nun Boulevards angelegt; der Baron liest die Benennungen: Thronfolgerboulevard, Wasteboulevard und Theaterboulevard.

Der Bau des Theaters schreitet rüstig vorwärts. Am Kanal, in der Nähe der Wastei, stehen schon die Gebäude der Gasanstalt fix und fertig. An die alte Zeit erinnert nur noch der Platz zwischen Weber- und Karlstraße vom Theaterboulevard bis zum Kanal, da steht die Flachswage, um die sich Hunderte Fuhrer drängen. An blankgeschuerten Tischen stehen die Wacker, die mit einem Dolch in die Bündel hineinfahren, denn es kommt vor, daß ein schlauer Bauer einen tüchtigen Stein hineinbündelt: rasch, mit drei geschickten Griffen schieben sie die Bündel weiter, indem sie den Jungen die Marke zurufen.

Hinter der Flachswage sieht man den neuen Bahnhof der Riga-Dünaburger Eisenbahn, die Riga mit seinem Hinterlande, dem ungeheueren russischen Reiche, verbindet und das Leben der alten Stadt in kurzer Zeit von Grund aus ummodelln muß. Walden hat gestern abend im Hotel in das Betriebsreglement der Eisenbahn Einblick genommen, man wird die Strecke von 204 Werst für 6 Rubel und 12 Kopeken in der ersten Klasse zurücklegen können.

Er kehrt zurück in die Stadt und sieht hin und wieder ein Schild mit einem lettischen Namen, — die Verordnung über die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit wirkt sich aus. Neue Kräfte beginnen sich in Livland zu regen und sie werden hochkommen, denn sie sind in harter Schule gestählt und ertüchtigt worden. Im Kronsgymnasium sitzen härtige Letten, die vom Pfluge gekommen sind, neben kleinen Buben und sie durchheilen die Klassen im Fluge. Ein junges Volk regt die Glieder und strebt zum Lichte. Man wird die Ohren steif halten müssen in Alt-Riga.

Er wandert durch die Kalkstraße an den Gewölben gegenüber dem Waisenhaus vorbei, aus denen Juden hervorstürzen und vorüberwandernden Bauern ihre Waren anpreisen; staunend stehen diese vor den Herrlichkeiten, bis der Geschäftsinhaber sie mit einem kräftigen Ruck in das Gewölbe befördert, wo er ihnen den einen oder anderen Schund mit ungeheurer Suade aufzuschwätzen bemüht ist.

Walden zieht die Uhr, es ist an der Zeit ins Hotel zurückzukehren und sich für den Landtag anzukleiden.

Das Getreide ist eingescheuert: mit dem Herbstwinde um die Wette singt und dröhnt die Dreschmaschine, klappern die Dreschflügel, surrt die Windigungsmaschine. Die Kartoffeln lagern geborgen in Kellern und Mieten und im Maststalle setzen die Ochsen Fleisch und Fett an. Es ist die Zeit, da der Landmann aufatmet und sich zum Winterschlaf vorbereitet. Man steht nicht mehr um drei oder gar um zwei Uhr auf, sondern verläßt sein Lager erst um sechs und weiß dann oft nicht, was zu beginnen. Man revidiert Scheunen, Kleeten und Ställe, geht mißmutig über die leeren Felder, reitet auf die Beigüter, wo auch nichts los ist, und denkt allen Ernstes daran, Nachbarn, die man eine Ewigkeit nicht gesehen hat, zu besuchen, da schlägt eines schönen Tages der Wind um und es wird plötzlich kalt, und dann hat sich über Nacht die Schneedecke etabliert. Wird sie anhalten, oder wird sie bald wieder abtauen? Sie hält und da sind auch schon Förster Claus und Oberbuschwächter Lihzit da und melden, daß man an allen Ecken und Enden Hasenspuren sehe und man nun die erste Skranja riskieren könnte.

Der Baron ist mit Leib und Seele dabei. Während reitende Boten die Nachbarn zur Skranja einladen, wird das Schießgerät in Ordnung gebracht und werden die Wasserstiefel mit Dachsfett ausgiebig gesalbt. Dachsfett hält bekanntlich nicht nur das Leder weich und wasserdicht, sondern auch den Fuß warm. Die Hunde im Zwinger werden vom Pikör gegängelt und erhalten besseres Futter. Grulke ist gerade zur rechten Zeit mit ein paar Schindmähren auf den Hof gekommen, sie werden für zwei Rubel pro Stück angekauft und durch einen Schuß hinter's Ohr in eine bessere Welt befördert, abgeledert und den Hunden vorgeworfen,

die sich so mächtig anfreffen, daß der Pikör ihnen Motion machen muß.

Man erwartet viele Gäste, denn die Skranja ist die Jagd aller Jagden, über die nichts in der Welt gehen kann. Wenn der Livländer das Geläut der Meute hört, dann ist das für ihn Sphärenmusik, und wenn er achtzig Jahre alt ist, wird es ihm doch noch in den Weinen zucken und er wird sich überlegen, ob er nicht doch noch mitmachen sollte, so stark elektrifiziert die Skranja den Livländer, der ja sozusagen mit Wasserstiefeln, Jagdjoppe und Doppellauf zur Welt kommt.

Frühmorgens rasseln die Gefährte mit den Gästen in den Hof: der Pastor hat sogar den Schlitten anspannen lassen, denn er kann über die Wiesen zum Hof kommen und da fährt es sich bereits ganz gut, während auf der Landstraße nur wenig Schnee liegt. Es ist der richtige Spurschnee und das richtige Jagdwetter, nicht zu kalt und nicht zu warm und vollständig windstill.

Man versammelt sich im Speisezimmer; die Damen sind noch nicht sichtbar, denn es ist eben erst sieben Uhr; man nimmt ein substantielles Frühstück, genehmigt ein paar Kümmel und trinkt heißen Kaffee. Im letzten Augenblick erscheint am Frühstückstisch Baron Löwen, der sich verschlafen hat und nun in aller Eile frühstücken und die neuesten Wize von seinem letzten Aufenthalte in Kurland erzählen muß. Löwen ist seit einer Woche Gast in Meschwalden, daher ist er noch nicht dazu gekommen, die Nachbarn zu besuchen, zudem fühlt er sich nach einem Aufenthalt in Kurland immer etwas marode; vor ein paar Tagen hat er dem Meschwaldenschen gegenüber geäußert, daß das eigentlich ein schlimmes Zeichen sei, so etwas, wie nahendes Alter.

Walden hatte ihm auf die Schulter geklopft und gelacht: „Du und alt, das ist doch nicht zusammenzubekommen.“

Heute ist Löwen wieder obenauf. Er steht bolzgerade in seinen Wasserstiefeln und läßt den langen Schnurrbart über die Schulter wehen. Er möchte gar zu gern ein kleines Jagdgeschichtchen erzählen, doch Förster Claus drängt zum Aufbruch. Auf dem Hofe blafft und quieut die aus sechs Koppeln bestehende Meute. Der Förster kippt noch rasch einen Pomeranzen, dann streicht er seinen Schnurrbart zurecht und eilt auf die Freitreppe

hinaus. Hell schmettert sein Horn das Signal zum Aufbruch in die klare Luft. Während die Meute wütend an den Koppeln zerrt und aufjault, treten die Herren hinaus und schlagen den Weg über den Heuschlag zur nahen Birse ein, wo das erste Jagen stattfinden soll. Die Zahl der Jäger beträgt neun: sie sehen nicht gerade elegant aus, dafür führen sie samt und sonders ausgezeichnete Gewehre, es ist in Livland von je Sitte gewesen, zur Jagd die ehrwürdigsten Foppen und die verwittertesten Hüte und Mützen hervorzuholen, während die Schießanzüchtung stets tadellos sein muß.

Förster, Pikör und Buschwächter biegen mit der Meute auf den Heuschlag ab, nur Oberbuschwächter Lihzit bleibt bei den Herren, denn er muß sie anstellen. Rasch ist das getan: ein Sonnenstrahl bricht durch die Wolken und vergoldet die bereiften Birken, die Fichten und Tannen, an denen sich kein Zweiglein regt. Ein Eichhäklein spielt an einem Stamme, ein Specht hämmert: irgendwo in der Ferne hört man einen Köter blaffen, sonst ist alles totenstill. Der Schnee flimmert im Sonnenschein, das ist ärgerlich, denn wenn der Litauer mit der Sonne kommt, ist es so 'ne Sache, — man kriegt dann Korn und Rümme schwer zusammen: man wechselt daher seinen Stand und hat nun die Senne halbrechts. Die Zündhütchen sitzen, in den Zylindern ist genügend Pulver, also alles in Ordnung: es kann losgehen. Und es geht los. Mit des Basses Grundgewalt eröffnet der alte Sagrei die Jagd, dann fällt ein zweiter Rüde groß ein und nun wirbelt das Geläut der Meute wie Orgelton und Glockenklang durch die Stille des Waldes. Zu den Bässen und Tenören der Rüden gesellen sich die Soprane der Hündinnen, die hell aufjaulen und dann kurz und scharf blaffen. Ganz nahe kommt die Meute heran, dann entfernt sie sich, der Litauer hat einen Haken geschlagen. „Halet, halet!“ hört man den Förster brüllen; die Meute verstummt, aber dann geht es wieder los, der ganze Wald tocht und dann kracht ein Schuß und noch einer. Zwei Litauer liegen vor Löwen. Die Läufe werden abgeschnitten und den Hunden vorgeworfen, das ist ihr gutes Recht, und dann weiter im Text.

Die Meute mahlt lange in einer Birse, offenbar handelt es sich um einen Weißen, der nicht gern aufs freie Feld hinaus

will, er liebt es, sich in den Striffeln herumzudrücken. Man sieht ihn hin und wieder auftauchen und dann wieder verschwinden: schon hat ihn einmal ein Hund am Schlafitt, aber er kommt frei und das Jagen geht weiter, bis der Schlaufkopf doch hinaus muß und sofort vom Pastor umgelegt wird. Im dritten Jagen bringt der Meschwaldensche einen guten Bock zur Strecke, ein paar Birkhähne und Haselhühner werden geschossen.

Nun kommt eine kleine Pause, man raucht und läßt die Flasche kreisen. Löwens Doppellauf wird insbesondere von Parochiallehrer Schwalbe, der leidenschaftlicher Jäger ist, bewundert. Plötzlich hört man das dröhnende Lachen des Kirchspielsrichters, man schaut auf und siehe da, die Hunde, die nicht gekoppelt sind, sondern sich im Schnee wälzen, haben sich an den jungen Stahlhöfchen herangemacht und benutzen wieder einmal seine hohen Stiefel als Eckstein. Lihzit fährt mit der Hexpeitsche zwischen die Hunde, der Stahlhöfche wird rot und findet die Heiterkeit höchst unangebracht, aber schließlich muß er mitlachen.

Claus mahnt wieder zum Ausbruch. Die Naggen stehen bereit, man fährt über Stod und Stein in den großen Wald, wo mau bald ein halbes Duzend Hasen streckt; Schwalbe hat sich wieder einmal als ganz unvergleichlicher Wurfschütze bewährt, beinahe a tempo holt er mit seinem nie fehlenden Rohr zwei Birkhähne herunter. Dann kommt das letzte Jagen. Die Hunde werden angefetzt und nach kurzem Suchen geben sie in einer ganz besonderen Weise Hals. Es muß ungewöhnliches Wild im Jagen sein. Die Rüden läuten grell und hoch, während die Hündinnen sadendünn schrillen, es kann sich also nur um einen Wolf oder Luchs handeln. Da Wölfe in der Gegend nur ausnahmsweise vorkommen, so kann es nur ein Luchs sein, und wenn es ein Luchs ist, dann kommt alles darauf an, daß er bald aufbannt, den anderenfalls kann die Jagd bis tief in die Nacht gehen und die eigene Grenze verlassen.

Die Meute wird nicht lockerlassen, doch wann sie nach Hause zurückkehren wird, kann niemand sagen, wohl aber weiß man mit ziemlicher Sicherheit, daß die Hunde irgendwo ein paar Schafe, die von den Bauern in das Roggengras getrieben worden sind, reißen werden und man dann für den Schaden wird aufkommen

müssen. Es kann aber auch passieren, daß der eine oder der andere Hund sich verläuft und verlorengeht. Um allen solchen Eventualitäten vorzubeugen, fahren der Förster, Drauding und einige Buschwächter über die Schneise und kreisen das Wild ein. Man hat es tatsächlich zurückgeschreckt, denn die Jagd, die sich zu entfernen schien, nähert sich wieder. Das Geläut der Hunde wird deutlicher; Löwen sieht sogar etwas Gelbes blitzschnell durch das Unterholz flitzen, ohne jedoch Gelegenheit zum Abkommen zu haben.

Dann hört man einen Hund klagen, er ist geschlagen worden, — für einen Augenblick verstummt die Jagd, nun locht sie mit verdoppelter Wut weiter. Da erscheint auch schon der Förster und meldet einen mächtigen Luchs. Einem der Hunde hat er mit einem Prankenhiebe den ganzen Leib aufgerissen, der Hund muß abgeschossen werden. Die Buschwächter sind auf der Schneise geblieben, um den Luchs zurückzutreiben, wenn er den Versuch machen sollte, aus dem Treiben zu wechseln. Die ganze Jagdgesellschaft hat sich um den Meschwaldenschen versammelt. Man berät den Aktionsplan; Wassermüller Normann, der an der furchtbaren Krankheit des Schießneides leidet, ist beim Gedanken, daß jemand anderes, als er den Luchs schießen könnte, ganz gelb im Gesicht geworden; sein Schwiegersohn Drauding muß ihn mit der Rummelflasche trösten.

In fliegender Eile wird beschlossen, daß die Buschwächter auf der Schneise bleiben sollen, während die Jäger in Kette langsam vorrücken werden. Man hofft, daß die Hunde den Luchs zu Baume treiben werden, dann kann man ihn bequem herunterholen. Und nun geht man dem Geläut nach, das durch den Wald donnert. Man stolpert über Falkholz und Wurzeln und so mancher harzhafte Fluch wird hörbar. Den kräftigsten stößt der Pastor aus, der lang hinschlägt, sich aber rasch wieder aufrafft, denn nun geben die Hunde tatsächlich Standlaut. Man steht nach einem Dauerlauf auf einer kleinen Waldwiese, deren Mittelpunkt eine knorrige Kiefer bildet. Um diese Kiefer führen die Hunde einen verzweifeltsten Tanz auf. Sie richten sich am Baume auf, treten zurück, starren mit blutunterlaufenen Augen in die Höhe und blasen heiser und wütend. Während die Jäger mit den

Krägern rasch die Schrotladungen aus den Läufen entfernen und Mundfugeln laden, schauen sie scharf in das Gezweig der Kiefer und jetzt haben Sie den Luchs, der sich an einen der knorrigen Nester gedrückt hat, entdeckt. Seine gelblich schimmernden Lichter haben ihn verraten. Der Luchs äugt, ohne ein Glied zu regen, nur die Pinsel an seinen Lauschern bewegen sich leise. Wer soll den Schuß haben? Der Mieschwaldensche trägt ihn dem Kirchspielsrichter an, der sich auch nicht lange ziert, er kann es aber nicht unterlassen, während er anbückt, den Kopf zu Wassermüller Normann zurückzuwenden und außerordentlich höflich zu sagen: „Pardon, lieber Normann!“ was dieser mit einem schiefen Lächeln quittiert. Dann kracht der Schuß: der Kirchspielsrichter hat zwischen die funkelnden Lichter gehalten, er ist gut abgekommen. Ein paar Sekunden vergehen in gespannter Erwartung, — man sieht, wie die Glieder des mächtigen Tieres sich langsam lösen, sieht einige dunkle Blutstropfen durch das Gezweig zur Erde fallen, dann lösen sich die Pranken und langsam rollt der schwere Körper von Ast zu Ast zu Boden.

Man hat Mühe die Hunde abzuwehren, sie gebärden sich wie unsinnig. Claus bläht die Jagd ab, und dann scharen sich alle um das seltene Wild. Man bewundert die schöne Decke, das prächtige Gebiß und die stahlharten scharfen Waffen an den Pranken. Dann wird er begossen. Die Flaschen kreisen und die Eßvorräte werden ausgepackt. Die Buschwächter haben ein tüchtiges Feuer geschichtet, um das man sich gruppiert. Prasselnd wirbelt die Lohe auf und wirft phantastische Lichter auf die Gesellschaft. Man bespricht die Ereignisse des Tages; man läßt den Kirchspielsrichter leben: Löwen hält eine kurze Ansprache an den Jagdkönig, dankt ihm im Namen des Landes für die Befreiung von einem reißenden Tier und bittet um die Erlaubnis, eine der Krallen in Gold fassen und dem Kirchspielsrichter zum ewigen Andenken an diesen Tag und als Zeichen seiner besonderen Wertschätzung überreichen zu dürfen.

Die Flaschen kreisen, man lacht und schwätzt. Die Buschwächter gehen natürlich nicht leer aus, sie bekommen ihr Deputat und ihre Gesichter strahlen, denn der Kirchspielsrichter hat in der

Freude seines Herzens ein Kathariuchen gestiftet, die Lihzit pro rata verteilen muß.

Nicht weit vom Feuer recken die Hunde ihre müden Glieder. Die Buschwächter holen aus ihren Jagdtaschen große Knuste Brot, die von den Hunden gierig genommen werden, dabei schielen sie leise knurrend auf den Luchs, der an einem Aste der Kiefer hängt und das schneeweiße Gebiß bleckt.

Abbrechen, jetzt, wo man Blut geleckt hat? Nicht um die Welt! Der Kirchspielsrichter sagt's und Löwen stimmt ihm bei. Also noch eine Maßt. Die Hunde werden gelöst und es geht wieder los. Wieder setzt das Geläut voll und harmonisch ein und entwickelt sich zu brausender Symphonie. Und wieder muß es ein größeres Wild sein.

Man eilt also so rasch die Pasteln tragen wollen dem Geläute nach. Man hört die Schützen und Buschwächter durch das Dickicht brechen; man stolpert, fällt, rafft sich auf und eilt weiter, bis man auf eine kleine Lichtung gelangt, an deren Rand die Hunde das Wild gestellt haben. Das Geläut rast nun chaotisch daher: ein schriller Wehlaut gestt auf und verstummt; etwas Dunkles wirbelt durch die Luft und fällt klatschend zur Erde. Wie eine Schar von Dämonen tanzen die Hunde um das noch unsichtbare Wild; man eilt näher und nun erblickt man den Rücken unserer Wälder, einen mächtigen Elch, der auf das Gesicht zu seinen Füßen aus kleinen bösen Augen herabschaut. Dampf dringt in mächtigen Schwaden aus dem Geäse, drohend senkt er das gewaltige Geweih, das einen der Hunde durch und durch geförfelt hat. Der stahlharte Lauf wehrt die Hunde ab, — wehe, wehe, wenn ein Stoß einen treffen sollte, er würde das Schicksal seines Genossen teilen, dessen Blut warm und hell über den weißen Schnee rieselt. Scharf hebt sich das prachtvolle Profil des Elches von dem blauen Himmel ab: der mächtige Kopf, das wunderbar ausgelegte Geweih, der charakteristisch modellierte Vorderkopf und der gewaltige Widerrist, auf dem sich die langen Mähnenhaare in Zorn und Wut sträuben. Bewundernd nimmt die Korona das herrliche Bild auf, dann wird in fliegender Eile beraten. wer die Ehre des Schusses haben soll, — der Meischwaldenische

läßt sie dem Stahlhöffchen zuteil werden, der selbst keine Glöckchen in seinem Revier hat. Ein kurzes Sträuben und ein noch kürzeres: „Mach doch keine Fismatenten!“ und dann spricht das Rohr, und langsam senkt sich der mächtige Kopf, sackt die gewaltige Gestalt in sich zusammen und mit einem dumpf gurgelnden Laut entflieht die ritterliche Seele des Königs unserer Wälder.

Während die letzten Strahlen der Sonne über die Wipfel der Kiefern und Tannen huschen und auf den Hochwald sich die Dämmerung des frühen Abends herabsenkt, werden die Raggen bestiegen und in scharfem Trabe geht es über die Wiesen nach Hause. Durch die Dämmerung schimmern die erleuchteten Fenster des Speisesaales; auf der Anfahrt steht Andrews; als die Jäger das Vestibül betreten, schallt aus dem Musikzimmer die schöne Melodie: „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht...“ Sofort nimmt der Baß des Kirchspielsrichters die Melodie auf, Löwen fällt mit seinem schönen Bariton ein, die anderen brummen mit und Claus sekundiert diskret auf dem Horn. Dann eilen alle in die Fremdenzimmer, um sich zum Essen zurechtzumachen.

Nach einer halben Stunde versammeln sich auf den Ruf des Gongs alle im Speisezimmer und man geht an das Essen, dem alle Ehre angetan wird. Bei Kaffee und Zigarre erzählt Löwen die Geschichte von Parochiallehrer Schwalbe und der Bärenjagd, die sich vor drei Jahren ereignet hat.

Parochiallehrer Schwalbe hatte immer wieder Förster Claus gebeten, ihn einmal zu einer Jagd mitzunehmen und ihm eine Flinte zu leihen. Er hatte erklärt, daß er nicht ruhig schlafen könne, wenn er das Jagdhorn höre, in ihm stecke der Jagdteufel, obwohl er noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, geschweige denn abgedrückt habe. Claus hatte von den Sehnsüchten des Lehrers Löwen erzählt und dieser beschloß sofort, einen Scherz zu inszenieren. Wie von ungefähr wurde Schwalbe mitgeteilt, daß sich in den Wäldern von Meschwalden ein Bär gezeigt habe; er habe wohl noch keinen Menschen gerissen, das tue er nur, wenn er sehr hungrig sei, im Augenblicke habe er noch genug Futter auf einem kleinen Haferfelde, das zu einem kleinen Waldgefinde gehöre. Man beabsichtige, den Bären in den nächsten Tagen zu

schießen, wenn Schwalbe wollte, könne er mitmachen. Wer war feliger als Schwalbe!

An einem schönen Herbstmorgen, so erzählt Löwen, rückten wir denn auch in aller Herrgottsfrühe aus. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, da waren wir schon an Ort und Stelle, ich, Claus, Schwalbe und drei Buschwächter. Unter Beobachtung der größten Vorsicht pürschten wir uns an das Haferfeld heran. Schwalbe war mit einem Einläufer ausgerüstet worden und wir hatten ihn dahin instruiert, daß er den Bären auf mindestens zehn Schritte herankommen lassen solle, erst dann dürfe er abdrücken. Das wurde dem vor Jagdsieber zitternden Lehrer noch einmal eingeschärft, dann stellte Claus uns mit toderstem Gesicht an. Schwalbe erhielt seinen Platz hinter einer am Feldrande stehenden Kiefer. Und nun begann das Warten, das freilich nicht allzu lange dauerte, denn alsbald erhob sich in der Mitte des Feldes ein gewaltiges Brummen, — eine dunkle, in der Morgendämmerung schwer erkennbare Masse rutschte im Hafer hin und her und brummte greulich. Brummend und rülpsend wälzte sich der Bär vorwärts, zeitweilig machte er halt, dann klatschte er die Borderpranken zusammen und stieß ein dumpfes Gebrüll aus, um schließlich direkt auf Schwalbe loszugehen. Dieser sah tapfer den kommenden Dingen entgegen, — als der Bär sich ihm auf zehn Schritte genähert hatte, badte der Lehrer blitzschnell an, ein Piston klatschte und im selben Augenblicke warf sich der Bär mit lautem Lachen über Schwalbe, wir stürzten lachend herbei, während der Bär sein Fell abwarf und sich als einer der Buschwächter entpuppte.

Der Spaß war ausgezeichnet gelungen, doch verging uns das Lachen, als wir auf Schwalbe schauten, — der Mann war totenbleich geworden, jedoch nicht etwa vor Angst, sondern vor Wut. Er schlug den Einläufer, der natürlich gar nicht geladen gewesen war, an die Kiefer, so daß die Splitter flogen, dann wollte er sich auf den Buschwächter, der den Bären gespielt hatte, werfen, doch besann er sich im letzten Augenblick, warf den verbogenen Lauf fort und raste in den Wald hinein.

— Ich muß gestehen, — sagt Löwen nach einer kleinen Pause, — daß es mir etwas unbehaglich zumute wurde, denn ich

wußte, daß unser verehrter Gastfreund, — er machte eine kleine Verbeugung zu Walden, — große Stücke auf Schwalbe hält und ich daher seine Gastfreundschaft gewissermaßen mißbraucht hatte. Die Sache mußte ins Lot gebracht werden. Ich langte mir Claus und wir beratschlagten, wie die Sache zu reparieren. Schließlich waren wir einig. Ich bat um Pferde, schützte ein wichtiges Geschäft in Miga vor und fuhr ab. Bei Braun kaufte ich die beste Flinte, die eben auf Lager war, eine Jagdtasche, Schrotbeutel und Pulverhorn waren auch beschafft und dann karrte ich wieder nach Meschwalden zurück. Am nächsten Tage begab ich mich mit Claus in die Parochialschule, wo wir von Schwalbe sehr höflich, aber sehr kühl empfangen wurden. Wir machten unseren Krackfuß, sagten pater peccavi, und Schwalbe zeigte sich nun als ganz famoser Kerl, — er reichte mir die Hand und sagte schlicht: „Herr Baron, wenn die Flinte damals geladen gewesen wäre, dann hätte ich Sie über den Haufen geschossen!“

Ich konnte ihm für diese gute Absicht nur danken und ihn auffordern, sie gelegentlich zur Ausführung zu bringen.

— Ich habe ja keine Flinte, — lachte Schwalbe, — und nun ist mir auch die Wut vergangen!

— Keine Flinte? — entgegnete ich mit arger List, — dem Manne kann geholfen werden! — Flugs war Claus am Wagen und holte die Pakete herein. Die Freude hätten ihr sehen sollen! So was habe ich mein Lebtag nicht gesehen! Als er sich endlich beruhigt hatte und wieder vernehmungsfähig geworden war, mußte das Gewehr eingeschossen werden, und da ereignete sich wieder etwas Unerwartetes, ja, geradezu Fabelhaftes. Schwalbe schoß von vornherein wie ein junger Gott. Er knallte nicht nur feste Ziele auf fünfzig Schritt herunter, sondern holte eine in die Luft geworfene Mütze nach der anderen mit untrüglicher Sicherheit herunter. Wir mußten barhäuptig nach Hause fahren.

— Es war also doch ganz gut, — lachte der Meschwaldensche, — daß Schwalbes Gewehr damals auf der großen Bärenjagd nicht geladen war.

— Das will ich meinen, — entgegnete Löwen nachdenklich, — der Kerl hätte die Sammlung von Blei, die ich in meinem sündigen Kadaver herumtrage, sicherlich vergrößert.

Löwen hatte seine Erzählung beendet, das Gespräch setzte nun allgemein ein, doch schielte der eine und der andere bereits nach den Kartentischen, die Andrews im Nebenzimmer aufstellte, denn jede richtiggehende Jagd muß mit einer Präferenz beschlossen werden.

Daselbe geschah auch bei Drauding, wo sich Wassermüller Normann, Förster Claus, Parochiallehrer Schwalbe und einige Arrendatoren aus der Nachbarschaft den Genüssen des Abendessens und eines Trunkes hingegeben hatten.

Man rieb an zwei Tischen Präferenz, während die anderen sich dem Grog und heiteren Gesprächen widmeten.

„Pique! Treff! Karo! Vorhand Karo! Coeur! Rasch! Vorhand Rasch! Paß! Grandissimo!“ so klingt es durch den von Tabaksqualm erfüllten Raum. Bei sieben Coeur stoppt die Hinterhand; Vorhand Normann hat das Spiel. Der Zukauf löst bei Schwalbe eitel Wohlgefallen aus, denn er hätte ihm keineswegs gepaßt, und auch für Normann, der auf einen Rasch loszugehen schien, mußte er denkbar ungelegen kommen. Doch trotz des erwarteten franken Rasch sagt Vorhand Normann nach längerem verzweifelten Stirnrnzeln und etlichen bössartig klingenden Brummlauten sieben Grandissimo an und beginnt ein recht trauriges Grandideldum, das dem voreiligen Bieter gleich ein Beet einbringt. „Eins unter, macht munter,“ grinsen die übrigen schadenfroh. Das Glück ist jedoch Normann, der das Spiel forcieren will und unablässig hoch bietet, nicht geneigt und er kriegt so manches an die Beine, was ihn, der heute nicht zu Schuß gekommen ist, ganz besonders ergrimmt. Es etabliert sich eine gewisse Kampfesstimmung, die sich in derben Kraftausdrücken Luft macht, wenn einer der Whistgänger einen Schnitzer begehrt. Drauding hat vom Spiel noch wenig gehabt, denn er bietet sehr vorsichtig und läßt sich durch das flotte Hinauftreiben der anderen nicht verführen. „Laßt mich doch auch etwas an die Hofe riechen,“ sagt er, wenn er einmal ein Spiel bekommt, und er beschnuppert dann die Hofe so lange und eingehend, daß den anderen der Geduldsfaden reißt.

Mit sicheren sieben Stichen in der Hand sagt Drauding bedächtig nur sechs an und da die beiden Gegner insolge un-

günstiger Kartenverteilung gar zwei Whistbeete bekommen, platzt die Bombe.

„Felliner!“ „Tufumer!“ „Maurer!“ schallt es laut. Die Situation wird in hohem Maße gespannt, doch greift der Förster ein, indem er mit einer neuen Ladung Grog anrückt und die Gläser zusammenklingen läßt. So beruhigt man sich bald wieder und das Partiechen kann ungestörten Fortgang nehmen -- bis zum nächsten Streitfalle.

Arrendator Gresdineq hatte mit seiner Frau eine Reise nach Deutschland gemacht. Erstens haben es Gresdineqs dazu und zweitens hatte der Doktor, um wenigstens sechs Wochen vor der eingebildet kranken Frau Ruhe zu haben, sie in ein deutsches Bad geschickt. Gresdineq hatte sich lange gesträubt, denn einesteils hatte er, wie er sich ausdrückte, in Deutschland nichts verloren, anderenteils aber mochte er die Wirtschaft nicht dem Waggar allein überlassen. Schließlich aber hatte er doch klein beigeben müssen, wozu der Doktor redlich beigetragen hatte. Nun waren Gresdineqs seit drei Wochen wieder im Lande, und nun muß er mit Schilderungen aus Deutschland herhalten. Er tut es gern, wobei es sich herausstellt, daß Deutschland in vieler Beziehung gewiß interessant sei, aber mit Livland könne es natürlich nicht aufnehmen. Gresdineq hatte allerlei Schwierigkeiten gehabt. Zunächst mit dem Schnaps. Einen richtigen Schnaps, so einen gründlichen altlivländischen Rachenpuker, hatte er in ganz Deutschland nicht gefunden. Zu den Speisen gibt es natürlich keinen saueren Schmaud, von Rümmeleuchen hat man dort nichts gehört.

Aber Speckpiroggen? - - wirft Wassermüller Normann wißbegierig ein.

- Speckpiroggen? antwortete Gresdineq, Speckpiroggen? Geh doch in 'nen Hundestall Wurst kaufen!

Vieles und Bemerkenswertes erzählt der Arrendator aus Deutschland. Wie etwa seine Frau im Hotel dem Stubenmädchen sagte, sie möge doch mit einem Spann und Luppap kommen, um die Diele, auf die sie den Inhalt einer Kaffeetasse versehentlich gegossen, aufzunehmen, und wie das Stubenmädchen sie wie so 'ne Dojahnsche angeschaut hatte und mau sich mit der Marzell schließlich mit Zeichen verständlich machen mußte.

— So dumm sind die Menschen, daß sie nicht einmal ordentlich Deutsch verstehen! — und nun schließt er seinen Bericht mit dem Knalleffekt der Ankunft in Riga.

— Auf dem Schiffe war es soweit ganz gemütlich. Der Kapitän hatte Verschiedenes an Bord, man trank sein Grogchen und abends machte man sein Partiechen. Wie wir nun in Riga ankommen, hat sich meine Altsche mächtig aufgedonnert. Wie die Weiber schon sind, tanzt sie von einem Bein auf das andere, rennt hin und her, und kaum ist der Steg gelegt, da ist sie schon als erste drauf und, weiß der Deiwel, wie sie es macht, mit einem Male ist sie vom Stege herunter und im Wasser. Soll ich nachspringen, denk ich, ich hatte Geld in der Brieftasche und eine goldene Uhr und einen neuen Anzug an, und wie ich noch so denke, ist schon ein Matrose, hast du mich nicht gesehen, drin und holt die Altsche heraus. Sie hat nicht wenig gejammert und mußte sich in der Kajüte umziehen. Aber es hat ihr nicht weiter geschadet. Der Deiwel holt nicht sein Kind.

— Fixer Kerl, der Matrose, — sagt anerkennend Drauding.

— Jawohl, fixer Kerl, — antwortet Gresdineq, — ich gab ihm zehn Rubel Silber. Hättest du Dorfschopf sie dringelassen, — sagte ich, — dann hättest du hundert bekommen.

Die männlichen Zuhörer nickten zustimmend, aber die Damen sind indigniert, insbesondere hat Frau Parochiallehrer Schwalbe einen Zahn auf Gresdineq; das hängt so zusammen: Gerade als Frau Parochiallehrer Schwalbe ihren Erstgeborenen zur Welt gebracht hatte, hatte Gresdineq bei ihnen Besuch gemacht: die junge Mutter hatte in freudigem Stolze den Besuch an die Wiege des kleinen Stammhalters geführt und erwartet, daß Gresdineq in einen Dithyrambus auf die Schönheit des wohlgeratenen Kindes ausbrechen würde, doch der Arrendator hatte lange geschwiegen, den Cotelettenbart gestrichen und dann gesagt: „Hm, ganz gut, aber wissen Sie, Frau Schwalbe, ein Neufundländer ist doch besser!“

Seither gilt Arrendator Gresdineq bei den Damen seines Kreises als Mohling, während er doch nur leidenschaftlicher Hundeliebhaber ist und sich insbesondere für Neufundländer interessiert.

Da, wo die Landstraße sich zur Kreisstadt abzweigt, liegt auf einer von Wald umschlossenen kleinen Blöße eine Siedelung, die von den Bauern „Neu-Jerusalem“ genannt wird. In dieser Siedelung, die aus etwa zwanzig Häusern besteht, wobei man das Wort „Haus“ nicht in übertriebenem Sinne zu nehmen braucht, leben einige zwanzig oder auch dreißig Judenfamilien, deren Oberhäupter und erwerbsfähige Männer sich mit Handel und allerlei Handwerk beschäftigen. Wovon ein libländischer Bündeljude, dessen ganzer Warenbestand einen Wert von höchstens hundert Silbernebel repräsentiert, eigentlich existiert, gehört zu den unlösbaren Rätseln unserer Tage. Der Bündeljude hat unbedingt eine Frau und mindestens fünf oder sechs Kinder, der Schächter Reb Dovid hat es sogar auf vierzehn gebracht und doch ist er dabei vergnügt und zufrieden, und am Schabbes legt er einen langschößigen schwarzen Rock an und bedeckt sein würdiges Haupt mit einem freilich schon seit dreißig Jahren nicht mehr ganz frischen Zylinderhut.

Diese Siedelung auf Meschwaldenschem Gebiet ist in der Weise zustande gekommen, daß der Vater des gegenwärtigen Besitzers von Meschwalden, der Rittmeister, ein großer Freund des Humors war: er hatte an einem schlagfertigen und sehr witzigen jüdischen Kupferschmied, der die Geräte in der Brennerei reparierte, Gefallen gefunden und diesem auf seine Bitte gestattet, sich auf der vorhergenannten Blöße anzusiedeln, und zwar unter der Bedingung, daß er als Gegenleistung alljährlich am Georgitage ein schneeweißes dreiwöchiges Ferkelchen auf den Hof zu liefern hatte.

Kupferschmied Abramke Suffer baute auf dem Gelände eine Bude und um diese herum entstanden in kurzer Zeit weitere fünf Buden, in denen sich die fünf Söhne des Abramke mit ihren Frauen und ihren zahlreichen Kinderchen niederließen. Um diesen

Kern entstanden im Laufe der Jahre weitere Wohnbuden, Ställe und Scheunen, in denen die sich rasch vermehrende Nachkommenschaft des Abramke, der schon längst gestorben war, Unterkunft fand. Schließlich hatten die Siedler mit unendlicher Mühe so viel Geld zusammengebracht, daß sie ein Bethaus errichteten und die Gesezrollen anschafften, sowie den Schächter Reb Dovid verpflichten konnten. Reb Dovid hatte nicht nur die erforderlichen Schlachtungen vorzunehmen, sondern auch den jungen Nachwuchs in der Schrift und anderen Wissenschaften zu unterweisen, was er mit so großem Erfolg betreibt, daß einer seiner früheren Schüler nunmehr die Universität Dorpat hat beziehen können, und das bildet den Stolz der ganzen Siedelung.

In einer eiskalten, zugigen Scheune sitzen die kleinen, bleichen Bocker und leiern unisono die Schrift her. Reb Dovid schlägt mit dem Haselstocke nicht nur den Takt, sondern dieser Stock fährt nur zu oft auch über Rücken und Köpfe, — Reb Dovid ist es gleichgültig, wo er hinhaut, aber Haue müssen sein, denn ohne Haue gibt es keine Wissenschaft.

Und Reb Dovids System trägt Frucht. Einer der kleinen Bocker hat sich schon durch das Gymnasium gehungert und studiert nun in Dorpat; zwei andere sind in der Kreisschule. Sie sind der Stolz der Kolonie.

Mehr Gelehrte hat die Kolonie zunächst nicht hervorgebracht, denn nach wie vor schlagen sich die Leutchen dort mehr als kümmerlich durch das Leben. Es verdient berichtet zu werden, daß sie zu den Gesezrollen, die bekanntlich sehr viel Geld kosten, wohl nicht gekommen wären, wenn nicht der Meschwaldensche Baron einen erheblichen Beitrag zu diesem Zweck gestiftet hätte.

In Neu-Jerusalem herrscht vom frühen Morgen bis zum späten Abend betriebsames Leben, an dem je nach Vermögen auch die Kinder teilnehmen müssen: wenn sie ganz klein sind und nichts anderes können, dann können sie doch in den Wald gehen und Reifig und Kiefernzapfen sammeln, denn niemand in der Siedelung denkt daran, Brennholz zu kaufen, man schlägt sich eben so durch, wenn man auch mitunter mit dem Förster sehr unangenehme Auseinandersetzungen hat, doch das Leben bietet

überhaupt wenig Annehmlichkeiten, man muß es hinnehmen, so wie es eben ist.

Es ist gewiß nicht angenehm, mit drei Pud auf dem Buckel Tag für Tag, Woche um Woche, jahrein, jahraus durch die Höfe und Gefinde zu ziehen und seine Ware anzubieten. Wenn nur die Marschkommissäre diese kalten Mörder, der Schrecken aller Bündeljuden, und die bösen Hunde nicht wären: auch mit den Bauern ist mitunter nicht gut auszukommen und auch die Verwalter und Förster und sonstigen Hofleute betrachten den armen Juden als Gegenstand wohlfeiler und oft roher Hänseleien und Schikanen.

Hohn und Spott brennen auf der Seele. Aber man muß das hinnehmen, wie man Hunger und Not hinnehmen muß seit zweitausend Jahren. Wir sind das auserwählte Volk, donnert Reb Dovid, und haltet zusammen, ruft er, haltet zusammen! Und man hält zusammen. Einer für alle und alle für einen, -- ob es nur gilt einem, der Unglück im Geschäft gehabt hat, beizuspringen, oder für ein armes Mädel das Krongeld aufzubringen. Die Mädel der Kolonie sind das wahre Wunder Gottes: in Not, Armut und Schmutz blühen sie auf, wie die Rosen von Jericho, und sie gehen in Lumpen wie die Fürstinnen, so sagt Reb Dovid.

Das Leben ist nicht nur nicht leicht, sondern so schwer, daß man mitunter verzweifeln könnte, wenn man nicht zäh wäre, wenn man nicht für Weib und Kinder zu sorgen hätte, wenn man nicht hoffen dürfte, daß wenigstens die Kinder es leichter haben werden. Man muß sie vorwärts bringen, daher muß der kleine achtfährige Boyer schon jetzt mit seinem kleinen Bündel neben dem Tante einherschreiten und die Geheimnisse des Geschäfts kennenlernen. Aber der Boyer kann Glück haben, er kann ein wohlhabender, vielleicht sogar ein reicher Mann werden, wenn der Himmel das so will. Da haben wir den Alempner Selke. Was war der Alempner Selke vor drei Jahren? Ein armer Pracher, der froh war, wenn er und sein junges Weib am Schabbes einen halben Hering und fünf Kartoffeln hatten. Und heute? Was fehlt dem Selke heute? Heute handelt er mit Vieh, er läßt es von Reb Dovid schlachten und bringt das Fleisch nach Niga,

wo er das Koschere und auch das Dreife verkauft und dabei sein gutes Geschäft macht. Und wie ist es gekommen, daß der Selke zu einem Manne geworden ist? Das ist so gekommen, daß der liebe Gott gegeben hat dem Selke ein Auge für das Vieh. Er ist einmal auf der Chaussee dabei gewesen, wie ein großer Viehhändler mit einem Bauern um einen Vollen gehandelt hat, und der Selke hat das Gewicht taxiert und es hat gestimmt auf ein Pfund. Da hat der große Viehhändler ihn als Gehilfen angenommen und er hat ihm eine große Gage gezahlt und ihm Prozente gegeben, und als der Selke, der die Blecherei geschmissen hat, sich ein paar hundert Rubel erspart hatte, da hat er selbst zu handeln angefangen, und er hat das Vieh taxiert auf ein Pfund, so daß Reb Dovid gesagt hat, das ist ein Wunder Gottes und der Selke muß ein reicher Mann werden.

Soweit ist es noch nicht, aber am Schabbes trägt der Selke einen guten Schuppenpelz, den er billig von dem verstoffenen Gemeindefreiber gekauft hat, und er hat ein Pferd und einen Wagen und am Geschirr hängen die Schellen, und wenn das Pferd auch auf einem Beine lahmt, so ist der Selke doch ein ansehnlicher Mann, und seine Frau, die Wasse, hat schon einen guten Pelz und seidene Tücher.

Aber wenn der Selke auch ein Wunder Gottes ist und ein Stück Vieh auf ein Pfund taxieren kann, so sitzt er eben drin in der Klemme und man weiß nicht, wie es enden wird. Da steht der Selke hinten am Schlachthause und spricht mit Reb Dovid, der den weißen Bart durch die Finger gleiten läßt und die buschigen Brauen runzelt. Das ist ein Zeichen dafür, daß es sich um einen komplizierten Fall handelt, der selbst dem lebenserfahrenen Talmudkenner Reb Dovid zu schaffen macht.

Das sollte man meinen! Die Sache liegt nämlich so, daß der Selke eine prachtvolle rotbunte Kuh von dem Resnis, dem Sauf- und Prozeßkerl, der zu Georgi aus dem Gefinde herausgeschmissen werden soll, gekauft hat, und zwar so billig, daß es eine Sünde gewesen wäre, die Kuh nicht zu kaufen. Aber es ist ein Haken dabei gewesen, — die Kuh ist vom Gemeindegerecht aufgeschrieben worden, denn der Resnis ist dem Meschwaldenschen Baron Pacht schuldig. Sie ist aufgeschrieben gewesen und der Selke hat sie

gekauft. Das Aufschreiben ist doch kein Strick, mit dem man ein Stück Vieh anbinden kann, und der Selke hat die Kuh am Abend auf seinen Wagen geladen und hat sich mit ihr nach Miga aufgemacht; der Mesnis sollte aber dem Gemeindegerecht melden, daß die Kuh gestohlen worden ist. Als aber der Selke einige Werst gefahren war, da hatte das Pferd dermaßen zu lahmen angefangen, daß er mitten im Walde hatte haltmachen müssen. Er hatte das Pferd zunächst mit der Peitsche und dann mit dem Peitschenstiel bearbeitet, und dann hatte er ihm das Haferkullit umgebunden und ihm gute Worte gegeben, aber es hatte nichts genützt, das Pferd hatte auf drei Beinen gehumpelt und es war nicht zu denken gewesen, damit bis nach Miga zu gelangen. Dabei war es aber schon dämmerig geworden und Selke war froh gewesen, daß er nach Hause gelangt war, ohne daß er einer Sterbensseele begegnete. Nun stand die Kuh in seinem Stalle neben dem lahmen Pferde, das der Schmied, der Saufkerl, vernagelt hatte.

Wenn das Aufschreiben kein Strick ist, mit dem man ein Stück Vieh anbinden kann, so ist es doch ein Faden, der einen ehrlichen Mann, wie den Selke, ins Gefängnis ziehen kann. Das hat Reb Dovid gesagt und der Selke hat das schon früher gewußt. Darum steht nun der Selke bei Reb Dovid und sie sprechen leise und eifrig miteinander: es ist klar, daß die Kuh, die der Mesnis verkauft und deren Verlust er gleich am frühen Morgen im Gemeindehause melden sollte, zunächst im Judenstädtchen gesucht werden wird. Da heißt es denn handeln und zwar rasch handeln, denn wenn die Sache herauskommt, dann ist die Kuh weg und das Geld ist weg, und Selke muß auf mindestens sechs Monate ins Loch. Während Selke und Reb Dovid eilig in das Haus des Malers Jossese treten, und danach im Stalle Selkes verschwinden, sitzt die Basse in ihrer Stube, hält sich den Leib und jammert leise, denn sie ist guter Hoffnung und der Selke ist in Gefahr.

Die Basse hat keine Ruhe, sie tritt aus Fenster und sieht, daß drei Wagen angefahren kommen, in einem sitzt der Gemeindegerechteste mit dem Amtsrubel am Halse, im zweiten der Vorsitzende des Gemeindegerechts und im dritten der Verwalter, Herr Drauz-

ding, und der ist wütend wie ein Löwe. Wie soll er nicht wütend sein, wie ein Löwe, wenn der Hof Verlust hat?

Und sie kommen und schreien, wo die Kuh ist und man soll sie herausgeben, und der Herr Verwalter Drauding sagt, er ist die Gutspolizei und der Teufel soll alle holen. Und dann fährt der Herr Verwalter nach Reb Dovid und er fährt ihn mit harten Worten an, und der Gemeindeälteste sagt, daß die ganze Judenbande nach Sibirien geschickt werden muß.

Der Reb Dovid ist aber ganz ruhig: er grüßt den Herrn Verwalter und sagt, daß keine Kuh da ist, und er fragt, wie die Kuh ausgesehen habe und daß der einzige Mann, der eine Kuh im Stalle hat, der Selke ist, denn der Selke ist ein Schlachter und er zahlt für seinen Handel die Patente und die Koroblastener vierunddreißig Rubel und fünfundzwanzig Kopelen jährlich. Der Selke steht an seinem Wagen, hantiert herum und tut so, als ob er eben vom Monde gefallen wäre. Vor den Türen stehen die Frauen und die Kinder und sie schauen zu, wie das kaiserliche Gericht und die Gutspolizei Hausfuchung machen werden beim Selke.

Vor dem Stall Selkes ist aber eine tiefe Pfütze: während Selke und Dovid dort vorhin irgendwelche Manipulationen vorgenommen hatten, hatten die Frauen noch viele Eimer Wasser in die Pfütze gegossen und die Kinder hatten helfen müssen. Der Selke wadet nun durch die Pfütze, öffnet die Stalltür und fragt, ob der gnädige Herr Verwalter sich nicht die schwarzbunte Kuh ansehen wolle, die er vor ein paar Tagen in der Nachbargemeinde gekauft. Der Verwalter schaut auf seine blanken Stiefel und sagt, der Selke solle die Kuh herausführen und der Selke führt die schwarzbunte Kuh heraus und der Verwalter und die Richter sagen, daß das nicht die Kuh vom Reznis sei und Selke möge das Vieh wieder hineinbringen.

Der Maler Zoffele, der ein Scharfer ist, sagt so vor sich hin, daß es vielleicht doch die rotbunte Kuh des Reznis ist, warum sollte nicht ein Wunder geschehen und eine rotbunte Kuh in eine schwarzbunte verwandelt worden sein, ist es doch ein Wunder, daß man bei ehrlichen Menschen Hausfuchung macht.

So sagt der Zoffele, doch da schreit der Gemeindegerechtigsvorsitzer ihn an und der Zoffele steckt die Hände unter die Schöße der Lapidardach's und geht davon. Der Gemeindeälteste meint ärgerlich, man müsse die Judenbande doch nach Sibirien schicken, doch da schreit der Selke und er wird ganz rot im Gesicht, daß er ein ehrlicher Mann sei und er will noch anderes sagen, aber da donnert Reb Dovid, der ein erfahrener und vorsichtiger Mann ist: „Scha!“ und der Selke schweigt still, wie ein Fisch. Dann sind die Bauern und der Herr Verwalter fort und der Selke schleppt die Kuh in das Schlachthaus; sie riecht nach Terpentin und frischer Oelfarbe, denn der Zoffele hat die roten Flecken schwarz gestrichen. Der Reb verrichtet die Gebete und die Kuh wird geschlachtet.

Als es soweit ist, sagt der Reb Dovid zu dem Seite: „Selke, das rechte Vorderviertel wird verteilt, auf den Kopf kommen zwei und ein halbes Pfund, ich habe es berechnet.“ Der Selke schreit, er sei ein geschlagener Mann, aber Reb Dovid ist unerbittlich: sie einigen sich auf das halbe rechte Vorderviertel, das verteilt wird. Als am Abend der Selke das Pferd, dem er das vernagelte Eisen abgenommen hat, anspannt, um das fette Fleisch nach Riga zu bringen, da dampfen in allen Häusern von Neu-Jerusalem volle Schüsseln Fleischsuppe: Reb Dovid streicht den weißen Bart und läßt es sich schmecken.

Dem Zoffele hat der Selke einen Rubel zahlen müssen. Er hatte gedungen und gemeint, ein halber Rubel genüge, doch da hatte der Zoffele gefragt: „Einen halben Rubel für einen Kunstmaler?“ Selke hatte gezahlt.

Der Winter ist ins Land gekommen und hat alles mit einer dichten, molligen Schneedecke zugedeckt. Und das ist ganz ordnungsmäßig vor sich gegangen. Die Schneedecke, die so hübsch aussieht, kann dem Landmanne zum Verderben werden, wenn sie auf „losem“ Boden liegt, wenn die Erde nicht brettsteif gefroren ist; dann besteht die Gefahr, daß die Wintersaaten auswintern, d. h. ersticken und faulen werden. Wenn dann im Frühling der Schnee wegtaut, dann hat man den Salat, dann sieht man namentlich an tiefgelegenen Stellen der Winterfelder die schwarzen Flecken, die dafür zeugen, daß die Saat ausgewintert ist, dann heißt es diese Stelle „fliden“, d. h. mit Sommerroggen besäen.

Doch nicht davon soll hier die Rede sein, um so weniger, als diese Gefahr nicht vorliegt, denn es hatte ein paar Wochen vorher Kahlfrost gegeben und dann erst war Schnee gefallen. Kahlfrost ist gewiß nicht angenehm, namentlich, wenn man zu Beginn solcher Zeiten größere Fahrten über Land zu machen hat; es gibt dann auf den Landstraßen Hocker, gefrorenen Kot, der bei den Schmieden sehr beliebt ist, denn alles, was an einem Wagen nicht ganz kapitelfest ist, geht beim Hocker in die Brüche, er macht die Probe auf das Exempel. So nützlich unter Umständen diese unangenehme Eigenschaft des Hockers sein kann, so vermeidet man es doch gern, solche Proben mit seinem Wagen anzustellen, sondern man überläßt das gern anderen; man wartet ab, bis der Hocker glatt gefahren worden ist, dann karriolt man ganz behaglich dahin und nur das Ausweichen macht einige Schwierigkeiten.

Aber diese Zeit ist nun überwunden, es liegt, wie gesagt, eine solide Schneedecke. Der Baron geht in einem kurzen Schafspelz einher und Verwalter Drauding prunkt mit bunten Gantshandschuhen und einem grünen Wollenschal, der sich dreifach um Hals und Nacken windet.

Die Bäume und Sträucher in den Alleen und im Garten tragen weiße Mützen, an den Dächern hängen gewaltige Eiszapfen, denn aus den Ställen dringt der warme Dampf und schlägt am Dache nieder. Da helfen keine Dunstschlote und es hilft auch nicht das Donnern Draudings, der mit überlauter Stimme erklärt, die Eiszapfen ruinierten die Dächer. Man eröffnet einen Feldzug gegen die Schädlinge; man rückt ihnen mit Harkenstielen und Stangen zuleibe, aber nach ein paar Tagen hängen sie wieder da. Freilich machen die Hofsjungen sich einen Sport daraus, so einen Eiszapfen abzubrechen und ihn einem der Mädchen hinter den Kragen zu stecken, aber der Bedarf hierfür ist doch nur beschränkt und letzten Endes gibt es dabei mehr Richern, Quieken und Geschrei als Nutzen für die gefährdeten Dächer.

Ja, ja, man hat seine Sorgen! Im Winter, wie zu jeder anderen Jahreszeit. Der Städter meint, der Landmann gehe im Frühling und Sommer über blühende Fluren, horche auf den Gesang der Vöglein und gehe voll Dank und Freude seinem gesunden und nützlichen Gewerbe nach. Im Winter aber ver falle er gleich dem Bären in einen andauernden Schlaf, liege am warmen Ofen auf bequemem Sofa und lecke von Zeit zu Zeit behaglich brummend an einem Glase glühendheißen Toddy's.

Natürlich ist das alles hellichter Unsinn. Wenn es keinen Dünger gibt, dann gibt es auch keine Blümchen und letzten Endes haben diese auch nur geringen Wert, entweder sind sie Unkraut oder ihr Futterwert ist sehr problematisch. Die Vöglein, ja du lieber Himmel, die Bande ist doch nur dazu da, um auf den frischbesäten Feldern oder später an den Gubben Schaden zu machen.

Und was nun den Winter anlangt, so hat man gewiß seinen Toddy und auch Warmbier, das darf in der Ofenöhre nie ausgehen, und wenn man will, dann gibt es auch eine Art Winterschlaf: man kriecht um sieben in die Federn und steht um sechs auf, man muß eben im Winter nachholen, wozu man im Sommer nicht gekommen ist, und was sollte man schließlich mit den langen Abenden anfangen? Lesen? Kartenspielen? Sich unterhalten? Das alles wird einem bald über, da ist es schon besser,

man geht zeitig auf den Sack und pflegt die Knochen, die doch ihr gerüttelt Maß herzuhalten haben.

Zawohl, die müssen herhalten, denn die Arbeit hört auch im Winter nicht auf. Da müssen die Naggen revidiert werden, denn nächstens geht es in den Wald zum Holzhauen; Baubalken müssen geschlagen und angeführt werden, man kann doch nur dann anführen, wenn Bahn vorhanden ist. Und dann hat der Himmelhund, der Stellmacher, noch immer nicht alle Naggen in Ordnung gebracht, es ist gut, daß man Reserve hat, aber das ist keine Ordnung und Ordnung regiert die Welt!

Der Förster weiß wegen Brennholz und Baubalken Bescheid. Er hat sein grünes Hütchen mit einer Toisomütze vertauscht und unter dem grünen Mantel trägt er ein Halbpelzchen. Förster Claus hat alle Hände voll zu tun, denn er hat nicht nur dem Hofe Holz, Balken und Stangen und andere Materialien anzuweisen und den Hieb zu überwachen, sondern auch die Gemeinde zu versorgen, die natürlich nicht in bar zahlt, sondern für das Holzmaterial Arbeit leistet. Dafür hat die Praxis eine feste Tage ausgearbeitet. Für Ueberfländer und Fallholz, das zu Brennholz verwendet wird, wird weder Zahlung noch Leistung erhoben, ebenso nicht für Strauch, man ist froh, wenn man dieses Zeug los wird. Es muß Nußholz angewiesen werden und auch das ist nicht wenig, denn jeder Bauer braucht Radfelgen, Naggenlufen, sowie einige Alße Birken, Eschen und Ahorn, unter Umständen auch Eichen und vor allen Dingen Bergesholz.

Vor einigen Tagen war bei Förster Claus der Hofswindmüller Behrjin erschienen und hatte eine ganze Liste Nußholz aufschreiben lassen, darunter auch Wildäpfel in größeren Mengen. Die Sache war nämlich die, daß die alte Bockmühle auf einer der Hoflagen niedergebrannt war und Behrjin nun einen neuen stattlichen Holländer an ihrer Stelle errichten soll: Wildäpfel braucht er für die Kammräder; der Förster hatte gelacht und gemeint, daß es im Walde keine Wildäpfelbäume gebe, doch hatte Behrjin darauf geantwortet, daß es solche im Walde freilich nicht gebe, doch an den Waldrändern, auf den Waldwiesen seien Apfelbäume genug vorhanden; es handele sich nur um die Anweisung, das weitere werde er selbst besorgen. So hatte denn

der Förster die Anweisung für den zuständigen Buschwächter ausgefertigt, und dann hatte der Behrsin, der ein vernünftiger Mann in der Mitte der Fünfziger ist, seinen blonden Bart gestrichen und verschminkt in sich hineingelacht.

Was ist denn, Behrsin, — hatte der Förster gefragt, worüber freust du dich denn?

Ach, Herr Förster, — hatte der Behrsin darauf lachend geantwortet, — ich lache wegen der alten Mühle. Sie wissen doch, daß sie versichert war. Eines Tages kam der Leelskungs angefahren, ließ mich Hammer und Nägel bringen und ich mußte ein Blechstück mit einem Bilde und Buchstaben an die Tür nageln. „Die Mühle ist nun versichert,“ sagte der Leelskungs, „das kostet acht Rubel jährlich.“ Na, ich habe nichts dazu gesagt, denn der Leelskungs ist, wie Sie, Jungherr, wissen, ein hitziger Mann, der es nicht liebt, daß man vor ihm seine Weisheit auskramt: ich habe also nichts gesagt, aber ich habe mir mein Teil gedacht. Das war nun wieder mal so 'ne Sache, die sich die Deutschen ausgedacht haben: nehmen Sie nichts für ungut, Herr Förster, aber was kann nun so 'n Stück Blech gegen Feuer versichern!? Wissen Sie, Jungherr, in alten Zeiten, da hat es hier eine Gesünderwirtin gegeben, die hatte die Feuerworte gehabt: wenn es irgendwo brannte, dann brauchte sie nur ihre Worte zu sprechen und das Feuer verlösch sofort, aber heutzutage gibt es solche Menschen nicht mehr, sie haben nicht mehr solche Kräfte. Und sehen Sie, so wie ich es gedacht habe, so ist es auch gekommen, die Mühle ist trotz des Blechstückes niedergebrannt und mit ihr das Stück Blech, für das der Leelskungs acht Rubel jährlich zahlen muß, rein, als ob Geld Raif wäre! Und das heißt nun Versicherung!

Der Förster hatte gelacht und gesagt, daß der Behrsin ein ganz kluger sei, dann hatte er ihm von seinem türischen Apfelwein ein großes Glas voll eingegossen und bei dieser Gelegenheit auch selbst eines genehmigt, wonach dann der Behrsin schmunzelnd in seine Ragge gestiegen und davonzufahren war. Mußte er doch immer lachen, wenn er an die Versicherung dachte, und nun hatte der Förster bei seiner Erzählung derart gelacht, daß auch er ins Lachen gekommen war und sich am Wein beinahe verschluckt

hätte, das hätte sich nun gar nicht geschickt, aber auf der Landstraße, da konnte er doch lachen, so viel er wollte.

Der kurische Apfelwein des Försters Claus ist im ganzen Kirchspiel und darüber hinaus berühmt. Das Rezept ist, wie Claus versichert, ein altes Familienstück: man nehme einen Spann Branntwein und werfe einen gebackenen Apfel hinein.

Im Walde arbeiten die Hofsleute unter Aufsicht des Waggars Stabulit. Die Sägen knirschen und die Aegte schmetternd klingen in das lebendige Holz. Man fällt nur starke Stämme, denn der Baron baut nicht für heute oder morgen, sondern für Kind und Kindeskind. Man sucht die besten Kiefernstämme aus und schlägt sie bei richtiger Zeit, bei Neulicht, wenn die Säfte nicht steigen und das gefällte Holz rasch und sicher waldtrocken wird. Für das übrige haben die Zimmerleute zu sorgen.

Die Sägen knirschen und die Aegte klingen schmetternd in das lebendige Holz. Ein Zittern geht durch den Waldriesen, dann senkt sich leise der Wipfel, „vorgesehen!“ schreit Stabulit und alle springen beiseite, krachend stürzt der Riese und reißt bei seinem Fall Büsche und Unterholz mit sich. Die Stämme werden von den Aesten befreit, auf Raggen verladen und abgefahren. Das ist eine lustige Arbeit, das Holzfällen; trotz des mordsmäßigen Frostes hat man es nicht kalt, denn man arbeitet im Schweiß seines Angesichts. Um die Mittagszeit sitzt man am Feuerchen, das unter einer großen Kiefer angezündet worden ist. Hell flackert das Feuer, dichter, duftender Qualm steigt von den Zweigen auf und wirbelt durch die Luft. In der heißen Asche baden die Kartoffeln, die mit Butter, Dickmilch und Hansbutter aus der Zibbe vortrefflich munden.

Es wird tüchtig geschauzt. Dann und wann erscheint Berwalter Drauding auf seinem kleinen Rennschlitten und schaut nach dem Rechten.

— Wo ist Silin Andrei, der Hofsjunge?

Andrei, Andrei, — schallt es durch den Wald.

— Eben war er doch noch hier, und nun ist Silin Andrei wie ins Wasser gefallen, wo ist Silin Andrei?

Silin Andrei ist einer der besten Hofsjungen, stark wie ein Stier und ein Arbeitsstuefel, fünf Loß Weizen trägt er auf

seinem breiten Rücken laufend die Kleetentreppe hinauf. Dem Andrei macht es keiner nach. Aber der Kerl hat einen Fehler, er ist vom Jagdteufel besessen, — wenn er bei der Waldarbeit ein Stück Wild sieht, dann ist es aus mit ihm, dann ruht er nicht eher, als bis er es hat. Wenn er nicht seinen Köter zur Hand hat, dann jagt er selbst den Hasen mit Hals, oder er verbeißt Marder und Iltis und geht ihnen vierundzwanzig Stunden nach. bis er das Wild mit seiner Donnerbüchse, die er selbst beim Hofschmied zusammengebastelt hat, herunterknallt. Erst dann hat er Ruhe. Zäh und ausdauernd ist der Andrei und seine Sinne sind so scharf, wie die eines Indianers. Er raucht und trinkt nicht, aber der Jagdteufel steckt in ihm und er ist in keiner Weise auszutreiben. Da ist er nun wieder hinter einem Iltis her und verbummelt die Arbeit. Allmählich kommt es heraus, die anderen Jungen haben gesehen, wie Andrei im Dickicht herumschnupperte und dann plötzlich verschwunden war, — aber da kommt er schon und schwingt rot im Gesicht und im Schnee bis zum Halse einen stattlichen Iltis, dessen Balg glänzt und gleißt.

Soll Verwalter Drauding dem Kerl ein Herrgottsdonnerwetter auf den Hals schicken? Hol ihn der Henker! er will sich heute nicht ärgern, aber mit der Faust muß er ihm drohen und einen Schweinehund bekommt der Andrei auch an den Kopf, dann greift der Schweißfuchs aus und der Rennschlitten sticht davon.

„Ein Staatspferd,“ denkt Verwalter Drauding und vergißt über den raumigen Gängen des Hengstes den Andrei und allen Aerger. Auch für Verwalter Drauding liegt das höchste Glück auf der Erde auf dem Rücken der Pferde.

Auf den Hoflagen stehen die Mastochsen. Unablässig gehen die Tonnenwagen mit der Schlempe von der Branntweinküche auf die Hoflagen. Das schlappern die Ochsen in sich hinein, daß es eine Freude ist; dazu gibt es Mehl, Träber und Klee, und die Ochsen werden fett und fetter, und eines Tages ist Knochenhauer Heß da; dieß und rot klingelt er zur Pforte hinein und sein Baß dröhnt mächtig über den Hof.

— Gehorsamster Diener, Herr Baron! Tag, Drauding! — Er zieht die Mütze, macht Verbeugungen und scharwenzelt um

seinen Schlitten herum, berichtet von den Marktpreisen und erzählt von den Nachbargütern. Dann geht es in die Ställe.

— Courante Ware, was soll man sagen, — murmelt Knochenhauer Heß und er greift hier und dort einem Ochsen an die Rippen und um die Schwanzwurzel. — Courante Ware. Aber die Preise glitschen, verdammt und zugenäht! Bei Gott, Herr Baron, sie glitschen. Und man hat keine Freude daran, denn sehen Sie, Herr Baron, wenn die Preise hoch stehen, dann verdienen alle. Verdammt und zugenäht!

Man läßt ihn reden. Reden kostet nichts. Am Abend wird Drauding ihn ins Gebet nehmen. Zudem eilt es nicht, denn die Partie ist noch nicht ganz reif. Aber Heß ist ein vorsichtiger Mann, er deckt sich beizeiten ein, und man weiß, daß weit und breit auf keinem Gute eine Partie so weit ist, wie die Meschwaldensche. Das weiß man, denn darüber erhält man von Meischke, Pelit und Selke ganz genaue Nachrichten.

Mamsell Grundberg hat einen Aufbiß in das Verwalterhaus geschickt. Heß macht es sich bequem, er läßt den Flaschenkorb aus dem Schlitten holen. Leider muß der Verwalter in die Branntweinküche, denn der Akzisionist ist gekommen, und der Brenner, der kein Wort russisch versteht, kann mit dem Akzisionist nicht fertig werden. Verwalter Drauding kann auch nicht mehr Russisch als schimpfen, aber das ist immerhin etwas. Er kommt mit den Beamten zurecht. Sie erscheinen lebhaft plaudernd im Verwalterhause; Heß, der alle Welt von Riga bis Walk kennt, ist natürlich auch mit dem Akzisionist bekannt. Man ißt, man tut dem Flaschenkorbe und den Beständen Draudings alle Ehre an. Der Brenner erscheint und bringt Leben in die Bude. Er schlägt eine vortreffliche Klinge und kann viel erzählen, denn er hat einst ein abenteuerliches Leben geführt, ist Seemann gewesen, hat viele fremde Länder gesehen und ist sogar in Estland als Brenner in Stellung gewesen.

Das Abenteuer scheint in der Familie des Brenners zu liegen, denn er hat einen jüngeren Bruder, der irgendwo in Amerika oder sonstwo da herumsteckt und von dem die Legende geht, daß er es zu großen Schätzen gebracht haben soll. Der Brenner schreibt diesem legendären Bruder seit Jahren ungezählte

Briefe, aber er bekommt nie eine Antwort. Er adressiert die Briefe nach „Neu Guano“, denn so ungefähr soll das Land heißen, aber der Teufel mag wissen, wo die Briefe bleiben. Nächstens will er wieder einmal einen Versuch machen, denn wenn der Bruder wirklich so reich ist, wie es heißt, dann könnte er wohl etwas hergeben, damit der Brenner eine Pachtung übernehmen könnte. Der Brenner starrt lange in sein Glas, dann kippt er es rasch hinunter und murmelt betrübt, es gäbe heutzutage sogar unter Brüdern nicht mehr verwandtschaftliche Gefühle. Heß nickt und der Akzisebeamte sagt eifrig: „Pravilno, pravilno!“

Die Toddygläser dampfen. Es wird ein Partiechen gemacht. Natürlich Stufolka, wegen des Akzisioniks. Die Karten knattern auf den Tisch, daß es nur so knallt und das Geld rollt hin und her. Man ißt zu Abend und spielt weiter. Es geht schließlich ganz hoch her. Heß, der Teufelskerl, stimmt ein prachtvolles Lied an: „Guten Morgen, dicke Dore!“ und die übrigen fallen mächtig in den Refrain ein.

Als Gott den Schaden besieht, erweist es sich, daß der Akzisionik nicht unbeträchtlich gewonnen hat. Eilig unterzeichnet er die notwendigen Protokolle und fährt im Morgengrauen ab; natürlich hat er keine Ahnung, daß sein Gewinnst nicht ganz von ungefähr ist, sondern daß sowohl Drauding, als auch der Brenner sich Mühe gegeben haben, an ihn zu verlieren, und Heß, der die Verhältnisse kennt, ist kein Spielverderber, sie sehen sich an und lachen. Der Brenner reibt sich die Hände, denn er bekommt für Ueberbrand gewisse Prozente, und wenn der Akzisebeamte guter Laune ist, dann ist der Ueberbrand gesichert. Das ist schon so und man macht dem Akzisionik keinen Vorwurf aus seinem Glück im Spiel, denn leben will jeder, und ein Russe erst recht.

Am Morgen scheidet Heß, etwas verkatert, aber sonst ganz mobil. Er fährt weiter, aber auf dem Rückwege wird er vorgesprochen. Wegen der Partie Dhsen wird man natürlich zusammenkommen. Natürlich. Sein Schlitten klingelt heran und er verstaubt sich unter der Bärendecke. Das rechte Bein baumelt außerhalb des Schlittens, so will es alte Sitte in Livland: im Schlitten

rechts sitzen und das Bein draußen halten, von wegen des Rippens, da hat man gleich die Balance.

„Also Mojen, Mojen!“ Und ab geht die Post; denn was ein richtiger Knochenhauer ist, fährt nur im schärfsten Trabe. Heß ist aber nicht nur ein richtiger Knochenhauer, sondern er fährt auch einen der besten Traber Rigas. Er faust davon, daß die Bauern entsetzt vom Wege in den Graben springen und halb verwundert, halb ärgerlich ausrufen: „Uja!“

So geht es im Winter. Man besucht einmal den alten Lehmburg, der in Hemdsärmeln in seinen Warmhäusern herumhantiert und mit Machorkarauch den Blattläusen zu Leibe rückt, oder man hat ein kleines Gespräch mit Mamsell Grundberg, die in Pelzstiefeln im Haselstall oder im Pfahlland wirkt und nach Streu und Klee zetert. Oben auf den Heuboden geht ein alter Gaul tagein, tagsaus im Göpel, der eine Häckselmaschine dreht; die Schnaiden zerkleinern rauschend Klee, Heu und Sommerstroh; in großen Körben gleitet das Futter auf der Seilbahn zu den Luken, wo es von Mädchen in Empfang genommen und weitergegeben wird.

Im Arbeitsstall setzen die Gäule Speck an; sie werden rund und blank und Stallmeister Breedis grinst vor Vergnügen über das ganze Gesicht.

— Na, Breedis, — sagt der Baron, — wie geht es?

— Danke, gnädiger Herr, — sagt Breedis, zieht die Mütze und beugt sich über die Hand des Leelkungs, — es geht gut, meine Pferde können sich sehen lassen, — und dabei klatscht er mit der flachen Hand einem der Gäule auf den blanken Hintern.

Ein wackerer Kerl ist der Breedis, er spricht immer nur von „seinen“ Pferden, das ist das Richtige; was ein richtiger Stallmeister ist, hat nicht „unsere“, oder am Ende gar „Ihre“ Pferde, sondern „meine“ Pferde. So hatte der Rittmeister gesagt und er hatte recht gehabt, wie in so vielen anderen Dingen.

Es schneit wieder und wieder. Die Wege sind verweht; unter der weißen Last beugen sich die Äste der Bäume tief herab. Und dann friert es gewaltig. Man hört in der Nacht die Bäume krachen und das Eis auf dem Teiche bersten. Am Morgen geht die Sonne blutrot in Dunst und Nebel auf und tags blinzelt sie durch einen Dunstschleier. Die Jungen und Mädchen hauen

die Fäuste über den Rücken, um sie warm zu bekommen, und sie stampfen mit den Füßen, die in Pasteln und drei Paar Strümpfen stecken.

Der Förster bringt die Remisen in Ordnung, in denen Feldhühner und Hasen Unterschlupf finden: im großen Walde werden einige Espen gefällt, damit die Elche nicht zu kurz kommen; für die Mehe werden in der Nähe ihrer Wechsel Heu- und Kleebündel ausgehängt und bald sind sie stark besucht.

Oberbuschwächter Lihzit legt die Schneeschuhe an und streut Giftbroden für die Füchse. Er ist darin Meister, denn er verfügt über das Rezept zu einer Witterung, der die Füchse nachgehen, wie dem lieben Brot. Zum Schluß des Winters hängen in seiner Stube mindestens fünfzehn Bälge, die er mit vielen Worten und redlichem Schimpfen zu zwei Rubel das Stück an Pelit, den Bündeljuden, verhandelt; das Geld geht auf die Sparkasse nach Miga, denn Lihzit will nicht ewig Oberbuschwächter bleiben, sondern er hat schon lange ein Gesinde ins Auge gefaßt, das er zu erb und eigen kaufen will.

Auf dem Teiche tummeln sich Egon und Drest, die in die Ferien gekommen sind. Sie laufen Schlittschuh, oder gleiten auf ihren Schneeschuhen von einem Hügel auf den Teich hinab. Das gibt immer ein lautes Hallo, der Schnee fliebt und die Augen blitzen; wenn man einige Stunden sich vergnügt hat, dann ist man naß bis an die Ohren und Mamsell Grundberg muß das nasse Zeug in der Küche trocknen.

Kurz vor Weihnachten gibt es den großen Fischzug in einem Altwasser des Flusses, in dem Karauschen, Hechte, Schleie und Male von unerhörten Dimensionen stecken. Man fischt unter der Leitung Lihzits. Mit Eisbeilen wird ein großes Loch geschlagen, in das man das Zugnetz, die Wadde, versenkt. An beiden Flügeln des Netzes sind die Zugseile befestigt und an diesen hängen lange dünne Stangen, die unter dem Eise mit Haken fortbewegt werden. Zu diesem Behufe müssen zu beiden Seiten des Zuges kleine Löcher geschlagen werden und die Stangen müssen sehr rasch fortbewegt werden, bis man schließlich an ein zweites großes Loch gelangt, aus dem der Zug gelandet wird.

Die Arbeit muß rasch vor sich gehen, es darf kein unnützes Geräusch gemacht werden. Lihzit ist daher in der größten Aufregung; er eilt hin und her und ist vom vielen Schreien blaurot im Gesicht; bald kann er aber gar nicht mehr schreien, denn er ist stochheiser geworden. Die Stangen landen aus dem großen Loch.

— Anziehen! — brüllt Lihzit, — anziehen! — gleichmäßiger!

An jedem Seil, das eiskalt und triefend aus der Tiefe aufsteigt, ziehen vier Jungen. Sie ziehen gewaltig und sie bekommen es bald warm, denn das Netz ist keine geringe Last. Immer näher kommt es an das Loch, aus dem es gelandet werden soll, immer erregter wird Lihzit, aber er findet doch Zeit, die Knaben in die Mitte des Flusses zu dirigieren, sie müssen sich auf den Bauch legen und nun sehen sie durch das blanke Eis das Wimmeln der Fische, die langsam vor dem Netze hertreiben. Die Fische gloßen starr vor sich hin und schwimmen langsam, kaum bewegt sich eine Flosse. Endlich sind beide Flügel des Netzes im Loch. Lihzit springt in das Wasser, rafft die Flügel zusammen und nun wird der Saß mit einer letzten großen Anstrengung an Land gezogen. Mit mächtigem Schwung schnellt ein gewaltiger Hecht aus dem Netz ins Wasser, ein Schlag mit dem Schwanz und er hat die Freiheit wiedergewonnen, aber man kann das verschmerzen, denn im Netze wimmelt es von Fischen. Zudem wird man noch zwei Züge machen und dann wird man für die Feiertage mehr als genug haben.

— Nun Mamsell Grundberg, — sagt der Baron, der dem Trubel zuschaut, — nun können Sie wieder einmal Ihre Kunst an den Schleien zeigen!

Die Mamsell lächelt geschmeichelt, ihre Schleien sind freilich einzig auf dreißig Werst in der Kunde. Aber auch die Karauschen sind nicht zu verachten, und eine Malsuppe kocht sie, die ist einfach ein Märchen.

Die Fische werden in Wannen fortgeschafft, und während man sich zum zweiten und dritten Zuge anschießt, halten die Krähen und Elstern Nachlese, sie wackeln über das Eis und lesen das Kleinzeug auf, das im Schnee liegengeblieben ist.

Am Abend werden in der Leuteküche alle Wechselfälle des Tages besprochen. Da ist der Andrei bis zum Halse ins Wasser gefallen und der Jndrik hat den ganzen Zug gerettet, denn er hat es verstanden das Netz, das sich an einer Wurzel verheddert hatte, zu lösen und damit den Erfolg des Zuges zu sichern. Vihzit ist vollständig heiser. Selbst ein großer Schnaps hat seine Stimme nicht klarer machen können. Aber zwei Tage vor Weihnachten klingt sein Tenor wieder in alter Pracht. Er erscheint auf dem Hofe, um Befehle wegen der Weihnachtstannen einzuholen. Die Bäume sind schon längst bezeichnet worden, sie müssen also nur geholt werden. Die Knaben müssen unbedingt dabei sein, sie bitten um die Erlaubnis, ihre kleinen Flinten mitnehmen zu dürfen.

-- Aber keinen Unfug treiben; — lautet der väterliche Befehl, — nicht unnütz herumknallen und nicht ins Blaue hinein schießen!

Die Fahrt geht los. Voran flüzt Vihzit mit den Knaben, hinterher die Kage mit zwei Hofsjungen, die die Weihnachtstannen auf den Hof zu bringen haben. Klingling geht es über die Landstraße; klingling in den Wald hinein, über die Wiese und durch das Jungholz bis auf die Blöße, an deren Rande die beiden Tannen stehen. Sie neigen demütig ihre dunkelgrünen Zweige unter der Last des Schnees, — zu ihrer größten Freude entdecken die Knaben, daß eine der Tannen an den Zweigen der Spitze wunderbare Zapfen trägt.

Während die Jungen Säge und Beil hervorholen, führt Vihzit die Knaben weiter auf die Blöße hinaus. Da stehen kleine Birkenbüsche, ein paar verkümmerte Ellern und Weiden-gestrüpp.

— Hier liegen Birkhühner, — flüstert Vihzit, — machen Sie sich schußfertig. Vorsichtig schleien sie weiter, plötzlich versinkt Vihzit bis an den Leib im Schnee und gleichzeitig stiebt prasselnd unter ihm hervor eine ganze Kette Birkhühner: vier Schüsse krachen in rascher Folge, zwei schöne Hähne fallen und färben den Schnee purpurrot.

Die Knaben sind nicht wenig stolz auf ihre Beute, sie wird ganz genau betrachtet und dann wird ebenso genau erörtert, wie man hinhielt und wie man abdrückte, pass, pass! aber auf

vier Schüffe fielen nur zwei. Und das ist etwas betrüblich, aber die ganze Sache kam so überraschend, daß man eigentlich gar nicht verstehen kann, wo die Birkhühner herkamen.

Der vielerfahrene Vihzit, „Polytechnos Vihzit“ nennen ihn die Tertianer, weiß des Rätsels Lösung; die Hühner haben sich während des Schneegestöbers seelenruhig unter dem Busche, unter den sie sich gesteckt hatten, einschneien lassen, das geschieht an dieser Stelle immer; eigentlich hatte Vihzit die Stelle etwas weiter vermutet, sonst wäre er nicht durchgebrochen und mitten in die Hühner hineingetreten.

Mit vereinten Kräften werden die Tannen aufgeladen, und nun geht es nach Hause, wo die Tannen vorläufig auf der Veranda aufgestellt werden, denn sie müssen vom Zimmermann noch mit dem Kreuze versehen werden. Der ist auch schon mit dem Zollstock zur Stelle und macht ein bekümmertes Fachgesicht, wie es sich bei solchen Gelegenheiten gehört.

Durch die Ställe Meschwaldens schreitet in diesen Tagen der unerbittliche Tod. Ferkel, Lämmer, Kälber müssen ihr junges, hoffnungsvolles Leben lassen. Hekatomben von Gänsen, Hühnern, Enten und Kalkuhnen vergadeln ihren letzten Seufzer. In der Waschküche dampfen Bottiche voll brühheißen Wassers, hier wird die Totentoilette gemacht, werden Schweinchen blühfauber gepuht, Hühner und andere Fasel gerupft und ausgenommen, werden Würste fabriziert und Palten eingeteigt. In der Küche drängen sich hochrote Mädchen und klappern mit Kesseln und Kasserollen.

Ja, die Kasserollen! Wo ist Wulffe; Wulffe, der Blecher, der schon vor einer Woche eintreffen und die Kasserollen verzinnen sollte? Wulffe läßt nichts von sich hören; sollen die Herrschaften an Grünspanvergiftung zugrunde gehen? Mamsell Grundberg ist in Verzweiflung, das hatte gerade noch gesagt!

Sie ist in der Räucherammer bei den Schinken und Rauchwürsten, aber die unverzinnnten Kasserollen tanzen vor ihres Geistes Auge; sie verfolgen sie im Keller und in der Waschküche, im Pfahllande und im Faselstall. Und dann ist mit einem Mal Wulffe da.

-- Guten Tag, Mamsell, — sagt er und zwinkert mit den geröteten Augen, — was soll ich sagen, Mamsell, — plappert

er weiter, — daß Sie sind ein Wunder Gottes, weil Sie werden von Tag zu Tag jünger!

Aber Mamsell Grundberg ist böse, sie herrscht Wulffe an, doch dieser ist nicht aus der Fassung zu bringen. Lebte er doch seit siebenzig Jahren auf dieser Welt und hat er doch Verschiedenes gesehen und gehört. Er streicht den langen Patriarchenbart und lächelt.

— Seien Sie ruhig, Mamsell, der Wulffe wird Sie nicht sitzen lassen. Ihr Zorn wird noch nicht vergangen sein, dann wird der Wulffe schon haben verzinnt die Kasserollen!

Er macht sich an die Arbeit und erzählt von den Nachbargütern.

— Haben Sie schon gehört, Mamsell, von dem jungen Hoffschon und der dortigen Gouvernante? Nein, Sie haben nicht davon gehört? Ja, davon sprechen doch alle Menschen im ganzen Kreise!

Und Wulffe erzählt von dem jungen Hoffschon und der Gouvernante und Mamsell Grundberg hört mit roten Wangen zu.

Wulffe hantiert mit Salmiak und Zinn. Die Kasserollen drehen sich in seinen Händen, er schwenkt sie und fährt mit einem Bergbauisch in ihnen herum.

Und was ich sagen wollte, Mamsell, der Esernsche Arrendator hat sich nach Ihnen erkundigt!

Der Esernsche Arrendator? den kenne ich ja kaum!

Aber er kennt Sie. Er hat von Ihnen gehört, Mamsell, wer kennt nicht die Meischwaldensche Mamsell? Man kennt Sie doch im ganzen Kreise. Der Arrendator ist in Sorge. Die große Wirtschaft und keine Hausfrau. Das kann nicht gehen. Was ist ein Mann ohne Frau? — ein Hund ohne Schwanz! In einem Hause ohne Frau muß alles gehen zustrande, wo er ist doch ein kluger Mann, ein reicher Mann: man kann sagen ein sehr reicher Mann.

Wulffe erzählt noch lange von dem Esernschen Arrendator, bis Mamsell Grundberg plötzlich die Waschküche, die Ferkel, Hühner, Kalkuhnen, Enten und Würste einfallen, sie fährt auf und verschwindet. Am Abend erzählt Wulffe ihr wieder vom Arrendator

— Was soll ich sagen, ein volles Haus, ein herrschaftliches Haus. Sie werden es gut haben, Mamsell!

— Nun gut, — sagt die Mamsell nachdenklich, — grüßen Sie den Arrendantor, ich will mir die Sache überlegen.

— Das ist gut, überlegen muß man. Es ist doch eine Herzenssache. Siebenmal messen muß man und einmal abschneiden muß man, sagen unsere heiligen Bücher. — Wulffe krizt langsam in die Leutenküche hinunter, um dort in einer stillen Ecke sein Abendgebet zu verrichten und sich zur Ruhe zu begeben. Er kneift die Augen zusammen und lächelt. Die Sache scheint zu klappen, und mit dem Efernschen hat er seine Absachung. Gott gerechter, man will doch leben!

In der Küche glüht die Herdplatte, auf der eine Reihe von Kesseln brodeln, Kaffeemühlen quietschen und Mörser klingen. Es duftet nach Kardamom, Vanille und Safran. Backofentüren werden aufgerissen und speien duftende Dämpfe aus. Es wird gewendet, begossen und geprüft, abgeschmeckt und geschnuppert. Platten mit Speckpiroggen und Rümmeleuchen verschwinden in Ofenschlünden. Jrgend etwas geht nicht auf, ein anderes geht über. Die Fische wollen nicht gallern, — aber Mamsell Grundberg verliert nicht den Kopf, sie weiß überall Rat.

— Auning, du Dutchen, schallt ihre Stimme, — Greeting, du Schaf, wo hast du deine Augen!

Im Saal sind die Weihnachtstannen aufgestellt worden. Der Zimmermann hat mit seinem Gehilfen die Aufstellung vollzogen, vorher haben sie in der Küche stehen und den Schnee von den Stiefeln tauen lassen müssen. Nun steckt der Zimmermann den Zollstock in den Stiefelschaft und macht ein Gesicht, als ob die Bäume sein Werk seien. Der Baron geht auf und ab und raucht die Stambulke; die Baronin trägt Pakete herbei. Fräulein Leofadie erscheint auf der Bildfläche und scheucht die Knaben fort. „Husch, husch, — ihr habt hier nichts zu suchen. Fort mit euch, ihr Bengel.“ — Die Mädchen erscheinen, sie haben irgend etwas liegen lassen, doch auch sie werden verschucht und dann erscheint Andrens und schließt mit eiserner Miene die Flügeltüren.

Drest und Egon steigen in ihre Toppfen und setzen die schwarzen Deckel mit den riesenbreiten Schirmen auf. Diese

Schirme sind der neueste Schick der Kronsgymnasien. Sie sind unerhört standesgemäß.

Die Gymnasien schlendern über den Hof. Man macht einen Besuch im Hundestall und schaut in Bredis' Reich hinein. In einer Latäre kribbelt und wimmelt es im Stroh, — Luschka, die Dachshündin, hat hier gewelpelt und führt rutenwedelnd und mütterstolz ihren auf Wackelbeinchen daherpiepfenden Nachwuchs vor.

Im Fahrstall schnaufen Emir, Marquis, Faliada und Rasboinik in die Krippen. Kutscher Jurka kommandiert die Stalljungen, die Hafer sieben und die Pferde mit Striegel, Kardätsche und Schwamm bis zu Hochglanz bearbeiten.

Man macht einen Besuch in der Tischlerei, wo es nach Leim und Kiefernholz duftet, und schaut in die Schmiede hinein. Der Blaskealg pfaucht, in der Esse sprühen die Funken des Schweißstückes.

Es ist merkwürdig, wie lang der Tag des Heiligen Abends ist: es will und will nicht Abend werden. Aber schließlich ist es doch soweit: die Sonne geht hinter dem Walde glutrot unter, der Himmel flammt in Purpur, Gold und Blau. Ueber den Schnee laufen violette Schatten und dann strahlen mit einem Schlage tausend Sterne in unerhörter Pracht auf. Nun ist es Zeit, nach Hause zu gehen und sich umzukleiden. Andrews hat alles bereitgelegt, die neuen Anzüge und frische Wäsche; die Stiefel sind spiegelblank gepugt. In fünf Minuten ist man fertig und wartet man auf das Klingelzeichen. Ueber den Hof sieht man einen vermummten Mann gehen, ihm folgt eine Schar Kinder, das ist der Gemeindeführer mit den Knechtskindern, denen beschert werden wird.

Die Zeit schleicht. Man geht aus einem Zimmer in das andere. Die Mädchen sitzen derweil artig in einem Eckchen und flüstern, natürlich kann ihr Gelabber die Tertianer nicht im geringsten interessieren.

Andrews erscheint und revidiert Anzüge und die Knoten der schwarzeidenen Halstücher, er zupft hier herum und da, staubt über einen Ärmel und glättet eine Falte am Jackett.

Endlich ertönt das Klingelzeichen; die Flügeltüren werden von Andrews, der, Gott weiß wann, in seinen schwarzen Gehrock, weiße Binde und Zwirnhandschuhe gefahren ist, mit einer breiten Geste aufgerissen. Die Tannen strahlen im Glanze der Lichte, der Lametta, bunten, silberner und goldener Glaskugeln. Im Saal hat sich ganz Meschwalden versammelt. Im Voltairesuhle sitzt in großer Gala Tante Barbara, hinter dem Stuhle stehen Marfa und Aglaja starr, steif, mit dunklen Nonnengesichtern. Fräulein Leofadie rückt Tante Barbara den Schemel zurecht, die Baronin breitet eine Decke über ihre Knie.

Fräulein Arabella duftet nach Karbol; im Gebiete herrscht der Scharlach, sie hat alle Hände voll zu tun.

— Eberhard, — sagt sie, — sei unbesorgt, ich habe in der Brauküche ein Bad genommen, mich bis zur Dhnmacht scheuern lassen und desinfiziert.

Der Baron schüttelt ihr lachend die Hand.

Da steht Verwalter Drauding in schwarzem Gehrock und grüner Samtweste, Förster Claus in Gala, mit silbergesticktem Kragen und Hirschfänger an der Seite; die Mamsell, die Hofsjungen und die Mädchen, alle sauber gewaschen und gestrahlt und steif von ungezählten gestärkten Unterröcken und zu engen Stiefeln.

Am Klavier sitzt Gemeindeflehrer Putnin; er präludiert und greift dann mächtig in die Saiten: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Alle fallen mit hellen Stimmen ein. Des Barons Bass dröhnt stattlich durch den Raum und um seine Grundgewalt rankt sich anmutig der Sopran der Damen und der Tenor des Schulmeisters. Verwalter Drauding klappt beim Schlußverse nach, er hatte eben an einen Pferdehandel gedacht, doch verwischt er diese Ungeschicklichkeit durch kraftvolles Räuspfern. Macht nichts, so etwas kann schon passieren, soll dieses Räuspfern besagen.

Und dann kommt die Bescherung. Jeder tritt auf einen Wink der Baronin an den langen Tisch heran, auf dem unzählige Päckchen mit Namenszetteln liegen; jeder macht seinen Knix oder Verbeugung, küßt der Leelmahte und dem Leelkungs die Hand und geht dankend auf seinen Platz.

Wenn alle Angestellten und Leute beschenkt worden sind, kommen die Mitglieder der Familie an die Reihe und zuletzt verteilt Tante Barbara ihre schönen Gaben.

Alle Geschenke tragen ausgeprägt praktischen Charakter, was aus dieser Kategorie fällt, ist einfach und nicht teuer, denn in Meschwalden wird nicht unnützer Luxus getrieben.

Zum Schlusse stimmt der Schulmeister „Stille Nacht, heilige Nacht“ an und wieder schallt das Lied mächtig durch den Raum.

Und dann ein Scharren und Stiefelklappern, ein Richern, Lachen, Drängen, Handküsse und Dankesworte, und der bunte Haufe zerstiebt, um sich am Weihnachtstisch gütlich zu tun. Es duftet nach fetter Schweinesuppe, Braten und frischem Weißbrot. Karraisch und Speckfuchen stehen in großen Körben auf den Tischen und es gibt eine gute Ration Branntwein und Stofbier.

Berwalter Drauding, Förster Claus und der Schulmeister bleiben zum Abendessen. Tante Barbara lorgnnettirt die grüne Weste Draudings, so etwas hat sie noch nicht gesehen. Die Baronin unterhält sich mit dem Schulmeister, dessen Frau kürzlich ein Knäblein zur Welt gebracht hat. Sie erkundigt sich nach dem Ergehen der Wöchnerin, und Putnin ist glücklich vermelden zu können, daß alles vortrefflich gehe, freilich müsse er eines bemerken, seine Frau sei nicht imstande das Kindchen ausschließ- lich mit der Mutterbrust zu ernähren, man müsse daher notgedrungenerweise die Kuhbrust zu Hilfe nehmen.

Der Förster hat Mühe bei dieser Erklärung der Sachlage ernst zu bleiben, während Berwalter Drauding verwundert auf die Lachfältchen schaut, die um den Mund des Försters wetterleuchten. Mit diesen Kurländern kennt man sich doch nie aus! . . .

*

Das Abendessen ist vorüber. Alle sind zur Ruhe gegangen. Walden ist auf die Veranda hinausgetreten und läßt den Blick durch die Unendlichkeiten der Milchstraße schweifen. Draußen klrirt der Frost. Wie ein Schemen taucht der Nachtwächter hinter dem Fahrstall auf und rührt die Schwedentrommel.

Walden tritt in das Haus zurück. Im Saal hängt noch der Duft von Wachskerzen, Tannennadeln, Pfefferfuchen und weihnachtlichem Gebäck: auf den Tischen und Stühlen liegen die Sachen

der Jungen wirr durcheinander. In einen Band Robinson ist ein aufgeklapptes Taschenmesser als Buchzeichen getan worden, die neuen Schlittschuhe glitzern . . . In der Mädchenecke sieht es ordentlich und manierlich aus. In einem blauen Bettchen liegt wohlverpackt bis an die Wachsnase die Puppe, die „Mama“ sagen kann und die Augen schließt und öffnet. Eine andere Puppe sitzt in ein Tücheltchen gehüllt auf einem Sesseltchen und in ihrem Schoße liegt ein tröstlicher Pfefferkuchen. An einem Bindfaden hängt die feuchte Wäsche der kleinen Porzellanpuppe, die sofort nach der Bescherung ein warmes Bad hat nehmen müssen und nun in Wolläppchen gewickelt in einer kleinen Schachtel sanft schläft.

Der Baron hat auf dem alten Biedermeiersofa seinen eingeseffenen Platz, auf dem es sich behaglich sitzt, wenn man die Beine hochzieht und sich in die Ecke hineinkuschelt. Im Scheine einer kleinen Wachskerze leuchtet und flimmert die Lametta, funkeln die silbernen und goldenen Glaskugeln, blitzt hier eine Ruß auf und raschelt dort eine Altrappe. Es ist als ob ein leises Leben durch den Baum ginge, als ob er seine Zweige spreizte und die Nadeln knisterten. Es mag sein, daß er nun in der Stubenwärme erst ganz auftaut, denn er wurde erst am späten Nachmittage von der Veranda hereingebracht. Es knistert in den Zweigen und knackt im Kreuz. Mit dumpfem Schlag fällt ein Apfel von seinem Faden und kollert über die Diele. Ueber diese Diele sind im Laufe der Jahre und Jahrzehnte viele Füße, muntere tänzerische und alte, müde geschritten. Sie haben die Bretter hohl geschliffen, so daß die Astknoten hervorragen, wie die Wirbel eines alten, dürren Rückens.

Viele, sehr viele Füße sind in der Flucht der Jahre über die Diele dieses alten Gutshauses geschritten. Man kann diese Schritte in den heiligen Nächten hören, wenn man eine nächtliche nachsinnliche Pfeife raucht und auf das Raunen in der Tanne und das Ticken des Holzwurmes im alten Rotholzsekretär lauscht.

Das kleine, bunte Wachslight ist niedergebrannt, ein winziger Rauchschwaden kräuselt sich auf, die gelbliche Flamme schwanft

hin und her, flackert jäh auf und verlischt. In einem Fädchen Lametta verglimmt ein letztes Fünkchen.

Und da gehen auch schon die Laden auf und das bleiche Licht des Morgens strömt durch das Netzwerk der Eisblumen ins Zimmer . . . Wahrhaftig, man hat die Nacht unter dem Baum verträumt. In dem ersten fahlen Strahle der Morgensonne zerplattern die Rauchschwaden der nachsinnlichen Pfeife und nun tritt der Kutscher auf leisen Sohlen in das Zimmer und stopft den Ofen voll Holz. Er holt umständlich Stahl, Feuerstein und Zunderbüchse hervor, setzt ein Bäuschchen Berg in Brand und facht die Kienspäne im Ofen mit Pausbacken zu heller Flamme an. Bald bullert der Ofen in der Wohnstube und gleich darauf auch in den anderen Zimmern.

Der Tag hat begonnen und er setzt, wie das auf dem Lande schon Sitte ist, sofort mit einer Mahlzeit ein. Man hat kaum Zeit gehabt, sich etwas in Ordnung zu bringen, da dröhnt auch schon der Lederklöppel auf den Gong und bald belebt sich das Speisezimmer, das von dem Dufte des Kaffees, der Speckfuchen und frischen Weißbrotes erfüllt ist.

Die Jungen haben natürlich keine Zeit ordentlich zu essen, denn sie müssen zu ihrem Robinson, den Schlittschuhen und anderen Herrlichkeiten. Die Mädchen holen ihre Puppen herbei und placieren sie neben sich am Tisch und erkundigen sich mütterlich besorgt nach den Wünschen der blonden und brünetten Puppensdamen, über deren Namen man sich noch immer nicht einigen kann. Nach dem Kaffee muß man nachholen, was man in der Nacht versäumt hat, und dazu eignet sich der Schlafdiwan im Schreibzimmer ganz ausgezeichnet. Dort ist es warm und still. Diana reckt sich aus süßem Schlaf auf und schaut den Herrn aus braunen traurigen Hundeaugen an. Gehen wir hinaus? Nein? Diana ist auch damit zufrieden, sie kugelt sich wieder auf ihrem Lager am Ofen zusammen und gleich darauf jault sie schon im Schlaf.

Nach dem Vorschußweise absolvierten Mittagsschläfchen schlendert der Baron durch die Ställe. Der Stallmeister hat die Streu in den Latären hoch aufgeschüttet und die Gälle haben eine

doppelte Ration Hafer bekommen. Sie klirren mit den Halfterketten und bebbern leise ihren Morgengruß.

Im Kuhstall ist es warm; die Tiere liegen auf ihrer Streu und kauen behaglich wieder: man sieht den Knäuel durch den Schlund hinauffahren und dann setzen sich die breiten, feuchtschimmernden Flöhmäuler langsam mahlend in Bewegung. Im Vollbewußtsein seiner Würde ruht lässig, wie ein Pascha, Pedro, der Zuchtstier, auf seiner Streu und läßt blasierte Blicke über seinen Harem schweifen. Von Zeit zu Zeit schüttelt er sein mächtiges Haupt und holt aus den Tiefen seines Brustkastens einen Brumnton.

Draußen knirscht der harte Schnee unter den Sohlen. Auf dem Aleetendache sitzen melancholische Krähen und lugen mit gaunerischen Grauaugen in den Hof hinab. Sie wissen ganz genau, wann die Hühner gefüttert werden, da werden sie sich ihr Deputat holen oder es kann einen ganz unverhofften Glücksfall im Krähenleben geben. Vorab lohnt es vielleicht einen Besuch bei der Garbe abzustatten, die Drest und Egon an einer Stange für die Späzen als Weihnachtsgabe hergerichtet haben. Walden geht ein wenig über die Felder. Hart am Tore hat Meister Lampe nach Klee geschnuppert; hoffentlich ist er nicht dem Fuchs zum Opfer gefallen, der dort über das Feld geschürt ist: soweit das Auge reicht, sieht man die Fährte auf dem blanken Schnee.

Die alten Eichen in der Allee haben Festschmuck angelegt: sie sind von oben bis unten bereift. Die Erschütterung durch die Schritte läßt die kleinen blanken Kristalle als Flimmersternchen von den Zweigen herabrieseln, so daß Diana niesen muß und in mächtigen Säzen davonjagt.

Auf einer Remise lugen einige Feldhühner, die hier Unterschlupf und Nahrung finden; sie recken die Hälse und blinzeln mit schwarzen Perlenaugen dem Menschen nach. Im Lichte der Mittagssonne kräuselt der Rauch aus den Schloten kerzengrad zum Himmel. Dort, in der Ferne, blaut der Wald, der morgen vom Klange der Hörner widerhallen wird. Ueber die Landstraße klingen die Leute zur Kirche. Aus den Müstern der bereiften Pferde steigt in dichten Schwaden der Dampf. Die Menschen

haben sich in schwere Pelze gehüllt; an den Bärten hängen Eiszapfen und die Nasen sind gerötet.

Doch nun ist es Zeit sich heimwärts zu wenden, denn zu Mittag werden die Gäste erwartet. Aus dem Küchenloch wirbelt gewaltiger Rauch; dort ist man am Werke, die Gäste würdig zu bewirten. Die Mädchen hantieren hochrot, mit brettfesten Unterröcken knisternd, mit Pfannen und Kasserollen. Die Hofsjungen springen auf einen Augenblick in die Küche, nur um Feuer für die Pfeife zu holen, doch werden sie sofort verschreckt, -- sie mögen später kommen, dann werden sie willkommen sein.

Das alles sieht man mit einem halben Auge und hört man mit einem halben Ohr. Walden steigt mit Anders in den Keller, prüft die Bestände und trifft die Wahl unter der Gottesgabe, die das Herz zum Mittag, zum Kaffee und zum Abendbrot erfreuen soll, denn wenn man auf dem Lande zu Besuch fährt, dann geschieht das mit einer gewissen Gründlichkeit. Man läßt doch nicht anspannen, um Feuer für seine Pfeife zu holen, das hat man ja, Gott sei Dank, zu Hause.

Also man trifft die Wahl, eingedenk dieser Gründlichkeit nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ und dann steigt man wieder zum Tageslicht empor, denn wahrhaftig, da klingeln schon die ersten Schlitten in den Hof und da ruft auch schon auf der Anfahrt die Bassstimme des Kirchspielsrichters: „Profit Fest!“ . . .

Der Winter ist eine faule Zeit. Verwalter Drauding setzt Fett an; er hat nicht viel mehr zu tun, als dann und wann einen Blick in die große Miede zu werfen, wo der Flachs bearbeitet wird, aber er hat keine rechte Freude an dieser Arbeit, denn sie wird im Ukkord geleistet; jeder Kerl hat so und so viel Pfund zu liefern, und man hat nur danach zu sehen, daß der Flachs richtig und wie es sich gehört geschwungen ist. Die breiten Holzmesser fahren mit Schwung an den Handvollen entlang und schlagen den Schäben von der Faser.

— Du Kalkuhn, — schreit Waggarr Stabulkt, — hau nicht so stark zu, du reißt ja die Faser kaput!

Das darf natürlich nicht sein, denn Meschwalden liefert zum mindesten Hofsdreiband und einen Teil Zinskron, und darüber geht es bekanntlich nicht hinaus. Die allerfeinste Marke wird noch extra gehechelt, die bleibt für den Bedarf des Hofes. Dieser Edelflachs wird von ganz jungen Mädchen versponnen, deren Finger haben noch keine Hornhaut angefekt, sie fühlen daher beim Verspinnen die kleinste Unebenheit der Faser und können einen Faden liefern, der sich sogar zu Spizen hätte verarbeiten lassen.

In der Spinnstube schnurren die Räder und klingen die Lieder, werden Märchen erzählt, und die Jungen kommen und rauchen ihre Pfeife, — wenn Mamsell Grundberg nicht in der Nähe ist. Mamsell Grundberg hat jetzt viel in den Ställen zu tun, denn alle Fünffingerlang tritt ein neues Tierwesen in diese sündige Welt. Es regnet sozusagen Kälber, Lämmer und Ferkelchen; dazwischen gibt es auch komplizierte Fälle, mit denen Mamsell Grundberg und der Viehpfleger nicht fertig werden, dann muß Fräulein Arabella heranziehen, die sich neuerdings auf die Tierheilkunde gelegt hat, denn im Gebiete gibt es nun weder Bräune, noch auch Scharlach oder eine andere nennenswerte Krankheit. So hat jeder Tag seine Sorgen.

Die Leute sehen bei der Flachsarbeit wie die Grasteufel aus. In Haar und Bart stecken Schäben und Hede und der feine Staub dringt in die Augen, Ohren, Nase und Mund. Die Kehle wird trocken, daher ist in dieser Zeit der Konsum von Stofbier in der Hofschänke besonders stark.

Er mag aber noch so stark sein, — die Brauerei deckt ihn. Sie arbeitet mit Woll dampf, ebenso die Brennerlei, die neu ausgerüstet worden ist und ihre Produktion erheblich erweitern soll. Man wird in Zukunft Kartoffeln und Roggen auch von den Nachbargütern beziehen.

Meschwalden industrialisiert sich. Der Baron hat in Riga bei Grahmann eine Lokomobile und eine Dresch garnitur gekauft. Man wird nun nicht nur mit Dampf dreschen, sondern auch mahlen, Schindeln und Bretter schneiden und Flachs brechen. Man hört schon tagtäglich das Klappern der Mühle und das Kreischen des Gatters, oder das Sausen der Schindelmaschine. Punkt zwölf Uhr läßt der Maschinist den gellenden Mittagspfeiff ertönen, — man hört ihn auf zehn Werst in der Kunde. Das Pferd des alten Wulfke, der gerade vorüberfährt, macht einen schüchternen Versuch durchzugehen.

— Halt em fest! — schreit Wulfke dem Bocher zu, — der Fuß ist an die Fabrike nich gewöhnt! — Das is de Meschwaldensche Fabrike, — sagt er, — alles mit Dampf! Di, der Meschwaldensche Herr! Der kann alles, schreibt er sich doch als Millionär . . .

Eine faule Zeit der Winter. Verwalter Drauding und Förster Claus spielen bis zur Ohnmacht Schafskopp und trinken dazu Warmbier, und wenn sie nicht mehr können, dann nehmen sie die Flinten, gehen in den Wald und stöbern Hasen. Sie schießen so viele Hasen, daß Mamsell Grundberg einmal sogar aus Haien einen falschen Hasen gemacht hat.

Claus, der sich, wie er sagt, bereits wundgelegen hat, macht den Vorschlag, auch in mondhellen Nächten Hasen zu stöbern, aber dafür ist Drauding nicht zu haben, er will seine Nachtruhe.

Um Fastnacht ist die alte Trine, die weit über siebenzig Jahre alt geworden ist und von jungauf in Meschwalden gedient hat, gestorben. Als sie ihr Stündlein nahen fühlte, ließ sie ihren Sohn, den Lunkanwirt, rufen.

— Peter, — sagte sie zu dem Lunkanwirt, — hol' das Predigtbuch von dem Wandbrett und lies die Sterbegebete.

Der Lunkanwirt las die Sterbegebete und die Mutter murmelte leise Wort für Wort mit, denn sie hatte die Gebete seit zehn Jahren im Kopfe, weil sie darauf gehalten hatte, ihr Haus beizzeiten zu bestellen. Als der Lunkanwirt das letzte Gebet gelesen, das Predigtbuch zugeklappt und die Messingschließen zugehakt hat, rief ihn die Mutter ans Bett heran. Mit ihrer dünnen Hand holte sie unter dem Strohsacke einen Leinenbeutel hervor, den sie dem Sohne übergab.

— Im Beutel stecken vierhundertundelf Rubel in Silber und Papier. Dieses Geld habe ich in den langen Jahren meines Lebens erspart. Dreihundert Rubel sind für deinen ältesten Jungen bestimmt, er soll was Ordentliches lernen. Fünzig Rubel zahl in die Kirchenkasse und für das übrige Geld laß ein Kreuz auf mein Grab setzen . . . So, mein Sohn, nun habe ich nichts mehr auf dem Herzen, geh nun und laß mich sterben.

Die alte Trine hatte sich zur Wand gewendet, einen tiefen Atemzug getan und war dann tot.

Man hat sie in einen ordentlichen Eschensarg getan, und der Hofstischler hat darauf gesehen, daß man trockene Bretter genommen hatte. Die alte Trine hat still und starr im Sarge gelegen und sie hat in ihrem Totengewande gar stattlich ausgesehen. Mit diesem Totengewande hatte es aber folgende Bewandnis gehabt:

Gleich nach Weihnachten hatte sich die alte Trine bei der Baronin melden lassen und ihr mitgeteilt, daß sie nun wohl

nicht mehr lange leben werde; sie habe nur noch einen Wunsch: sie möchte ein Sterbehemd aus ganz feiner Leinwand haben, weiße Strümpfe und schwarze Handschuhe, sowie ordentliche Halbschuhe mit leichter dünner Sohle.

— Zeit Lebens bin ich mit Basttschuhen und Basteln gegangen, habe nie Lederschuhe besessen, aber wenn ich vor Gottes Thron treten soll, dann möchte ich doch richtige Schuhe an den Füßen haben.

Diese Bitte war erfüllt worden, man hatte der alten Trine die gewünschten Sachen zugestellt. Tags darauf ließ sie sich wieder bei der Baronin melden, und zwar präsentierte sie sich nun in ihrem Totenkleide, im langen weißen Hemde, den schwarzen Handschuhen an den Händen und den Lederhalbschuhen an den Füßen.

— Sehen Sie, gnädige Veelmahte, so werde ich nun ausschauen, wenn ich im Sarge liegen werde. Vielen Dank für alles Gute! Nun kann ich anständig sterben!

Damit war die alte Trine gegangen und bald hatte man sie mit dem Totengewande bekleiden müssen.

Zweispännig war die alte Trine auf den Gottesacker gebracht worden. Der Pastor hatte eine schöne Rede von den Mühseligen und Beladenen gehalten, er hatte die Treue der Heimgegangenen zu ihrer Herrschaft gepriesen und sie als Muster für den jungen Nachwuchs hingestellt. Als das Grab zugeschaufelt wurde, hatten die Weiber laut geweint und die Männer hatten sich in die Faust geräuspert, wie es sich bei solchen Gelegenheiten schickt.

In der Leutenküche hatte es nachher dicken Reis mit Pflaumen gegeben, so hatte es die Verstorbene angeordnet.

Es gibt Schlackewetter, jenen Zustand, der die Wege vollends unfahrbar macht und den Verkehr für die Dauer von Wochen unterbricht. Der Schnee ist so weich, daß die Pferde durchstoßen, und wo er dünn gelegen hat, da ist er fortgetaut und die Rufen knirschen über den Grant.

In dieser Zeit zwischen Winter und Frühling sieht man zu Hause. Aber man wundert sich nicht, als eines schönen Tages Onkel Sascha vorfährt.

Onkel Sascha, — ruft Baron Walden, — bei dem Wege!

— Macht nichts, macht nichts, — erwidert Onkel Sascha und ordnet umständlich seinen Bart, — ich habe einen alten Kraken angespannt, wenn der sich ein paar Beine bricht, so hat das nichts zu sagen. Wollte nur ein paar Kälberchen von dir kaufen, habe das seinerzeit mit der Mamsell besprochen.

Onkel Sascha sitzt auf seinem kleinen Gürtchen unweit Meschwalden und ist leidenschaftlicher Viehzüchter. Seine Herde ist berühmt und das ist kein Wunder, denn diese Herde ist der Lebensinhalt Onkel Saschas, nein, einer der Lebensinhalte, denn er hat neben diesem noch zwei andere Inhalte, nämlich den phänomenalen weißen Bart und Zigeunerlieder.

Was die Herde anlangt, so lebt Onkel Sascha mit seinem Vieh, wie er sich ausdrückt, Arm in Arm; er regelt selbst in eigener Person Fütterung und Wartung, die nach den aller-rationalisten Prinzipien betrieben wird. Damit die Rationalität bis in die feinsten Details hinein gesichert ist, hat er den Viehstall so bauen lassen, daß er hart an sein Wohnhaus stößt und er direkt aus seinem Schreibzimmer, das zugleich auch sein Schlafzimmer ist, in den Viehstall gelangen kann. Man öffnet eine

Glastür, steigt dann einige Stufen herab und ist dann mitten unter der Herde, „unter der Rinder breitgestirnter Schar“, deklamiert Onkel Sascha mit Gefühl.

Wenn die Tiere am Frühmorgen gestriegelt, gewaschen und gemilcht worden sind und ihr Futter knabbern, dann sitzt Onkel Sascha auf seinem Lehnstuhl mit der langen Pfeife im Munde im Futtergange und liest die Zeitung, oder ein vernünftiges Buch.

Und wenn am Nachmittage die Kühe ihre Ration erhalten haben und wiederkäuend auf der Streu liegen, dann hält Onkel Sascha im Lehnstuhl seine Siesta; er schwört Stein und Bein, daß er ohne die Musik des Wiederkäuens nie und nimmer einschlafen könnte und einfach zugrunde gehen müßte, wenn ihm diese Musik aus dem einen oder anderen Grunde entzogen werden würde.

Der Viehstall Onkel Saschas ist mit seinen unerhört vollkommenen Einrichtungen und der strahlenden Sauberkeit in der Tat eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, man nennt ihn den „Kuhsalon“.

— Aber die Rentabilität? — fragte ein Quidam einst Onkel Sascha.

— Die Rentabilität, mein Allberehrtester? — wiederholte Onkel Sascha und funkte unter den buschigen Brauen hervor, — auf die Rentabilität pfeife ich!

Doch ist Onkel Sascha, — alle Welt nennt ihn so, obwohl er weit und breit keine Verwandten hat, — nicht nur ein hervorragender Viehzüchter, er ist auch Revolutionär; um sein greises Haupt schwebt die Aureole politischen Märtyrertums und hieran ist sein phänomenaler Bart schuld.

Diesen Bart hat Onkel Sascha sich in Rußland, wo er lange Jahre gelebt und „etwas gemacht“ hat, angelegt. Der Bart ist mächtig in die Breite und in die Länge gewachsen und Onkel Sascha pflegt ihn wie seinen Augapfel; man weiß, daß er diese Manneszierde nicht nur strahlt und mit kostbaren Salben behandelt, sondern daß er ihn nächtens in einen grünseidenen Sack sperrt, auf daß er sich nicht verwirre oder sonst Schaden erleide. Dank dieser Pflege glänzt und gleißt denn dieser Wunderbart

in schneeiger Weiße und er ist nicht nur der Stolz Onkel Saschas, sondern des ganzen Kreises, denn so etwas wie Onkel Saschas Bart gibt es weder im Kreise, noch auch in ganz Livland, der Bart ist eben ein Unikum.

Nun hatte es sich ereignet, daß Onkel Sascha kurz vor dem Krimkriege sich nach Riga begeben hatte, um dort Besorgungen zu machen. Er hatte die Fahrt glücklich zurückgelegt und hatte, als er im Hotel Petersburg abgestiegen war, den Bart aus dem Seidensacke gezogen, in welchen er während der Reise geborgen worden war. Er hatte immerhin nicht wenig Zeit gebraucht, um ihn in seiner ganzen Schönheit herzurichten, und war dann seinen Geschäften nachgegangen. Wie groß war aber sein Erstaunen und seine Enttäuschung gewesen, als ihn ein Quartalsoffizier angehalten und ihn zur Polizei bringen wollte.

Was ist denn eigentlich los? — hatte Onkel Sascha gefragt.

— Was los ist? Wissen Sie denn nicht, daß es verboten ist einen Vollbart zu tragen?

— Verboten?

— Jawohl. Und nun machen Sie keine Fisematenten, sondern kommen Sie mit zur Polizei, da wird der Barbier Ihren ungesetzlichen Bart zurechtstutzen.

Das war Onkel Sascha denn doch über die Hut schnur gegangen. Er hatte sich legitimiert und der Quartalsoffizier hatte nun vor dem alten Herrn im Wanstrocke und Schmierstiefeln ganz andere Saiten aufgezogen. Dennoch hatte Onkel Sascha sich beim Polizeimeister gemeldet und dieser hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß Vollbärte als Zeichen revolutionärer Gesinnung in der Tat verboten seien, trügen doch die Carbonari solche Bärte, wie Seine Majestät, der wohlbehalten regierende Kaiser und Herr, mißfällig zu vermerken geruht haben. Der Herr Baron täte also gut daran, sich das Kinn ausrasieren zu lassen. Der Herr Baron hatte darauf geantwortet, das falle ihm in sieben kalten Wintern nicht ein. Er hatte die Tür hinter sich zugeknallt, hatte anspannen lassen und war nach Hause gefahren.

Der hinkende Bote war aber nachgekommen. Eines unholden Tages war auf Onkel Saschas Gürtchen ein Schreiben vom Gouver-

neur eingetroffen, in dem ihm nahegelegt wurde, sich das Kinn ausrasieren zu lassen.

In heller Wut hatte Onkel Sascha vor dem Spiegel gestanden und war drauf und dran gewesen, über den Prachtbart das Schermesser kommen zu lassen.

-- Ich stand da, — erzählte er, — wie Abraham, der seinen Sohn Isaak opfern sollte; schon hatte ich die Schere gepackt, da stürzte Ljuba ins Zimmer und schrie: „Am Gottes willen, gnädiger Herr, sind Sie verrückt geworden?“ Das brachte mich zur Besinnung, ich legte die Schere beiseite, rief Kutscher Mikel und ließ mir das Kinn ausrasieren, — so, einen knappen Finger breit. Die Barthaare sandte ich mit einem entsprechenden Schreiben an den Gouverneur . . .

So war es Onkel Sascha mit dem Barte gegangen, und seither glaubte er ein Opfer der Reaktion zu sein, wenngleich das ausgerasierte Kinn schon längst wieder verwachsen ist. Ebenso ist das Interesse erloschen, das die Nigasche Gendarmenverwaltung im Laufe einiger Jahre an ihm genommen hatte. Man hatte an Onkel Sascha keine weiteren umstürzlerischen Tendenzen entdecken können.

Der dritte Inhalt seines Lebens ist nicht, sondern war Ljuba, die ihn vor der Vernichtung des Bartes durch ihr Dazwischentreten bewahrt hatte. Man muß jedoch unter Ljuba nicht eine bestimmte Person verstehen, sondern diesen in unserem Lande ungewöhnlichen Namen als Kollektivbegriff für alle Mädchen nehmen, die braunhäutig, blitzäugig und schlankgliedrig mit ihrer Sippe durch das Land stolzen, also für die Weiblichkeit des unruhigen Völkchens der Zigeuner.

Während seines Aufenthaltes in Rußland hatte sich Onkel Sascha für den Zigeunergesang in einem Maße begeistert, daß er nach seiner Heimkehr in die Heimat im Laufe einer Reihe von Jahren bemüht gewesen war, stimmbegabte Zigeunerinnen zu entdecken und dieses Genre der Liedkunst auch bei uns einzubürgern.

Den Schreibtisch Onkel Saschas zieren neben Bildnissen von Prachtkühen und Zuchtbullen vornehmster Abstammung unzählige Bildnisse berühmter Moskauer, Odeessaer und Petersburger Zi-

geunerfängerinnen, Daguerrothpe und Aquarelle mit zum Teil sehr herzlichen Aufschriften. Onkel Sascha liebt nicht nur den Zigeunergefang, sondern er versteht es auch, ihn meisterlich auf der Gitarre zu begleiten. Der berühmte Moskauer Zigeunerfänger Schischkin hatte ihm allen Ernstes angetragen, in seinen Chor als Gitarrenspieler einzutreten, doch hatte Onkel Sascha dieses schmeichelhafte Angebot abgelehnt, denn erstens hatte er es nicht nötig und zweitens wäre es nicht standesgemäß gewesen. Onkel Sascha blieb daher nach wie vor selbstloser und begeisterter Mäzen der schwarzbraunen Leute, denen er in schweren Stunden des Lebens nach Vermögen beisprang, dafür liebten ihn die Zigeuner und ebenso die Zigeunerinnen, die er allen Ernstes als Ausbunde aller Tugenden betrachtete und sie demgemäß behandelte. Sein Bestreben war seit Jahren dahin gegangen, beiunszulande Zigeunerinnen ausfindig zu machen, die stimmbegabt genug sind, um einen richtigen Zigeunerchor zusammenzubringen. Aber seine Bemühungen waren erfolglos geblieben. So viele Zigeunermädchen er auch hatte prüfen lassen, keine einzige hatte auch nur eine Spur von musikalischer Begabung aufgewiesen. Wohl aber hatte seine sonderbare Schwärmerei ihm Unannehmlichkeiten aller Art eingetragen. Entweder war der eine oder andere seiner Schützlinge mit ein paar Kupferkasserollen aus der Küche Onkel Saschas verschwunden, oder es war auch geschehen, daß eine Zigeunerin mit dem gesamten Silberzeug bei der Musiklehrerin in Riga, bei der Onkel Sascha sie hatte unterrichten lassen, auf und davongegangen war und Onkel Sascha den Schaden hatte bezahlen müssen.

Der Einfachheit wegen nannte er alle Zigeunerinnen „Ljuba“, wie er der Einfachheit wegen alle Bürgerlichen durch die Bank „Herr Thomson“ nennt.

— Erlauben Sie, Herr Baron, — hatte einmal Wassermüller Normann protestiert, — ich heiße nicht Thomson, sondern Normann!

— So, so, das kann schon sein, — hatte Onkel Sascha geantwortet, — daß Sie, Herr Thomson, eigentlich irgendwie anders heißen, aber das geht mich den Teufel was an.

Mit unendlicher Mühe hatte Onkel Sascha, als es mit den Zigeunerinnen endgültig nicht gegangen war, seinen Hofsmädchen Zigeunerlieder beigebracht.

— Gute Stimmen haben ja die Marzellen und musikalisch sind sie auch, aber es fehlt ihnen die Träne und die ist doch schließlich die Hauptsache, — so pflegte Onkel Sascha zu klagen.

— Und so hast du die Zigeuner endgültig aufgegeben? — fragte Walden.

— Ja, das habe ich nolens volens tun müssen! Ich habe sie aufgegeben, aber sie haben mich nicht aufgegeben. Stell dir nur vor, was in der vorigen Woche passiert ist: da kommt eines Morgens ganz früh meine brave Mamsell in mein Schreibzimmer und meldet schreckensbleich, in die Handkammer sei eingebrochen worden.

Tatsächlich war das bei uns ganz Unwahrscheinliche zum Ereignis geworden; jemand war durch das hochgelegene Fenster in die Handkammer eingestiegen und hatte sich über Schinken, Gallert, Würste und Speckkuchen hergemacht. Nicht genug damit, hatte der Bandit auch verschiedene Flaschen meiner Vitböre gründlich versucht und zuguterlezt, wohl nur im Versehen, mehr als eine halbe Flasche Bitterwasser sich einverleibt.

— Das werden die verdammten Zigeuner gewesen sein, — zetert die Mamsell, dann aber horchen wir auf, denn wir hören ein Icises Wimmern. Es kommt aus dem großen leeren Kasten in der Ecke. Mit Mühe heben wir den schweren Deckel hoch und prallen entsetzt zurück, — im Kasten liegt ein spritzbesoffener Zigeuner und es unterliegt keinem Zweifel, — das Bitterwasser hat gewirkt.

Also, was tun? Wir klappen den Deckel säuberlich zu, rufen den Waggar und einige Knechte, die den Kasten mitsamt dem Zigeuner zum Ententeich tragen und ihn im Ahling gründlich tunken. Damit der Mann sich nicht erkältet, bekommt er nachher im warmen Pferdestall eine tüchtige Tracht Prügel und dann lassen wir ihn laufen.

Walden lacht und Onkel Sascha stimmt ein. Dann machen sie eine Partie Biquet und Onkel Sascha fährt mit zwei Kälbern auf und davon. Er läßt sich nicht halten, denn zu der wichtigen Abendfütterung muß er unbedingt zu Hause sein.

Der Winter ist eine faule Zeit, aber schließlich nimmt er doch ein Ende. Eines Tages faust hohl und schwer der Taumwind durch die Eichen. Der Schnee schwindet. Es riecht nach Frühling. Man panscht durch das Gemisch von Schnee und Wasser.

Die Dohlen beginnen sich zu regen und die Spazierer zwitschern liebesfelig. Gärtner Lehmborg rüstet die Treibbeete, in einer sonnigen Ecke stecken Krokus und Schneeglöckchen die Nase hervor.

Förster Claus erscheint eines Tages naß bis auf die Knochen, — er ist drei Stunden lang auf dem Eise der Lumlucht auf dem Bauche gekrochen, um sich an Schwäne anzupürschen. Als es soweit war, hatte er schandbar gepudelt.

— Machen Sie einen Schnaps, — hatte Drauding gesagt, und der Förster hatte den Rat befolgt.

Schon sind die Felder an den Berglehnen trocken, in der Mittagssonne dampft die Erde.

— Na, Drauding, — sagt der Baron, bald wird man wohl mit dem Pflug auf das Feld können?

— Jawoll, Herr Baron!

Mächtig schallt Draudings Stimme über den Hof und in der Geschirrkammer; er fühlt das Blut in seinen Adern rascher pulsen. Pflüge und Eggen werden in Ordnung gebracht, Sattler und Stellmacher haben alle Hände voll zu tun. In der Handklee zankt der Hofschmied mit Waggars Stabulit wegen Eisen.

Drauding reitet aufs Feld hinaus. Er hat vom Kirchspielsrichter einen Kappen gegen einen Fuchs getauscht und dreißig Kubel zubekommen. Drauding steigt ab und stampft über das Feld.

— Jawohl, es geht, man kann schon, — das Feld ist trocken, also los mit der Laura!

Am Nachmittage rasseln fünfzehn Pfluggespanne zum Tore hinaus. Die Pferde wiehern, die Jungen tragen die Mützen auf einem Ohr. Drauding brüllt und Stabulit hastet mit dem Stecken

in der Hand. Vor der Anfahrt tänzelt der Schimmelwallach. Baron Walden schwingt sich in den Sattel und reitet aufs Feld . . .

*

Mit den ersten Schwalben erscheint Herr Fischer auf der Bildfläche. Herr Fischer, das Mädchen aus der Fremde, wie er sich selbst nennt, oder der Bittschriften-Fischer, wie er von den Bauern genannt wird. Herr Fischer gibt an, daß er ein direkter Nachkomme eines hohen Geistlichen sei, wes zum Zeugnis er in dem Sacke, der sein kärgliches Gepäck birgt, eine mächtige Bibel mit dem Bildnis des genannten kirchlichen Würdenträgers führt. Diese Legitimation zeigt Herr Fischer jedoch nur dann vor, wenn er betrunken ist, oder in eine Schule oder ein Gemeindehaus einrückt, wo er noch nicht bekannt ist; das eine wie das andere kommt sehr oft vor. Denn erstens hat Herr Fischer einen heidenmäßigen Durst und zweitens ist er ein Wandervogel, der ganz Livland kreuz und quer durchzieht, sobald die ersten Schwalben schwirren; über Winter verschwindet er; die Tama will wissen, daß er die Wintermonate in Riga in der Vorstadtherberge einer alten Tante verbringt, die im Laufe von langen dreißig Jahren bemüht ist, den verlorenen Sohn auf den Pfad der Tugend und eines geordneten bürgerlichen Lebens zu rangieren.

Bisher ist ihr das nicht gelungen, obwohl sie Herrn Fischer oft und scharf genug ins Gewissen redet und ihn knapp hält. Aber Herr Fischer weiß sich zu helfen. Aus besseren Zeiten, da er noch auf hohen Schulen an den Brüsten der Weisheit gelegen hatte, hat sich neben der Familienbibel absonderlicherweise eine Elektrifiziermaschine erhalten, mit der Herr Fischer in den bösen Wintermonaten durch die Einfahrten und Vorstadtkneipen Rigas zieht und die in dem polierten Kasten schlummernden geheimnisvollen Kräfte dem Volke vorführt. Man glaube aber nicht, daß Herr Fischer den Leuten sinnlose elektrische Schläge versetzt oder aber sonstige Ulfanzereien macht, nein, er behandelt die Sache durchaus aus dem Standpunkte der Wissenschaft, die sich in den Dienst der Praxis stellt, d. h. er kuriert mit Elektrizität. Jede beliebige Krankheit. Und das Bemerkenswerteste ist, er hat fabelhafte Erfolge. Bauchgrimmen, Harthörigkeit, Sicht

und andere Gebreite sind, wie die Bauern sagen, wie mit der Hand weggenommen, wenn der elektrische Strom gründlich durch den Körper gejagt worden war.

Diese Tätigkeit bringt Herrn Fischer nicht nur klingende Münze ein, sondern, was für ihn weit wichtiger ist, Akung und einen guten Trunk. Wenn er einen guten Trunk iatus hat, dann erweist es sich, daß in Herrn Fischer ein unerschöpflicher Born von Wizen und Pratchen steckt, den er ebenso reichlich sprudeln läßt, wie seine Zuhörer das Bier und den Schnaps, mit dem sie seine Vorträge lohnen.

Herr Fischer ist nicht nur Mediziner und Anekdotenerzähler, sondern auch Rechtsbeflissener. Neben dem Bibelbuche besitzt er einen Band der Bauernverordnung, aus dem er seine Weisheit holt, wenn es gilt einem Bäuerlein guten Rat zu erteilen. Eigentlich ist Herr Fischer ganz wider Willen in die Funktionen eines Bittschriftenschreibers hineingeraten, und zwar ist das so geschehen, daß einmal ein Bauer, der gerade einen Prozeß mit dem Hofe hatte, dem Mann, der ihn mit der elektrischen Maschine kuriert und dann mit den tollsten Geschichten amüsiert hatte, sein Leid geklagt und mitgeteilt hatte, daß sein Prozeß nicht von der Stelle rücke, obgleich er dem Ministerial der betreffenden Gerichtsbehörde gegenüber weder mit Butter, oder Eiern, oder auch etlichen Rubeln in bar sich habe lumpen lassen.

Herr Fischer, der einen offenen Kopf besitzt, und etliche, wenn auch nur ganz verschwommene Begriffe vom Provinzialrecht und der Bauernverordnung hat, hatte sich die Chance nicht entgehen lassen, er hatte den nötigen Rat erteilt und der Bauer hatte seinen Prozeß gewonnen. Wenn das nun auch ohne Zutun des Herrn Fischer geschehen wäre, so stand von nun an der Ruf des Herrn Fischer als eines profunden Rechtsverständigen bei den Bauern fest und er begann allmählich eine Rolle zu spielen.

Freilich zum Leidwesen der guten alten Tante, denn nach solchen Rechtskonferenzen wankt Herr Fischer gewöhnlich in einem erbarmungswürdigen Zustande in seine Herberge, und was das Schlimmste ist, wenn Herr Fischer, wie er sich ausdrückt, einmal in Schwung geraten ist, dann gibt es so bald kein Ende. Dieses

pflegt nur dann einzutreten, wenn Rock und Stiefel den Weg aller Irdischen gegangen sind und Herr Fischer barfuß an der Pumpe steht und mit schönem Wasser seinen Hüllenbrand löschen muß.

Wenn aber der Frühling ins Land kommt, dann wandert Herr Fischer; keine Macht der Erde hätte ihn in der Stadt halten können. Die gute alte Tante hatte es einmal versucht, ihn in der Stadt zu halten, indem sie Herrn Fischers Stiefel versteckt hatte, aber als sie am Morgen in die Herberge hineinschaute, sie tut das stets nur in der Weise, daß sie durch das Fenster lugt, da sah sie, daß das Nest leer war, — der Vogel war barfuß ausgeflogen.

Herr Fischer besucht bei diesen Wanderungen seine alten Kunden und er wirbt neue; daran fehlt es nicht, denn einesteils prozessiert der Bauer gern, andernteils aber bringen es die neuen Verhältnisse mit sich, daß verwickelte Rechtsfragen entstehen, die die Anrufung der Behörden erforderlich machen. Der Weizen des Herrn Fischer blüht. Er ist gern gesehener Gast in den Schulen und Gemeindegäußern, denn sein Anekdotenschatz ist unerschöpflich und seine persönlichen Erlebnisse bieten eine Fülle des Nachsinnlichen und Anregenden. Hat doch Herr Fischer nicht nur in Heidelberg, sondern auch in Jena und Bonn studiert und eine fabelhafte Klinge geschlagen, und was er sonst losgelassen hat, kann nur unter Männern erzählt werden. Das hört man gern.

Freilich gibt es einen Haken, die Frauen und Töchter der Lehrer und Gemeindegemeinderichter sehen Herrn Fischer nicht gern, denn es läßt sich, so peinlich das auch ist, nicht verschweigen, daß Herr Fischer, wie Frau Parochiallehrer Schwalbe sich ausdrückt, Einwohner hat. Man empfängt ihn daher nicht in den Privatgemächern, sondern im Gerichtszimmer oder in der Schulstube, wo man auch sein Nachtlager rüstet und nachher hochgeschürzt eine große Reinigung vornimmt.

Zimmerhin tut diese Eigentümlichkeit seinem Ansehen nur in den Augen der Frauen einigen Abbruch, — auch für sie ist und bleibt er trotzdem der „Kungs“, der „Herr“ Fischer, der aus angesehenstem Geschlechte stammt, studiert hat, und trotz seiner Verkommenheit das Geld, — wenn er solches hat, — mit feigneu-

raler Geste durch die Finger rinnen läßt. Wenn er sehr betrunken ist, mit gewaltiger Stimme Monologe aus Goethe oder Schiller donnert, oder aus der Ilias deklamiert, den wildverwuschelten Kopf auf den Tisch sinken läßt und mit einem Kluckern in der Stimme sein verwuscheltes Leben verflucht und Stein und Wein schwört, es werde anders werden. Bei Gott, morgen am Tage, dann könnte man ihm beinahe glauben.

Doch das nur nebenbei. Wenn Herr Fischer irgendwo auftaucht und im Schulhause oder auch in der Hofschänke sein Standquartier aufschlägt, dann finden sich bald die Rechtsbedürftigen ein, und Herr Fischer hört sie an und schreibt Eingaben und Bittschriften. Natürlich muß hierbei die Kehle angefeuchtet werden und Herr Fischer läßt Worte profunder Weisheit hören. Seine Feder eilt über das Papier, und wenn alles in Ordnung ist, wenn Herr Fischer das Schriftstück verlesen und von der Diele eine Handvoll Sand aufgerafft und über die nasse Tinte gestreut hat, dann kommt der große Moment, da der Bauer ankend und stöhnend in die Tasche greift, den Beutel hervorholt und einen, zwei, oder auch drei Rubel Herrn Fischer in die Hand drückt. Aber das genügt nicht immer. Mitunter ereignet es sich, daß Herr Fischer einen Zuschlag fordert, für die Decke des Gerichtstisches, oder für den Spiegel, jenes dreieckige Gebäude, das auf den Gerichtstischen aller Behörden des russischen Reiches prangt und die kaiserliche Gerichtshoheit versinnbildlicht. Solche Zuschläge erhebt Herr Fischer nur dann, wenn an seiner Garderobe etwas nicht in Ordnung ist, wenn die Stiefel auseinander gehen, oder durch Rock und Hosen der Wind zu pfeifen beginnt. Im übrigen macht er mit seinem äußeren Menschen wenig Umstände, denn er bekennt sich zur Schule der Zyniker.

Auf seiner diesjährigen Tournee ist Herr Fischer nach Meschwalden gekommen, nachdem er zuvor einen Besuch in der Nachbargemeinde abgestattet hat. Dort lebt ein Gemeindefreiber, auf den die Persönlichkeit des Herrn Fischer einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Schreiber Luksting, dessen Bildung den vollen Kurfus einer Parochialschule umfaßt, hat sich vor vier Jahren vorgenommen zu studieren. Er hat sich auf den Hofsboden gesetzt und büffelt nun darauf los, um das Abiturium als

Externer zu bestehen. Herr Fischer hat sich davon überzeugen können, daß der Mann seine Absicht nach etwa einem Jahre wird durchführen können. Ein toller Hering, hat Herr Fischer gesagt.

Nun ist Herr Fischer nach Meschwalden gekommen und da hat es einen Zwischenfall gegeben, in den Verwalter Drauding als Vertreter der Gutspolizei hat eingreifen müssen. Herr Fischer hat in der Hofschänke Aufenthalt genommen, und der Krüger hat den guten Verzehrer mit Zuruf und Handschlag begrüßt, obwohl er weiß, daß man „oben“ den Wandersmann nicht gern sieht, weil er den Leuten die Köpfe verdreht. Natürlich ist auch Verwalter Drauding Herrn Fischer nicht grün; wenn Fischer dem Verwalter begegnet und in verbindlicher Weise grüßt, dann fragt Drauding brummig, welcher Deiwel ihn denn hergeritten habe.

Herr Fischer läßt sich dadurch nicht verblüffen, hat er sich doch viele rauche Winde um die Nase blasen lassen. Er rächt sich für die Unfreundlichkeit dadurch, daß er mit Verwalter Drauding nur lettisch spricht, was diesen als Standesperson ungeheuer ärgert, aber anhaben kann er dem Fischer nichts.

Nur aber war es so gekommen, daß Verwalter Drauding Herrn Fischer sogar die Hand gereicht hatte. Er hatte sie allerdings später am Hofenboden abgewischt, aber Fischer hatte diese Bewegung nicht gesehen.

Nachdem Herr Fischer in der Hofschänke seinen Einzug gehalten hatte, war alsbald der ewige Prozeffierer Resnis erschienen; sie hatten ein paar Flaschen getrunken, die Köpfe zusammengesteckt und eifrig beraten; mit einem Male aber hatte es einen Hüllenkrach gegeben. Herr Fischer hatte dem Resnis eine um die Böffel gehauen, die nicht von schlechten Eltern war, Resnis hatte kontra gegeben und dann war die Keilerei losgegangen; wenn Resnis auch über weit größere Kräfte verfügte, als Herr Fischer, so war dieser doch als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, denn er war der gewandtere, hatte er sich doch in unzähligen Holzereien während seiner Studienzeit in unzähligen Bierdörfern eine prominente Technik beigelegt.

Da während des Kampfes die Theke der Schänke bedroht erschien, so war der Krüger nach oben gelaufen und hatte den Verwalter als Succurs herbeigeholt.

-- Also wie ist es eigentlich zu dem Skandal gekommen? fragt Verwalter Drauding den Herrn Fischer.

— Schauen Sie einmal, Herr Verwalter, — sagt Herr Fischer, dieses Mal in deutscher Sprache, denn Herr Fischer ist Diplomat, er will den Verwalter nicht unnütz verärgern, — ich hatte da mit dem Resnis eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen, Sie wissen doch, er prozessiert mit dem Hofe, und als ich ihm sagte, daß seine Sache ganz aussichtslos ist, da meinte er, dann bleibe ihm nichts anderes übrig, als zum russischen Glauben überzugehen. Als er das gesagt hatte, da haute ich dem Schweinehund eins um die Köpfe und dann ging es los. Als Nachkomme eines Kirchenfürsten konnte ich die Gemeinheit des Kerls natürlich nicht ungerügt lassen.

Da hatte Verwalter Drauding Herrn Fischer die Hand gereicht. Abgewischt hatte er sie erst, als er wieder aus dem Krüge war. Am selben Abend hatte der Hofschreiber eine Eingabe an das Ordnungsgericht verfassen müssen, betreffend Belangung des Resnis wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in ideeller Konkurrenz mit Widerstand gegen die Gutspolizei. Wenn Resnis auch nicht gegen den Verwalter gemußt hatte, so konnte die Schlußphrase, die dem Verwalter besonders juridisch klang, nichts schaden.

Herrn Fischers Ansehen ist seither enorm gestiegen. Man achtet ihn wegen des Sieges über den Kaufbold Resnis, und sogar die Herrnhuter haben sich mit ihm wegen seines tapferen Eintretens für den angestammten Glauben versöhnt. Allerdings hat Herr Fischer nichts davon, denn die Herrnhuter prozessieren nicht und sie gehen auch nicht in den Krug.

Aber Herr Fischer hat dieses Mal seine Elektrifiziermaschine mit, er hat sie nicht, wie gewöhnlich, gegen Ende des Winters in Riga in irgendeiner Kneipe versehen müssen, er ist daher in der Lage den Leuten, die seines juristischen Beistandes nicht bedürfen, als Mediziner beizuspringen. Er tut es gern und erntet klingenden Lohn.

Es ist wieder Georgitag und gleichzeitig Ostern. Die Luft weht mild und warm über Wiesen, Felder und Wälder. Hinter dem Englischen Garten schimmert die Blänke der ausgetretenen Tumschupe; in den Gräben rieseln und gurgeln die Frühjahrswasser. Hinter der Mälzerei hängt in den Birken die Schaukel. Die Jungen schwingen sie hoch hinauf, die Mädchen kreischen und lachen. Vor den Knechtshäusern sitzen die Frauen und schwagen. Die einen schauen den Hühnern zu, die im warmen Sande baden, die anderen haben Kinder zwischen die Knie geklemmt und scheiteln die Flachsköpfe mit einem Messer, was gefunden wird, wird mit dem Stiel des Messers totgedrückt. Es knackt und Zanxit quiekt mißbergnügt. Die Alten rauchen und blinzeln in die Sonne hinein. Jemand streicht auf dem Monochord eine fromme Melodie.

Auf einem Hügel halten zu Pferde der Meschwaldensche, Egon, Drest und Verwalter Drauding. Sie haben nach scharfem Ritt über die Felder die Zoppen aufgeknöpft und die Mützen in den Nacken geschoben. Das ganze Hofsfeld und die Hoflagen sind umritten worden. Man hat den Wirtschaftsplän für die kommende Kampagne besprochen. Die Knaben haben aufmerksam zugehört, und man hat ihnen das eine oder das andere erklärt. In der Landwirtschaft kann man gar nicht früh genug anfangen.

Die Gäule schnauben in die warme Morgenluft hinein. Auf der Landstraße ziehen hochbeladene Fuhrn, schreiten schlenkrige Kühe, blöken Schafe, grunzen Schweine, belfern Kranz und Zitronen. Auf den Wiesen blühen Dotterblumen, Himmelschlüssel und Mehlprimeln. Die Räder rollen weich über den Kies; man hört einen Zuruf, das Bruchstück eines verwehenden Liedes.

Weit und licht spannt sich der Himmel über Meschwalden. Aus der dampfenden Ackerfurche rüttelt eine Lerche singend in die blaue Höhe hinauf. Am Englischen Garten quakt ein leidenschaftlicher Erpel. „Kiwitt“ sagt resigniert der Kibiz. Das Medern einer Befassine summt wie das Vibrieren einer Cellosaite durch die blanke Luft. In der Ferne hört man das Rullern der Birzhähne. Die Lerchen jubeln, der Fink schmettert, die Brachvögel flöten und Zironenfalter gaukeln um goldbestäubte Weidenkäzchen. Der Meschwaldensche richtet sich im Sattel auf. Er wirft einen weiten Blick über die Felder, Wiesen und Birsen, bis an den blauenden Wald. Hoch oben ziehen sehnsüchtig trompetende Kraniche.

Der Frühling kommt ins Land . . .

E n d e.